# Fenelon,

## Erzbischof von Cambrai.

Ein Lebensbild

von

**E. R. Wunderlich,**

Pfarrer in Bondorf, Würtemberg.

**Hamburg.**

Agentur des Rauhen Hauses.

Druckerei des Rauhen Hauses in Hamburg. 1873.

# Vorwort.

Fenelon ist einer der seltenen Schriftsteller, deren Werke für jedes Lebens=Alter geeignet, anziehend und belehrend sind. Neben den glänzenden Eigenschaften seines Geistes ist es besonders sein edles Gemüth, das sich in seinen Schriften spiegelt, was jedem Leser Bewunderung und Liebe einflößt. Seine Werke sind zum Theil längst in die verschiedensten Sprachen übersetzt, seine Lebens=Geschichte verdient aber mehr, als es bis jetzt der Fall ist, auch in Deutschland gekannt zu werden. Das Charakterbild des in jeder Beziehung hervorragenden Mannes und die Geschichte seines durch heftige Stürme des Schicksals bewegten Lebens erhält noch eine besondere Bedeutung durch den Hintergrund einer welthistorischen Zeitperiode, auf welchem es sich abhebt. Das Zeitalter Ludwigs des XIV., sein persönlicher Charakter, sein Hof, seine Kriege, sein Mißgeschick, die religiösen Gegensätze jener Zeit, das Papstthum und Anderes wird durch die Be=

ziehungen, in welche Fenelon mit den wichtigsten Personen und Begebenheiten seiner Zeit gekommen ist, ins Licht gestellt.

Besonders im gegenwärtigen Augenblick dürfte es zeitgemäß sein, die Erinnerung an einen Mann, wie Fenelon, wieder aufzufrischen. Die Männer von evangelischer Richtung, welche noch im Anfang dieses Jahrhunderts eine Zierde der katholischen Kirche waren, sind so ziemlich ausgestorben; die Gegensätze zwischen den Confessionen haben sich verschärft, die ultramontane, jesuitische Richtung hat sich in der römischen Kirche der Alleinherrschaft bemächtigt, auf dem Concil den Sieg davongetragen; der Kampf zwischen Rom und dem evangelischen Staat ist entbrannt. Da dürfte es für die evangelische und selbst für die katholische Kirche von Werth sein, in einem solchen Friedensbild aus früherer Zeit, einem so vorherrschend evangelisch gesinnten Manne, der doch als treuer Diener der katholischen Kirche lebte und starb, die Versöhnung der Gegensätze anzuschauen.

Fenelon ist neben Bossuet eine der bedeutendsten Größen der gallikanischen Kirche. Es stellt sich in seiner mystischen Richtung, wie in der verwandten des Jansenismus (gegen den übrigens Fenelon als Gegner auftrat), eine aufs Praktische, aufs innere Leben gerichtete Seite der römischen Kirche dar. Wie die Mystiker die Vorläufer der Reformation gewesen sind, so wird jeder evangelische Christ in Fenelon, trotz seiner strengen Unterwürfigkeit unter das System der römischen Kirche, doch leicht einen Geistes-Verwandten erkennen. Wird doch selbst von protestantischer Seite zugestanden, daß in jener Zeit des protestantischen Scholasticismus das kirchliche und wissenschaftliche Leben der protestantischen Kirche zuweilen an geistigem Reichthum und Mannigfaltigkeit gegen das des Katholicismus zurückstehe, und daß unsre Kirche in jener

Zeit anziehende Persönlichkeiten nicht in gleicher Anzahl, wie das gleichzeitige katholische Frankreich aufzuweisen habe.*)

Die Hauptquelle unsrer Darstellung ist die Biographie Fenelon's von Bischof de Bausset; sie ist von katholischem, ja von jesuitischem Standpunkt abgefaßt, aber ebendeßwegen darf die Begeisterung für Fenelon, die aus ihr hervorleuchtet, als desto unparteiischer erscheinen; von besonderem Werth aber sind für den unparteiischen Leser die zahlreichen Briefe und Handschriften, welche uns in das innerste Geistes- und Gemüths-Leben des Mannes hineinblicken lassen und uns zugleich, auch in der deutschen Nachbildung, eine Idee geben können von der Schönheit des Styls, hinsichtlich welcher Fenelon von seinen Landsleuten als unübertroffen geachtet wird. Außerdem ist Ranke's französische Geschichte, Sugenheim, biographische Skizzen, Holst, Ludwig XIV. u. A. benützt worden.

---

*) Gaß, Geschichte der prot. Dogm. S. 151.

# Inhalts-Verzeichniß.

## Erstes Buch.



## Zweites Buch.

## Drittes Buch.

### Fenelon's Amtsthätigkeit und Privatleben.

Seite

## Viertes Buch.

### Stellung Fenelon's zu den politischen Verhältnissen.



## Fünftes Buch.

### Fenelon's Thätigkeit in den letzten Lebensjahren und sein Ende.

# Erstes Buch.

## Fenelon's Jugend.

### 1. Fenelon's Familie.

Fenelon stammt aus einer altadeligen Familie, welche sich im Staatsdienst, im Krieg und in kirchlichen Würden vielfach ausgezeichnet hat. Sein Vater, Graf v. Lamothe-Fenelon, war in zweiter Ehe vermählt mit Luise v. St. Abre. Aus dieser Verbindung wurde Franz Fenelon in dem gräflichen Schloß in Perigord im Südwesten Frankreichs geboren den 6. August 1651, und als ein Kind von zartem Körperbau, aber trefflichen geistigen Anlagen von seinen Eltern mit besondrer Liebe und Sorgfalt erzogen, während die Kinder erster Ehe schon erwachsen und in Kriegsdienst getreten waren.

Von bedeutendem Einfluß auf Fenelon's Charakter und Bildung war der Bruder seines Vaters, der Marquis Anton v. Fenelon. Dieser Mann, von welchem der berühmte Condé sagte, er sei gleich gewandt im Kriegswesen, in Staatsgeschäften und in der geselligen Unterhaltung, hatte sich zuerst in der militairischen Laufbahn durch ausgezeichnete Talente und glänzende Tapferkeit die Achtung und Freundschaft der größten Feldherren seiner Zeit erworben. Später zog er sich in das Privatleben zurück und suchte die Grundsätze strenger Ehrenhaftigkeit und entschieden christlicher Frömmigkeit, von welchen er sich selbst leiten ließ, auch in weiteren Kreisen geltend zu machen. In demselben Jahr, in welchem Franz Fenelon

geboren ward, stellte sich sein Oheim Anton mit einigen andern angesehenen Männern, auf Veranlassung des frommen Vorstehers von St. Sulpice, Olier, an die Spitze eines Vereins zur Unterdrückung des Zweikampfs, dessen Statuten am Pfingstfest 1651 vor vielen vornehmen Zeugen in der Kapelle des Seminars St. Sulpice feierlich unterzeichnet wurden. Es wurden nur Edelleute von erprobter Tapferkeit in die Verbindung aufgenommen und sie nahm so guten Fortgang, daß im Jahre 1656 der achtzigjährige Vincenz v. Paula, der berühmte Stifter des Missions-Ordens der Lazaristen, deßhalb nach Rom schrieb, um eine Bestätigungs-Bulle vom Papst auszuwirken. Auf den jungen König Ludwig XIV. machte die sittliche Haltung dieser Ehrenmänner einen solchen Eindruck, daß er während seiner langen Regierung nie weder durch Rücksichten der Geburt noch durch Gunst sich bewegen ließ, Duellirende zu begnadigen.

Der Marquis hatte 2 Kinder; seinen einzigen Sohn wollte er selbst in die militairische Laufbahn einleiten und führte ihn im Jahre 1669 zur Belagerung von Candia. Er schärfte ihm fleißig ein, daß sein Leben nicht in der Gewalt der Feinde, sondern in der Hand dessen stehe, der unsre Tage zählt; und daß man nichts Gott wohlgefälligeres thun könne, als für seinen König sterben. Der hoffnungsvolle Jüngling starb an den Folgen einer Wunde, und der Vater, dem sein frommer Glaube auch in diesem schmerzlichen Verlust zur Stütze gereichte, widmete nun den Rest seiner Jahre der Erziehung seiner einzigen Tochter, welche sich noch vor seinem Tode verheirathete; zugleich aber war es eine freundliche Fügung Gottes, daß ihm durch sein väterliches Verhältniß zu seinem Neffen, welcher mehr und mehr unter seine Leitung kam, der Verlust seines Sohnes gewissermaßen ersetzt wurde. Als bezeichnend für den ernsten Sinn und für die rückhaltslose Offenheit dieses Mannes mag noch das Wort angeführt werden, mit welchem er dem Erzbischof von Paris, v. Harlay, zu seiner Ernennung Glück wünschte: „Es ist ein großer Kontrast zwischen dem Tag, wo Sie, gnädiger Herr, die Glückwünsche von ganz Frankreich wegen dieser Würde empfangen, und dem, wo Sie Gott Rechenschaft von Ihrer Amtsführung ablegen werden.“

## 2. Fenelon's Kindheit.

Den ersten Unterricht erhielt der Knabe, der sich frühe schon durch Muth und Besonnenheit auszeichnete, von einem Hofmeister, welcher eine tüchtige classische Biltung besaß und seinem Zögling Geschmack für dieselbe beizubringen wußte. In wenigen Jahren führte er ihn so tief in die Kenntniß der griechischen und lateinischen Sprache ein, als es in diesem Alter sehr selten der Fall ist. Durch die fleißige und fast ausschließliche Beschäftigung mit den unvergleichlichen Vorbildern von Athen und von Rom erlangte Fenelon den classischen Styl, welcher schon in seinen Jugend-Erzeugnissen sich bemerklich macht. Während bei den besten Schriftstellern seiner Zeit sich mehr oder weniger bedeutende Veränderungen des Ausdrucks finden, in welchen sich mit dem Fortschritt der Jahre das fortschreitende Studium und Nachdenken zu erkennen gibt, ist es bei Fenelon überall die gleiche Leichtigkeit, Anmuth, Schönheit und Klarheit des Ausdrucks, die eigenthümlich anziehende Schreibart, welche sich nicht anders beschreiben läßt, als durch die Bezeichnung: der Styl Fenelon's.

In seinem 12ten Jahr wurde er auf die damals blühende, von dem Sitz seiner Familie nicht weit entfernte hohe Schule in Cahors geschickt, wo er philologische und philosophische Studien trieb und die Ehren-Grade erhielt, welche für seine späteren kirchlichen Würden nothwendig waren. Da der Marquis von den ausgezeichneten Fortschritten seines Neffen hörte, ließ er ihn nach Paris kommen und brachte ihn in die Schule du Plessis. Hier setzte Fenelon seine philosophischen Studien fort, und machte schon einen Anfang in der Theologie. In dieser Zeit kam er mit dem jungen Abbé v. Noailles, der später Cardinal und Erzbischof von Paris wurde, in eine freundschaftliche Verbindung, welche eine Reihe von Jahren hindurch bestand; und wenn später verschiedene ungünstige Umstände sie einander mehr entfremdeten, so konnte doch die gegenseitige Hochachtung der beiden edlen Männer nie dadurch geschwächt werden.

Es ist bekannt, daß Bossuet in seinem 15ten Jahre vor der glänzendsten Gesellschaft von Paris im Hôtel Rambouillet über

einen ihm nur wenige Augenblicke zuvor gegebenen Text eine Predigt aus dem Stegreif hielt, welche allgemeine Bewunderung erregte. Ein ähnliches Ansinnen wurde auch an den jungen Abbé Fenelon gestellt, nur daß ihm Zeit zur Vorbereitung gelassen wurde. Als er aber unmittelbar vor dem Eintritt in die Versammlung eine Familie im größten Elend auf der Straße sah, wurde er von diesem Anblick so ergriffen, daß er statt seiner studirten Predigt die Noth dieser Leute der Versammlung mit den lebhaftesten Farben schilderte und dadurch alsbald eine ansehnliche Collecte zum Besten der Unglücklichen veranlaßte. Nun verlangte man keine Predigt mehr von ihm; es wurde anerkannt, daß seine Beredsamkeit bereits durch die Frucht, die sie gebracht, ihre Kraft bewährt habe. So zogen diese beiden Männer, welche später in ähnlichem Beruf, als Erzieher von königlichen Prinzen und als hochgestellte Geistliche, eine Zierde der französischen Kirche werden sollten, schon frühe auf ähnliche Weise die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich.

Indessen fand der Marquis nach seinen strengen Grundsätzen, den Beifall, den man von allen Seiten seinem Neffen spendete, mehr gefährlich als erfreulich; und um seine glücklichen Anlagen nicht durch übertriebene oder wenigstens vorzeitige Lobeserhebungen verderben zu lassen, entzog er ihn den blendenden Einflüssen der falschen Welt, indem er ihn in das Priester-Seminar von St. Sulpice eintreten ließ, dessen Vorsteher jetzt der edle, fromme, gründlich gebildete Abbé Tronson war. Unter der Leitung dieses tüchtigen Mannes sollte er den rechten priesterlichen Sinn und diejenigen Eigenschaften sich aneignen, durch welche er später in seinen verschiedenen Stellungen sich auszeichnete.

### 3. Die französische Kirche jener Zeit.

Die Reformation, welche in Frankreich rasche Ausbreitung gefunden hatte, aber durch die Vermengung mit politischen Interessen in den Bürgerkriegen getrübt worden war,*) war unter dem despotischen Regiment Richelieu's so weit niedergedrückt, daß den

*) Vgl. Wilh. Baur, Züge aus der Geschichte der französischen Reformation. Prot. Mon. Bl. 1857. Jun. S. 369.

Hugenotten zwar Gewissensfreiheit zugesichert war, aber die wirkliche Ausübung derselben von der Willkühr der Regierung abhieng, welcher die Protestanten nach der Eroberung von la Rochelle preisgegeben waren. Die Jesuiten, lange durch den kräftigen Widerstand des Parlaments von Frankreich ferne gehalten, im Jahre 1594 wegen eines Mordversuchs auf Heinrich IV. verbannt, aber im Jahre 1603 wieder aufgenommen, hatten durch Predigt, Jugendunterricht und besonders als Beichtväter des Königs großen Einfluß erlangt, und vor Kurzem, 1640, mit großem Gepränge das 100jährige Jubiläum des Ordens gefeiert, welcher den Gipfel seiner Blüthe erreicht hatte. Eben um diese Zeit erhob sich aber in dem Kloster Port-Royal ein gewaltiger Nebenbuhler des Ordens. Der Kern dieser neuen Schule waren die 20 Geschwister Arnauld, Nachkommen des Advokaten Anton Arnauld, welcher sich 1594 durch kräftige Bekämpfung der Jesuiten berühmt gemacht hatte. Angelika Arnauld hatte unter der Leitung des mystisch-frommen Abts von St. Cyran das Nonnenkloster, dessen Vorsteherin sie war, gründlich reformirt; ihre Brüder, Verwandte und viele andre, zum Theil hochgestellte, der großen Welt überdrüssig gewordene Personen, — unter ihnen selbst eine Prinzessin aus königlichem Geblüt, die Herzogin von Longueville, Schwester des berühmten Condé — schlossen sich an das stille, ganz der Frömmigkeit und den Wissenschaften gewidmete Leben an, für welches Port-Royal ein Asyl darbot. Die gelehrten Männer, wie Nicole, Pascal, der Dichter Racine, und besonders der jüngste der Brüder Arnauld, Anton, deren Kenntnisse, Talente und sittliche Haltung selbst ihren Gegnern Achtung einflößte, machten die Sache des kurz zuvor verstorbenen Jansenius, welcher die augustinische Lehre gegen die semipelagianischen Grundsätze der Jesuiten vertheidigt hatte, zu der ihrigen und fanden großen Anklang in ganz Frankreich, besonders unter den Gebildeten. Sie drangen neben strengen Bußübungen auch auf genauere Kenntniß der Bibel, und die „moralischen Betrachtungen über das Neue Testament" von Pater Quesnel wurden allenthalben mit außerordentlichem Beifall aufgenommen. Selbst der Papst Innocenz XI. († 1689) soll dem Jansenismus günstig gewesen sein. Später wurde der Jansenismus durch den Einfluß des jesuitischen

Beichtvaters Le Tellier auf Ludwig XIV unterdrückt und von dem Papst durch die Bulle Unigenitus 1713 verdammt, Port-Royal durch die Polizei niedergerissen 1709.

Die jansenistische Streitigkeit hatte eben zu der Zeit allgemeine Bewegung in der französischen Kirche verursacht, als Fenelon in das Priester-Seminar St. Sulpice eintrat.

### 4. Das Priester-Seminar St. Sulpice.

Der Gründer und erste Vorsteher desselben, Olier, derselbe, welcher dem Marquis Fenelon die Idee des Anti-Duell-Vereins an die Hand gegeben hatte (vgl. S. 2), war zu der Begründung dieser Anstalt in Stand gesetzt durch seine Verbindung mit dem Abbé v. Bretonvilliers, einem reichen Mann aus einer angesehenen Familie, der in einer Zeit, wo in Folge der Bürgerkriege eine große Anzahl brodloser Menschen sich in Paris umhertrieb, dieser unruhigen Menge durch die Erbauung eines stattlichen Hauses Beschäftigung gab, in welchem er eine große Anzahl junger Priester für ihren Beruf auszubilden beabsichtigte. Diese Anstalt hat 150 Jahre lang geblüht und viele Töchter-Anstalten in allen Theilen Frankreichs gegründet; im Anfang dieses Jahrhunderts ist das Gebäude abgetragen worden, um der St. Sulpice-Kirche freieren Raum zu verschaffen. Der Geist dieser Anstalt war ein durchaus friedlicher; die Bestimmung derselben war, die Zöglinge für ernste Beschäftigungen zu gewinnen und daran zu gewöhnen, sie zu guter Anwendung ihrer Zeit und zur Ordnung in ihrer Arbeit anzuhalten, und besonders die Grundlagen aller theologischen Wissenschaften recht fest ihrem Geiste einzuprägen, damit jeder nach seinen besonderen Anlagen und seiner Stellung im Leben später darauf fortbauen könnte.

Die Lehrer und Vorsteher bildeten eine freie von Staat und Kirche genehmigte Genossenschaft, welche sich durch ihr streng sittliches Leben, ihre Uneigennützigkeit und ihren unbedingten Gehorsam gegen die kirchlichen Vorgesetzten auszeichnete. Ihre Frömmigkeit war ungekünstelt, einfach, wahr; der Geist der Liebe, der sie beseelte, flößte der zahlreichen Jugend Liebe und Ehrfurcht ein.

In herzlichster Anhänglichkeit blieben sie mit den früheren Zöglingen verbunden, wenn dieselben schon zu den höchsten Würden emporgestiegen waren, ohne sich selbst einen Ruhm daraus zu machen. Sie betrachteten das Berühmtwerden als eine gefährliche Klippe und gaben sich alle Mühe, dem Ansehen bei den Menschen auszuweichen, wie Andre sich Mühe geben, es zu erlangen. Die Vermöglichen unter ihnen wendeten ihre Güter zum Besten des Hauses an und ihre weise Sparsamkeit verschaffte ihnen die Mittel, manche treffliche Talente durch kostenfreie Erziehung für die Kirche zu gewinnen, ohne daß die Unterstützten je erfuhren, wem sie die erhaltenen Wohlthaten zu danken hatten. Sie verlangten keine andre Belohnung für ihre Dienste, als die Gelegenheit, alle ihre Kräfte im Dienst der Kirche zu verwenden. Eine für ihre Uneigennützigkeit bezeichnende Thatsache ist, daß in 150 Jahren die zahlreiche durch ganz Frankreich verbreitete Genossenschaft auch nicht ein einzigesmal vor irgend einem Gericht einen Rechtshandel auszufechten gehabt hat.

Da diese Anstalt an Fenelon einen Zögling gehabt hat, der ihr ganz besonders Ehre machte, so durften einige Worte der Anerkennung in seiner Lebensbeschreibung nicht fehlen; er selbst hat in einem Schreiben an den König, welches er noch mit sterbendem Munde diktirte, das Zeugniß ausgesprochen: „Ich kenne keine so ehrwürdige und ächt apostolische Anstalt wie St. Sulpice.“

### 5. Einfluß der Anstalt auf Fenelon's inneres Leben.

Wie sich in Fenelon's jugendlichem Gemüthe jene innige, zarte Frömmigkeit, jene reine Liebe Gottes entwickelte, deren Idee bei ihm nicht ganz von Ueberspannung frei geblieben ist, und mit welchem unbedingten Vertrauen er dem Vorsteher Tronson sich hingab, davon zeugt ein noch theilweise erhaltener Brief von ihm an den Marquis. Er schreibt: „Herzlich gerne würde ich Ihnen, verehrtester Onkel, Genaueres über mein Verhältniß zu Herrn Tronson mittheilen; aber ich versichere Sie, ich weiß nicht, was ich darüber sagen soll; denn obwohl ich mir einer völligen Freimüthigkeit und Offenherzigkeit gegen Sie bewußt bin, so gestehe

ich Ihnen doch, ohne zu fürchten, daß Sie eifersüchtig werden, daß ich gegen Herrn Tronson noch viel offenherziger bin, und daß es mir schwer würde, Sie in das Geheimniß der Verbindung hineinblicken zu lassen, in welcher ich mit ihm stehe. Gewiß, wenn Sie die Unterredungen hören könnten, die wir mit einander haben, wenn Sie die Einfältigkeit sähen, mit welcher ich ihm mein Herz und er mir das Herz Gottes aufschließt; so würden Sie Ihr Werk nicht mehr erkennen; Sie würden sich überzeugen, daß Gott sichtbar das Werk in Seine Hand genommen hat, von welchem Sie nur den Grund gelegt haben.

Meine Gesundheit wird nicht fester, und ich würde darüber nicht wenig betrübt sein, wenn ich nicht anderswoher Trost zu schöpfen wüßte." —

So war also, ungeachtet der zarten, ehrfurchtsvollen Rücksicht auf einen Oheim, welcher selbst als ein Vorbild geistlichen Lebens gelten konnte, doch der Abbé Tronson der einzige Vertraute, welchem der junge Fenelon die innersten Gedanken und Gefühle seines Herzens mittheilte.

Ungefähr in dieser Zeit mag sich in Fenelon der Plan entwickelt haben, welcher die Unzufriedenheit seines anderen Oheims, des Bischofs von Sarlat, erregte und denselben zu einem Schreiben an Tronson veranlaßte. Die Rückantwort des letzteren, welche uns erhalten worden ist, vom Februar 1667, lautet folgendermaßen:

„Gnädiger Herr! Ich kann mir wohl vorstellen, daß der Plan Ihres Neffen Sie sehr überrascht hat. Die vielfach begründeten Ansprüche, welche Sie auf ihn haben, so wie die wohlüberlegten und heiligen Rücksichten auf die Bedürfnisse Ihres Sprengels geben Ihnen allerdings gerechten Grund, über die Sache unzufrieden zu sein. Ich kann Sie versichern, ich hätte herzlich gewünscht, daß er im Stande gewesen wäre, Ihren Absichten zu entsprechen, und es wäre mir eine große Beruhigung gewesen, wenn er sich hätte für den Dienst unter der Leitung eines Kirchenfürsten heranbilden wollen, welchem ich selbst, wenn es mir möglich wäre, mit Freuden mich zur Verfügung stellen würde. Aber sein Entschluß ist der Art, daß ich nach Allem, was ich ihm vor seiner Abreise von hier gesagt habe, für jetzt nichts zu machen weiß.

Ich glaube, Ihre Herrn Brüder, der Marquis und der Graf, wissen recht gut, wie wenig wir an diesem Vorhaben Schuld sind. Ich habe bei allen Gelegenheiten diese Idee von ihm ferne zu halten gesucht; ich habe mehreremal ihn ermahnt, sich nicht zu übereilen; ich habe ihm bestimmt gesagt, daß, wenn er im Stande wäre, sein Verlangen zu mäßigen und sich ruhig zu verhalten, er durch Fortsetzung seiner Studien und seiner religiösen Uebungen sich für den Dienst der Kirche tüchtiger ausbilden könnte. Ich habe auch versucht, seine Festigkeit auf die Probe zu stellen, indem ich ihm Alles vorhielt, was ihn von seinem Vorhaben abschrecken konnte; aber da nach diesen Prüfungen sein Verlangen immer gleich stark blieb und seine Absichten uneigennützig scheinen, so sehe ich mich außer Standes, darüber wegzugehen, nachdem ich alles Mögliche vergeblich angewendet, und da ich bei seiner Gesinnung nicht das Recht zu haben glaube, ihm Gewalt anzuthun. Soviel glaubte ich Ihnen über diese Angelegenheit mittheilen zu müssen, über welche Sie, gnädiger Herr, ein entscheidendes Wort sprechen können, in welcher ich aber einen so festen Entschluß sehe, daß wohl nichts mehr zu ändern sein wird. Ich glaubte Ihnen von seinem und von meinem Benehmen Rechenschaft geben zu müssen, um so dem Verlangen zu entsprechen, welches Sie in Ihrem Brief ausgedrückt haben, und verharre u. s. w.

N. S. Ich glaube noch ein Wort über unser in dieser Sache beobachtetes Stillschweigen beifügen zu müssen, welches Sie, wie ich erst nach dem Schluß meines Briefes erfahre, übel genommen haben. Erstlich sind wir nicht gewohnt, über die Personen, die unter unsrer Leitung stehen und uns beichten, etwas auszusagen. Wir geben ihnen einfach Rath über das, was sie uns fragen; es liegt kein Mangel an Achtung gegen ihre Angehörigen darin, wenn wir das geheim halten, was wir kein Recht haben, bekannt zu machen. Wir setzen immer voraus, daß sie ihre Pflicht gegen die Ihrigen selbst erfüllen werden.

Zweitens hatte ich nicht für nöthig gehalten, Ihnen über diese Angelegenheit zu schreiben, da ich in Gegenwart des Herrn Marquis mich ganz unumwunden gegen Ihren Neffen ausgesprochen

habe. Da Ihr Herr Bruder meine ganze Ansicht kannte, so zweifelte ich nicht, daß er sie Ihnen vollständig mittheilen würde, und ich dachte, dieß sei der unverdächtigste und sicherste Weg, dieselbe zu Ihrer Kenntniß zu bringen.

Dies sind die zwei Hauptgründe, welche mich bisher abgehalten haben, Ihnen über die Absichten Ihres Neffen zu schreiben. Nachdem er sich selbst darüber ausgesprochen hat, werden Sie besser als ich über seinen Beruf urtheilen können. Seine entschiedene, beharrliche Neigung, die Festigkeit seines Entschlusses, die Reinheit seiner Absichten und Zwecke scheint mir aller Erwägung werth; und ich habe Ihnen nun über unser Benehmen in der Sache möglichst genauen Bericht erstattet, da es uns äußerst schmerzlich sein würde, wenn Sie in demselben irgendwie die Achtung verletzt zu sehen glaubten, die wir Ihnen schuldig sind."

Welches nun der Entschluß Fenelon's gewesen sei, der seinem Oheim, dem Bischof v. Sarlat, so ungelegen kam, darüber läßt sich nur eine Andeutung aus den Original-Verzeichnissen der Zöglinge von St. Sulpice entnehmen, in welchen der Eintritt und Austritt derselben von der Hand der Directoren selbst eingeschrieben ist. Nach denselben waren mehrere Zöglinge auf die Insel Montreal in Canada abgegangen, wo die Brüderschaft von St. Sulpice eine ansehnliche Niederlassung hatte, um theils an der Bekehrung der Wilden zu arbeiten, theils für die religiöse Pflege der Kolonie selbst zu sorgen. So scheint nun auch Fenelon ungeachtet seiner Jugend und seiner schwachen Gesundheit für diese Mission in Canada sich haben begeistern zu lassen.

Aus dem Brief Tronson's geht hervor, daß Fenelon selbst sich zu seinem Oheim verfügt hatte, um ihm seinen Entschluß mitzutheilen und um seine Genehmigung zu bitten. Der Bischof erschrak mit Recht über ein Vorhaben, welches sich mit der so zarten Gesundheit seines Neffen durchaus nicht vertrug; er verweigerte seine Zustimmung und befahl ihm, in das Seminar zurückzukehren, um durch Studiren und stille Andachtsübungen sich zu dem erwählten Beruf noch würdiger zu machen.

### 6. Erste amtliche Thätigkeit Fenelon's.

Nachdem Fenelon im Seminar St. Sulpice die Priesterweihe empfangen, trat er in den activen Dienst der Priester-Genossenschaft desselben Pfarr-Sprengels ein. Indem er zunächst im seelsorgerlichen Beruf mit allen Ständen und Verhältnissen in Berührung kam, für jedes Unglück Theilnahme, für jede Schwachheit Erbarmen zeigte, und mit liebevoller Sanftmuth und Entschiedenheit in die verschiedensten Charaktere und Umstände eingieng, erwarb er sich eine ausgezeichnete Menschenkenntniß und besonders auch eine genaue Kenntniß von allen äußerlichen und innerlichen Nöthen, welche auf der Menschheit lasten; der tiefe Eindruck, den solche Erfahrungen auf sein Gemüth machten, spricht sich in der erbarmenden Liebe für die Unglücklichen aus, wovon alle seine Schriften zeugen, und welche er noch viel mehr in seinem ganzen Thun bewies. Ein weiterer unschätzbarer Gewinn, den ihm sein seelsorgerliches Amt brachte, war die wunderbare, außerordentliche Leichtigkeit des mündlichen und schriftlichen Vortrags, worin er sich eine Geläufigkeit, eine Klarheit und Anmuth des Ausdrucks aneignete, welche von seinen Zeitgenossen allgemein bewundert wurde. Beim Lesen nicht nur seiner gedruckten Werke, sondern auch seiner hinterlassenen Handschriften begreift man kaum, wie er unter so mannigfaltigen Beschäftigungen, Sorgen und Widerwärtigkeiten des Lebens eine so vielgestaltige Fruchtbarkeit in der Behandlung der verschiedensten Gegenstände entwickeln konnte.

Drei Jahre hatte er diesen Dienst versehen, als er von dem Pfarrer der Gemeinde von St. Sulpice beauftragt wurde, an den Sonn- und Festtagen öffentliche Bibelerklärungen zu halten, — eine Beschäftigung, durch welche er anfieng, mehr bekannt zu werden, und welche ihm selbst großen Gewinn brachte.

In seinem 23sten Jahr wurde er von seinem Oheim nach Sarlat berufen; in einem Briefe von da an den Marquis erwähnt er den kürzlich erfolgten Tod seines mütterlichen Oheims, des Marquis von St. Abre, der bei Sinsheim fiel, den 15. Juni 1674, und die Schritte, welche für ihn gethan wurden, um ihn als Vertreter der Kirchenprovinz von Bordeaux zu der allgemeinen Versammlung der Geistlichkeit im Jahre 1675 zu schicken, wo

jedoch ältere, höher gestellte Geistliche ihm vorgezogen wurden. Aus einem Briefe aus Sarlat, vom 9. October, jedoch ohne Jahreszahl, geht hervor, daß er mit neuem Eifer seine frühere Idee, Missionar zu werden, wieder aufgenommen hatte; jedoch in der richtigen Einsicht, daß seine Gesundheit dem rauhen Klima von Canada nie gewachsen sein würde, richtete er jetzt seine Blicke auf das Morgenland. Er schreibt:

„Allerlei kleine Umstände haben bis jetzt meine Rückkehr nach Paris verzögert, aber jetzt endlich bin ich auf dem Sprung, abzureisen, ja ich möchte lieber fliegen. Im Blick auf diese Reise gehe ich noch mit einer viel größeren um. Ganz Griechenland erschließt sich mir; erschrocken weicht der Sultan zurück; der Peloponnes athmet wieder frei auf, die Korinthische Gemeinde erblüht aufs neue; die Stimme des Apostels läßt sich noch einmal in ihr hören. Schon durchwandle ich die herrlichen Gegenden mit ihren kostbaren Ruinen und lasse von den wichtigsten Denkmälern den Geist des Alterthums selbst auf mich einströmen. Ich suche den Areopag, wo Paulus den Weltweisen „den unbekannten Gott" verkündigte; aber nach dem Heiligen lasse ich auch dem Classischen sein Recht widerfahren; ich steige hinab zum Piräus, wo Socrates den Plan seiner Republik entwirft. Ich ersteige den Doppel-Gipfel des Parnaß, ich pflücke delphischen Lorbeer, ich schwelge in Wonne in Tempe.

Ach wann wird einmal das Blut der Türken auf der marathonischen Ebene mit dem der Perser vermischt werden, daß ganz Griechenland dem Glauben, der Philosophie, der Kunst als ihre ächte Heimat wiedergegeben werde?

Auch dich vergesse ich nicht, durch die himmlischen Gesichte des Jüngers der Liebe geheiligte, glückliche Insel Pathmos; ich küsse die Fußstapfen des Apostels auf dem Erdboden und sehe den Himmel offen. Unwille ergreift mich gegen den Lügen-Propheten, der des Wahrhaftigen göttliche Weisheit verunstaltet hat; ich preise den Allmächtigen, welcher Babel niederschmettert, den Drachen fesselt, der Kirche den Sieg giebt. Das Schisma fällt, Morgen- und Abendland versöhnen sich, Asien tritt aus langer Nacht wieder ans Licht hervor; das Land, das durch die Tritte des Heilands

geheiligt, mit seinem Blut getränkt ist, tritt, befreit von seinen Schändern, mit neuer Herrlichkeit bekleidet mir vor die Augen; ja, die Kinder Abrahams, über den ganzen Erdboden zerstreut, zahlreicher als die Sterne des Firmaments, sammeln sich von allen vier Weltgegenden und kommen in Schaaren, zu erkennen den Messias, in welchen sie gestochen haben, und die Todten-Gebeine stehen auf am Ende der Tage.

Genug, gnädiger Herr, Sie werden froh sein, daß dies mein letzter Brief ist, und der Strom meiner Begeisterung, der Ihnen vielleicht lästig wird, zu Ende geht. Verzeihen Sie meinem lebhaften Verlangen, mich mit Ihnen aus der Ferne zu unterhalten, bis es mir vergönnt ist, es in der Nähe zu thun."

Wir sehen in diesem Brief das Product einer jugendlichen, reichbegabten, mit der schönsten Blüthe der Literatur genährten Phantasie, welche Alles im Rosenlicht sieht, und ihre frischen Eindrücke in lebhaften Farben von allen Gegenständen widerstrahlen läßt. Wahrscheinlich war er an Bossuet gerichtet, von dessen freundschaftlicher Verbindung mit Fenelon bald mehr die Rede sein wird.

Hatte der Bischof von Sarlat diesmal gegen einen wiederholt und so bestimmt ausgesprochenen Beruf Fenelon's für die Mission wenigstens von Seiten des Klima's nichts einwenden können: so scheinen doch Familien-Rücksichten, besonders das Widerstreben, mit welchem der Oheim seine Zustimmung gab, die Ausführung des Planes vorerst verschoben zu haben; und endlich fand man einen verwandten Gegenstand für seinen Missions-Eifer, da der Erzbischof von Paris, v. Harlay, ihn zum Vorsteher der „Neubekehrten Frauen" ernannte; an welchen Beruf später seine Verwendung zu der Missions-Arbeit in Poitou sich anschloß.

## 7. Fenelon als Vorsteher der Neubekehrten Frauen und der Magdalenen-Anstalt von Traisnel.

Die Genossenschaft der „Neubekehrten Frauen" war eine freie, durch kein Gelübde gebundene Vereinigung eifriger Katholiken, welche sichs zur Aufgabe machten, Reformirte weiblichen Geschlechts, welche zur katholischen Kirche übertreten wollten, zu unterrichten und übergetretene zu befestigen. Sie war im Jahre 1634 von

dem Erzbischof v. Gondi von Paris gegründet, seitdem von dem Marschall v. Türennes, der selbst den Calvinismus abgeschworen hatte und nun auch Andern den Eintritt in den Schoß der katholischen Kirche zu erleichtern suchte, in ein geräumigeres Local verlegt und durch seine Verwendung des Königs Gunst für dieselbe gewonnen worden; Grund genug für einen aufmerksamen Hofmann, wie der Erzbischof, für diese Anstalt einen Vorsteher zu suchen, welcher der Anstalt selbst und ihren hohen Gönnern Ehre machen könnte. So wurde dem 27jährigen Abbé ein Amt übertragen, zu welchem man sonst vielerfahrne, in den schwierigsten Amts-Verrichtungen ergraute Priester zu wählen pflegte. Er nahm diesen Ruf um so lieber an, weil dadurch sein Lieblings-Wunsch, Missionar zu werden, wenigstens in gewissem Sinn in Erfüllung gieng. War dieses Arbeitsfeld weniger großartig, ohne Aussicht auf Ruhm und Gefahr, so war die Aufgabe nicht weniger schwierig, da er hier nicht thörichten Aberglauben und ausschweifenden Götzendienst, der Herz und Geist nicht befriedigen kann, sondern wohlbegründete Glaubens-Ansichten zu bekämpfen unternahm. Um sich seinem neuen Beruf ungetheilt widmen zu können, trat er aus der Priester-Anstalt von St. Sulpice aus und zog in die Wohnung seines Oheims, des Marquis.

Fenelon bewies in seinem neuen Beruf die ebenso seltene als wichtige Kunst, seinen Unterricht einfach, klar, bestimmt, jeder verschiedenen Fassungskraft entsprechend und zugleich für das Gemüth ansprechend zu machen. Er wußte durch sein edles Benehmen, durch seine Geradheit und durch seine aufrichtige Theilnahme den Leuten persönliches Vertrauen einzuflößen und sie dadurch auch für die Sache zu gewinnen, für welche er sprach. Seine Rede gieng von Herzen und drang deßwegen auch zum Herzen.

Seine einzige Erholung bei einer für einen jungen Mann fast abschreckend ernsten Beschäftigung war die Fortsetzung des geistlichen Verkehrs mit seinem bisherigen Führer Tronson, und der Umgang mit seinem Oheim, an dem er einen zweiten freundlich gesinnten Führer hatte. Außerdem machte ihn der Marquis mit vielen ausgezeichneten Männern bekannt, mit welchen er in einem innigen Verhältniß der gegenseitigen Liebe und Achtung

stand, unter welchen der Herzog v. Beauvilliers war, der schon durch Tronson's Zeugniß auf Fenelon aufmerksam gemacht worden war, und namentlich auch der berühmte Bossuet, welcher sich von Anfang an durch die vielversprechende Persönlichkeit des jungen Fenelon angesprochen fühlte. Sein Oheim führte ihn auch bei dem Erzbischof v. Harlay ein, einem Mann, welcher bei Hof viel galt, etwas Vornehmes und Einnehmendes in seinem Aeußern, dabei ein hervorragendes Verwaltungs-Talent und eine große Gewandtheit besaß, sich mit Feinheit und Würde auszudrücken. Er kam Fenelon mit besonderem Wohlwollen und einer freundlichen Zutraulichkeit entgegen, welche bei einem so gewandten Weltmann für einen in höheren Kreisen noch unerfahrenen jungen Mann etwas besonders Anlockendes zu haben pflegt; aber er bemerkte zu seinem nicht geringen Verdruß, daß der junge Abbé sich mit entschiedener Vorliebe an Bossuet anschloß, der ihm durch seinen bedeutenden Ruf und durch seine Stellung als Erzieher des Königs-Sohnes als ein gefährlicher Nebenbuhler am Hof und in den Angelegenheiten der Geistlichkeit erschien. Fenelon zeigte sich nur selten im erzbischöflischen Pallast, wenn bei besonderen Veranlassungen die schuldige Ehrerbietung es erheischte. Der Erzbischof konnte seine Empfindlichkeit über den sichtbaren Vorzug, welchen Fenelon Bossuet gab, so wenig unterdrücken, daß er einmal bei einer solchen Veranlassung in etwas bittrem Ton zu ihm sagte: „Herr Abbé, Sie wollen eben vergessen sein und es kann soweit kommen!“

Recht augenscheinlich zeigt sich der gesetzte Charakter und das reife Urtheil des jungen Fenelon in seiner kindlichen Ehrerbietung gegen einen Bischof, dessen Geist, Talente und umfassende Kenntnisse zwar Bewunderung einflößten, aber dessen strenge Grundsätze und Lebensweise für einen jungen Mann, der eben erst anfieng, in seinen vertrauteren Umgang zu kommen, hätten abstoßend sein können. Fenelon fühlte sich schnell durch einen unwiderstehlichen Zug des Herzens an den großen Mann gefesselt, dessen treffliche Eigenschaften, Lehre und Beispiel ihn an die Kirchen-Väter der ersten Zeit erinnerten; und mit jedem Tag stieg er höher in der Achtung und dem Vertrauen Bossuets, welcher seine Freude daran hatte, einen jungen Priester unter seinen Augen sich heranbilden

zu sehen, von welchem man schon damals so viel erwarten durfte, als er hernach wirklich wurde. Ungeachtet seiner bedeutenden Geschäfte machte Bossuet sich's zur Aufgabe, ihn in seiner neuangetretenen Laufbahn zu leiten, in welcher er leicht sich verirren, oder wenigstens viele kostbare Zeit verlieren konnte, wenn er nicht von einer geschickten, geübten Hand geführt wurde. Er war immer bereit sich ihm zu widmen, auf seine Zweifel zu antworten, ihm die Schätze der Wissenschaft aufzuschließen, welche ihm sein umfassender Geist und vieljährige Arbeiten zu Gebot gestellt hatten, und in der Gefälligkeit und dem Eifer, mit welchem er es that, zeigte sich die Achtung und die Vorliebe, welche er für seinen jüngeren Freund hegte. Wir werden von dieser Verbindung, welche eine lange Reihe von Jahren hindurch mit immer gleicher Innigkeit bestand, häufige Zeugnisse finden, bis zu der leidigen Zeit, in welcher die Ansichten beider großen Männer mit einander in Widerstreit kamen; doch auch bei den lebhaftesten Erörterungen blieb die gegenseitige Achtung, die sie sich als Menschen und Christen schuldig waren, unverletzt.

Im Jahre 1681 wurde Fenelon's Amtsthätigkeit durch eine Reise unterbrochen, um die Priorei Carenac in Empfang zu nehmen, welche der Bischof von Sarlat seinem Neffen abtrat, um ihm durch das Einkommen dieser Stelle, welches 3—4000 Franken betrug, seinen Aufenthalt in Paris zu erleichtern. Es war dies die einzige Pfründe, die Fenelon bis zu seinem 44sten Jahr besaß. Ein Brief Fenelon's an eine Verwandte, die Marquisin v. Laval, schildert gar heiter und anschaulich den glänzenden Empfang, mit dem sein Einzug in Carenac verherrlicht und die Beredsamkeit, die dabei entwickelt wurde.

„Ja, glauben Sie es nur, ich bin vom Schicksal zu großartigen Bewillkommnungen bestimmt. Sie wissen, wie man mir in Belai in Ihrer Herrschaft entgegenkam; hören Sie, welche Ehre mir hier zu Theil wurde.

Herr v. Rouffillac im Namen des Adels, Herr Pfarrer Rose als Vertreter der Geistlichkeit, Herr Prior Rigaudie im Namen der Mönchs-Orden, die Pächter des Orts für den dritten Stand kommen nach Sarlat, mir ihre Huldigungen darzubringen. In

würdevollem Zug in Mitten dieser Abgeordneten gehts nach Carenac, wo die ganze Volksmenge das Ufer besetzt hat. Zwei Boote mit dem Kern der Bürgerschaft fahren vor, und die kriegstüchtigsten Stadtsoldaten, mit feiner Kriegslist in einer Ecke der Ihnen bekannten schönen Insel in Hinterhalt gestellt, rücken zugleich in schönster Schlachtordnung auf, um mich mit zahlreichen Gewehrsalven zu begrüßen, von deren Dampf die Luft verfinstert wird, von deren Krachen Einem Hören und Sehen vergeht. Mein stolzes Roß, muthentbrannt, will sich in die Wogen stürzen, aber ich steige bescheidentlich herab unter dem Dröhnen des Gewehrfeuers und der Trommeln. Ich fahre hinüber über die schöne Dordogne, in Begleitung von einer Menge von Booten, von denen der Fluß bedeckt ist. In ernster Haltung erwartet mich am Ufer die ganze Schaar der Mönche; ihre Anrede ist voll erhabner Lobsprüche; meine Erwiederung großartig und freundlich. Die unzählbare Menge theilt sich, um mir eine Gasse zu öffnen; aller Augen sind auf mich gerichtet, um in meinen Blicken ihr Schicksal zu lesen. Ich ziehe in langsamem, gemessenem Schritt, um die allgemeine Neugier gewähren zu lassen, hinauf zum Schloß. Freudengeschrei in tausendstimmigem Durcheinander ertönt, von allen Seiten heißt es: Er wird der Liebling alles Volks sein. Schon stehe ich vor dem Thor und die Rathsherren beginnen ihre Festrede durch den Mund des königlichen Redners. Bei diesem Namen denken Sie sich unwillkührlich die großartigste, feurigste Beredsamkeit. Wer schildert den Strom seiner Begeisterung? Er vergleicht mich mit der Sonne; gleich darauf bin ich der Mond; die glänzendsten Gestirne haben die Ehre, mir ähnlich zu sein; dann gehts an die Elemente und Lufterscheinungen, bis wir zum Schluß glücklich bei der Weltschöpfung anlangen. Einstweilen war die Sonne am Himmelszelt zur Ruhe eingegangen, und um nicht aus der Vergleichung zu fallen, begab ich mich in mein Zimmer, um mich ebenfalls zur Ruhe anzuschicken."

Ebenso heiter berichtet Fenelon derselben Marquisin über eine öffentliche Gerichts-Verhandlung, welcher er wenige Tage nach seinem glänzenden Empfang in Carenac in Sarlat beiwohnte.

Issignac, den 16. Juni 1681.

„Man hat nicht alle Tage volle Muße und einen schönen Gegenstand, um begeisterte Beschreibungen zu liefern. Wundern Sie sich nicht, wenn Sie in dieser Woche keinen Bericht über neue Abenteuer bekommen; feierliche Aufzüge und Triumphe sind nicht das tägliche Brod. Auf meinen Einzug in Carenac ist kein bedeutendes Ereigniß gefolgt, mein Regiment daselbst war zu harmlos, um der Geschichtschreibung irgend einen Stoff darzubieten. Aber auf der Reise hieher zu meinem Oheim habe ich mich einen Tag in Sarlat verweilt, um die Cicero's der Stadt eine außerordentlich wichtige Angelegenheit verhandeln zu hören. Ihre Reden fiengen natürlich von der Weltschöpfung an und kamen auf geradem Wege über die Sündfluth bis zu dem vorliegenden Gegenstand, daß man nemlich armen Kindern für Brod sorgen sollte. Der Redner, der sich die Aufgabe gestellt hatte, den Richtern ihren Hunger zu schildern, vermischte in seinem Vortrag gar sinnreich viele witzige Einfälle mit den ernsthaftesten Paragraphen des Gesetzbuchs, den Ovid'schen Metamorphosen und erschütternden Sprüchen der heiligen Schrift. Dieser ächt kunstgerechte Mischmasch wurde von dem gebildeten Publikum mit Beifallklatschen aufgenommen. Alles glaubte, die Kinder würden eine gute Mahlzeit bekommen, und diese seltene Beredsamkeit ihrem Bedürfniß für immer aufhelfen; aber — o Laune des Schicksals! so viel der Advokat Lobeserhebungen davon trug, so wenig Brod die Kinder; man beschied die Parteien, ihre Sache schriftlich vorzubringen; so daß, ächt rabulistisch, die Armen die Weisung bekamen, ungegessen ihre Sache zu begründen, während die Herrn Richter würdevoll die Sitzung aufhoben, um sich zur Mahlzeit zu verfügen. Ich machte es auch so, und hierauf reiste ich ab und brachte Ihre Briefe meinem Oheim. Um die Kosten des Empfangs zu ersparen, bin ich hier ziemlich incognito eingezogen; um 7 Uhr Morgens überfiel ich die Stadt, so daß keine Feierlichkeit, keine Festrede Statt fand, die ich Ihnen preisgeben könnte. Wohl möchte ich zur Ergötzung Ihrer Fräulein Tochter die rhetorischen Blumen mittheilen, welche ein Landprediger über uns, seine armen Zuhörer, ausgestreut hat; aber die Kanzel will ehrfurchtsvoller behandelt sein, als der Gerichtssaal."

Während seines kurzen Aufenthalts in Carenac dichtete Fenelon eine erst nach seinem Tod gedruckte Ode an einen Freund, den Abbé v. Langeron, welcher mit ihm von früher Jugend an durch harmonische Gemüthsrichtung und Neigung verbunden, an allen seinen Beschäftigungen und Schicksalen lebhaften Antheil nahm und im Unglück wie im Glück bis zum Tode treu bei ihm aushielt. In homerischen Worten von den Irrfahrten des Odysseus ausgehend, schildert er wie in prophetischer Ahnung seines eignen Schicksals die Nichtigkeit der falschen Welt mit allen ihren Freuden und Ehren, und dagegen das Glück der stillen, friedlichen Zurückgezogenheit des ländlichen Lebens. Auch sonst zog Fenelon die Odyssee der Ilias vor, weil jene ein getreueres anziehenderes Gemälde des menschlichen Lebens und mehr Anleitung zur Lebens-Weisheit, zum Muth in widrigen Schicksalen gibt; und seine lebhaften Jugend-Eindrücke von diesem Epos prägten sich später in seinem „Telemach“ wieder aus.

Nach kurzer Abwesenheit wieder in sein Amt zurückgekehrt, widmete Fenelon im Ganzen 10 Jahre der Leitung eines Frauen-Hauses, ohne daß die Beschäftigung mit einem so anspruchslosen Beruf, die Sorge für so manche kleinlichen Angelegenheiten die Schwingen seiner Phantasie gelähmt und die weitere Entwicklung seines reichen Geistes gehemmt hätte.

### 8. Die Abhandlung über weibliche Erziehung.

Mit dem Büchlein über weibliche Erziehung, das Fenelon um jene Zeit schrieb, begründete er seinen Ruf als Schriftsteller, obgleich er eigentlich damit blos einer edlen Mutter eine Ehre und einen Freundschaftsdienst erweisen wollte. Die Herzogin v. Beauvilliers, welche ihres Gatten Hochachtung und Zutrauen zu Fenelon theilte, stellte die Bitte an ihn, ihr mit seinem Rath in der Erziehung ihrer zahlreichen Familie, welcher sie mit ächt mütterlicher Sorgfalt sich hingab, an die Hand zu gehen. Sie hatte außer mehreren Söhnen acht Töchter, welche durch Fenelon's Lehren und ihrer Mutter Beispiel zu Mustern edler Weiblichkeit und Frömmigkeit sich entwickelten. Da sie noch zu jung waren, um

bei jeder einzelnen schon die Behandlung anzudeuten, welche die Eigenthümlichkeit des Charakters, der Anlagen und Neigungen erfordert, so faßte er seine Ansichten in allgemeine Grundsätze und Regeln; aber er wußte das gemeinsame Gepräge des Kindes-Alters und die besondren Züge, welche jedem Charakter, wie jeder Physiognomie ihre Eigenthümlichkeit geben, so scharf und tief aufzufassen, daß jede Mutter in seiner Schilderung das Bild ihres eignen Kindes und den getreuen Ausdruck der Fehler, der Neigungen, der Eigenschaften finden kann, welche sie zu beseitigen, zu leiten, zu entwickeln bestrebt sein muß; und so ist dieses für Eine Familie bestimmte Werk ein Elementar-Werk geworden, das zu allen Zeiten und an allen Orten für jede Familie paßt. Es enthält in wenigen Bogen mehr gesunde, richtige Ideen, tiefe und feine Bemerkungen, praktische sittliche Regeln, als manche seitdem erschienene dicke Bände, deren Verfasser großentheils aus Fenelon geschöpft und oft mit hochtrabendem Schwulst wiedergegeben haben, was er einfach und gedrängt sagt.

Im ersten Theil seines Werks wendet sich Fenelon an die Eltern, Erzieher und Erzieherinnen und gibt ihnen, so zu sagen, Anweisung, sich selbst zu erziehen, ehe sie ihre Zöglinge und Kinder erziehen können. Er beginnt mit den ersten Lebensjahren, wo der Name: „Kind“ noch beide Geschlechter vereinigt. Mit der anspruchslosesten Bescheidenheit, welche durch die Vergleichung mit dem Selbstgefühl seiner Nachtreter nur noch mehr ins Licht gestellt wird, gibt er die feinsten, ins Einzelnste gehenden Bemerkungen aller Art, welche von dem tiefsten Nachdenken, dem richtigsten Tact, dem gebildetsten Geschmack und der edelsten Gesinnung eines gefühlvollen Herzens zeugen. „Es sind dieß freilich Kleinigkeiten“ sagt er; aber wie groß erscheint Fenelon eben, wenn er sich mit Kleinigkeiten abgibt!

Im weiteren Verlauf richtet er seine Belehrungen an die Kinder selbst. Nachdem er für die Erhaltung ihrer natürlichen und sittlichen Anlagen Sorge getragen und sich bemüht hat, die Fehler und übeln Einflüsse, die denselben schaden könnten, nicht aufkommen zu lassen, beschäftigt er sich mit der weiteren Ausbildung ihres Geistes und Herzens, welche durchaus auf der

Religion als der wahren Grundlage alles Familien-Glücks und aller staatlichen Ordnung beruht.

Bei dem Unterricht geht er von der natürlichen Neigung der Kinder für Geschichten aus, welche namentlich für den Religions-Unterricht maßgebend ist.

Um auch von höheren, übersinnlichen Wahrheiten den Kindern eine möglichst faßliche Belehrung zu geben und eine wahre Ueberzeugung beizubringen, benutzt er das Nächstliegende; an der Puppe, mit der sie spielen, zeigt er ihnen den Unterschied zwischen Leib und Seele, die sittliche Natur und Unsterblichkeit des Geistes, die Vergeltung im andern Leben, und sucht so durch verständige Gründe ihren aufkeimenden Verstand zu bilden. Er verlangt namentlich in religiöser Beziehung eine gründliche, von allem Aberglauben freie Belehrung: „Man darf in Glaubens-Lehren und Andachtsübungen durchaus nichts einmischen, was nicht aus dem Evangelium genommen oder von der Kirche ganz allgemein festgestellt ist. Man gewöhne die Kinder, gewisse unbeglaubigte Geschichten nicht leichthin anzunehmen und gewisse Andachtsübungen, die ein unbefugter Eifer aufbringt, nicht nachzumachen, wenn nicht die Kirche sie genehmigt.“ Dann gibt er von sämmtlichen Glaubenslehren, von den kirchlichen Gebräuchen und Sacramenten eine so ausgezeichnet klare Auseinandersetzung, daß nicht nur Kinder, sondern selbst Männer eine hinreichende Erkenntniß der wesentlichen Religionswahrheiten daraus schöpfen können.

Bemerkenswerth ist, daß er in seiner so gedrängten Abhandlung dreimal des „Geschichtlichen Katechismus“ von Abbé Fleury äußerst rühmlich erwähnt; die Hochachtung für dieses Werk und seinen Verfasser scheint ihn später bestimmt zu haben, denselben zu seinem Gehilfen bei der Erziehung der königlichen Enkel zu berufen.

Fenelon war überzeugt, daß die Frauen berufen sind, im Familienleben nicht nur den Geist der Ordnung und der Sparsamkeit als die sicherste Quelle des Wohlstands, sondern auch die feine Bildung und das Zartgefühl zu pflegen, welche demselben den schönsten Reiz geben; hauptsächlich aber, den Kindern die ersten Grundlagen des religiösen Lebens einzuprägen, welche durch

nichts anderes ersetzt werden können, und ihnen dadurch eine auch in den Wechselfällen des Lebens unentreißbare heitere Gemüthsruhe einzupflanzen. In dieser Ueberzeugung war Fenelon weitentfernt, dem weiblichen Geschlecht diejenige geistige Bildung versagen zu wollen, welche seine natürlichen Vorzüge erhöht und fruchtbar macht. Aber er warnt vor der eiteln Schöngeisterei und vor der Anmaßung, gelehrt sein zu wollen; er sagt: „das zarte Schaamgefühl, das vor der Sünde zurückbebt, müsse in gewissem Sinn auch gegenüber der Wissenschaft sich geltend machen." Er gestattet jungen Mädchen durchaus kein Romanlesen; schon deßwegen, weil „ihre Phantasie dadurch verwirrt, ihre Anschauungen hinaufgeschraubt werden; sie bewegen sich immer in höheren Regionen und finden hernach in der Wirklichkeit nichts, was den Helden ihrer eingebildeten Welt gleicht; so daß sie selbst für die Welt nicht gebildet, sondern verbildet sind." So spricht Fenelon von den sehr ideal gehaltenen Romanen, die in seiner Zeit in der Mode waren, deren Gestalten von Schönheit, Anmuth, Tapferkeit, Ehre, Bildung und allen Tugenden strahlten; was würde er erst von den Romanen unsrer Zeit sagen, welche das schändlichste Sittenverderben nur allzu getreu schildern, und so die empfängliche Phantasie der Jugend mit den unreinsten Bildern erfüllen und daran gewöhnen!

Selbst auf Putz und Kleidertracht geht die interessante Abhandlung ein: „Von der Eitelkeit verleitet machen sie oft Moden nach, wodurch sie gerade ihre Reize entstellen. Wenn sie die edle Einfachheit beachteten, welche sich an den Statuen und andern Bildern von griechischen und römischen Frauen zeigt, so würden sie bemerken, wie anmuthig und würdevoll weitwallende, faltenreiche Gewänder und leicht geschlungene Haare sich ausnehmen. Nicht als ob sie geradezu die Tracht des Alterthums nachmachen sollten, was auffallend wäre; nur sollten sie sich den Sinn für das Einfache in der Kleidung aneignen, welches edel und lieblich und zugleich ganz der christlichen Sitte entsprechend ist. Das wahrhaft Schöne ist natürlich und hat nichts Gezwungenes."

Nach den Fehlern, welche vermieden werden sollen, beschreibt Fenelon die Pflichten der Frauen sowohl im häuslichen Leben als

im Umgang mit der Welt, und schließt sein Werk mit jener herrlichen Lobrede des tugendsamen Weibes, welches ihr Mann lobt und ihre Söhne selig preisen, Sprüchw. 31.

Außerdem, daß diese Abhandlung das erste schriftstellerische Werk Fenelons und in ihrer Art wirklich ausgezeichnet ist, hat sie ihre besondere Wichtigkeit noch dadurch, daß sie dem Herzog v. Beauvilliers zum Voraus schon so zu sagen den Mann bestimmte, den er zum Erzieher der Enkel Ludwigs des XIV. vorschlagen sollte. Denn obgleich ein großer Unterschied Statt findet zwischen der Leitung einer gewöhnlichen Familie und der eines großen Reichs, so ist es doch dieselbe feine Beobachtungs-Gabe, dieselbe Weisheit, mit welcher das wahre Genie die verschiedensten Gegenstände unter den rechten Gesichtspunkt zu bringen weiß, und sich im Großen wie im Kleinen ebenso reich als besonnen zeigt.

Man könnte beim Lesen dieses Werks denken, Fenelon habe das feine, richtige Gefühl für das, was in der Welt gebräuchlich, schicklich und verkehrt ist, eben nur in der Welt selbst sich aneignen können. Allein in der Zeit, da er dieses Werk schrieb, lebte er zurückgezogen, nur mit seinen Priester-Pflichten beschäftigt. Zwar wohnte er bei seinem Oheim, dem Marquis, welcher früher in der großen Welt und am Hof längere Zeit gelebt hatte, aber jetzt hatte auch er sich ganz zurückgezogen, ganz in die Beschäftigung mit den Geheimnissen der Religion vertieft, und hatte von seinen früheren Verbindungen nur noch den Umgang mit wenigen gleichgesinnten Freunden behalten. Dieß waren allerdings nur Männer von hervorragenden Eigenschaften; und durch ihre Freundschaft gegen den Oheim zum Voraus für den Neffen eingenommen, fühlten sie sich durch jenen Zug des Herzens an ihn gefesselt, durch welchen Alle, die einmal ihn zu lieben angefangen hatten, lebenslänglich an ihn gebunden blieben. In dem Umgang mit diesen ausgezeichneten Männern, welche des Weltlebens satt waren, oder in der Welt durch öfteres stilles Einkehren in sich selbst ihre Selbstständigkeit bewahrt hatten, lernte Fenelon die Welt besser kennen, als es im Strudel eitler Freuden, rauschender Vergnügungen und geschäftigen Müssiggangs möglich ist, wo man seine Tage in unnöthigen Sorgen, eiteln Plänen, täuschenden Hoffnungen,

unbefriedigenden Zerstreuungen verschwendet und zur Beobachtung wenig Zeit und Kraft findet. Gewandtes Benehmen, durch welches das gesellschaftliche Leben einen gefälligen Anstrich bekommt, ist zwar eine Sache der Gewöhnung; doch wer ein feines Gefühl, wer das Herz auf dem rechten Fleck hat, lernt die äußeren Formen bald, ohne sein ganzes Leben mit denselben zuzubringen. Um aber Menschenkenntniß zu bekommen, muß man auch das innere Getriebe der Welt, die Leidenschaften, die widrigen Erfahrungen, die Glückswechsel beobachten, und dieß geschieht am besten von der Einsamkeit aus. Sind doch wirklich die eigentlich classischen Werke aus der Zeit Ludwigs XIV, welche uns den reichsten, tiefsten Blick in die innersten Falten des menschlichen Herzens gewähren, meistens von Männern geschrieben, die in stiller Zurückgezogenheit, oder in innig vertrautem Umgang mit gleichgesinnten frommen, wissenschaftlich gebildeten Freunden lebten. Allerdings standen diese berühmten Schriftsteller der Welt nicht fern; sie mußten Menschen sehen, um sie zu kennen und darüber zu urtheilen; aber, wenn auch Manchen unter ihnen ihre äußere Stellung Gelegenheit gab, die vornehmsten Männer in der Nähe zu beobachten, wenn sie von den höchstgestellten Personen gesucht und mit Gunstbezeugungen überhäuft wurden, so ließen sie sich durch den Glanz der äußeren Erscheinung nicht blenden, sondern suchten durch die Anschauung des Schicksalspiels und des unaufhörlichen Gewirrs der Leidenschaften Gewinn für ihr geistiges Leben, für ihre Lebens-Erfahrung zu ziehen und kehrten mit immer neuer Wonne in ihre friedliche stille Einsamkeit zurück, wo sie im Genuß der Natur und der Freundschaft die reinsten, wahrsten Freuden fanden.

Während Fenelon mit aller Gewissenhaftigkeit den bescheidenen Pflichten seines Amts und den Studien oblag, durch welche er sich für eine bedeutendere Wirksamkeit in der Kirche tüchtig machte, verlor er den 8. October 1683 durch den Tod den Onkel, welcher ihn bei seinen ersten Schritten in die Welt eingeleitet und welcher durch seinen väterlichen Einfluß seinem ganzen Wesen eine entschieden christliche Richtung eingeprägt hatte, wodurch seine ganze Amtsthätigkeit die rechte Haltung bekam. Der ernste Charakter

und die strenge Lebensweise des Marquis, seine festen Grundsätze waren das glücklichste Gegengewicht gegen die Gefahren, welchen Fenelon durch seine Empfänglichkeit für alle Eindrücke, durch seine natürliche Gutmüthigkeit, in welcher er bei allen Menschen seine eigenen edlen Gefühle vorauszusetzen geneigt war, und durch seine lebhafte Phantasie ausgesetzt war. Je mehr aber Fenelon an seinem Oheim verlor, desto inniger schloß er sich an die drei trefflichen Männer an, deren Freundschaft von unschätzbarem Werth für ihn war, Bossuet, der bei aller Verschiedenheit des Charakters in dem Eifer für das Interesse des Glaubens und den Ruhm der Kirche mit ihm harmonirte; den Herzog v. Beauvilliers, welcher in ihm nicht mehr blos den Neffen seines liebsten Freundes und den ausgezeichnetsten Zögling Tronson's, sondern seinen eignen vertrauten Freund und Rathgeber in Gewissens-Angelegenheiten liebte, und mit ihm den Zug der innigen, ganz uneigennützigen, rein geistigen Gottesliebe theilte; endlich Tronson, welcher durch seinen väterlichen Einfluß ihn besonders vor der Versuchung zum Ehrgeiz und zur Eigenliebe zu schützen suchte, indem er ihn zu ernster Sammlung und Selbstbetrachtung anhielt.

Im Umgang mit Bossuet insbesondere fand Fenelon immer neuen Grund, den großen Mann zu achten, immer neue Gelegenheit, selber weiter zu kommen. Bossuet leitete ihn namentlich in das Studium der Kirchenväter ein, er erleichterte ihm die Schwierigkeiten, welche für den Ungeübten in ihrer Ausdrucksweise und in der Mannigfaltigkeit der von ihnen bekämpften Irrthümer liegen; er machte ihn auf die Lügenhaftigkeit der Irrlehrer aufmerksam, welche oft durch eine aus dem Zusammenhang gerissene Stelle ihre Rechtgläubigkeit zu beweisen suchen; er zeigte ihm, daß in der heiligen Schrift und in ihrer allgemein anerkannten Auslegung hauptsächlich die Grundlagen und die Beweise für den kirchlichen Glauben zu finden seien. Wie Fenelon schon früher durch seine öffentlichen Vorträge in St. Sulpice sich mit der heiligen Schrift vertraut gemacht hatte, so eignete er sich besonders in Bossuet's Schule jene glückliche Gewandtheit in einem durchaus biblischen Styl an, die man in allen seinen Schriften, selbst in seinen Briefen über die gleichgiltigsten Gegenstände bemerkt. Er konnte sich hiefür

keinen größeren Meister wählen, als Bossuet, welchem die Schriftsprache ganz zu seiner Muttersprache geworden war, so daß unwillkührlich die ganze Erhabenheit des prophetischen Ausdrucks, das eigentlichste Gepräge des heiligen Styls der inspirirten Schriftsteller in seiner Rede hervortrat.

Es war für Fenelon ein großer Vortheil und eine seiner angenehmsten Erholungen, daß er Bossuet auf sein Landhaus in Germigny begleiten durfte, wo der gefeierte Sprecher der gallikanischen Kirche, zu welchem unaufhörlich Leute jedes Stands und Rangs sich hinzudrängten, sich bisweilen von seiner Geschäftslast und von dem Getümmel des Hofs einen Augenblick erholen konnte. Dort konnten Fenelon, sein treuer Freund der Abbé v. Langeron, und der berühmte Abbé Fleury Bossuet ungetheilt genießen; die Mahlzeiten, die Spaziergänge, die Stunden der Erholung nach wissenschaftlichen Arbeiten waren für sie ebenso belehrend als unterhaltend. In dieser für beide so genußreichen Zeit hat Fenelon ohne Zweifel auch alle seine Arbeiten und wissenschaftlichen Versuche seinem hochverehrten Freund Bossuet vorgelegt.

## 9. Weitere wissenschaftliche Arbeiten Fenelon's.

Um diese Zeit schrieb Fenelon eine ausführliche Widerlegung der Abhandlung Malebranche's († 1715) „Natur und Gnade"; und auf der Original-Handschrift waren von Bossuet's Hand Verbesserungen, Aenderungen, Bemerkungen am Rand beigesetzt. In der edlen Absicht, Philosophie und Theologie zu vereinigen hatte der ebenso geistreiche als bescheidene Denker sich von seinem Bestreben nach Consequenz und von seiner lebhaften Phantasie zu Behauptungen hinreißen lassen, welche besonders an Anton Arnauld einen entschiedenen Gegner gefunden hatten. Es gereicht dem jungen Fenelon zur Ehre, daß er über die wichtigsten Gegenstände der Theologie und der Metaphysik gegen einen so tiefen Denker aufzutreten wagen durfte; noch mehr, daß sein Urtheil mit dem des gründlichen Arnauld übereinstimmte und des gediegenen Bossuets Beifall hatte.

Um dieselbe Zeit beschäftigte sich Fenelon mit einem Werk, welches in unmittelbarerer Beziehung zu seiner Amtsthätigkeit stand; er schrieb eine „Abhandlung über das geistliche Amt", deren Hauptgedanke ist: „Da bei weitem die größte Mehrzahl der Menschen nicht im Stande ist, über die einzelnen Glaubenslehren ein bestimmtes Urtheil zu fassen, so konnte die göttliche Weisheit ihnen kein sichereres Schutzmittel gegen jeden Irrthum an die Hand geben, als eine sichtbare Kirchen-Gewalt, ein geistliches Amt, welches in ununterbrochener Reihe bis auf die Apostel und Christus selbst zurückgeht." Dieser Punkt war in dem Religionsgespräch Bossuet's mit dem protestantischen Geistlichen Claude als der Angelpunkt, um den sich Alles dreht, hervorgetreten, und Bossuet hatte mit dem ganzen Reichthum seiner kirchlichen Gelehrsamkeit ihn auch in seinen dogmatischen Schriften von allen Seiten beleuchtet. Fenelon seinerseits suchte durch seine zwar auf gründlicher Gelehrsamkeit beruhende, aber äußerst durchsichtige, einfache Darstellung auf die große Menge zu wirken und ihr die Rückkehr in den Schoß der Kirche nahe zu legen; — wobei freilich der wunde Fleck der so zuversichtlichen Beweisführung nicht verborgen bleiben kann, daß sein angeblich historischer Begriff der Kirche von einer willkührlichen Voraussetzung, von einer Idee ausgeht, die der Geschichte die auffallendste Gewalt anthun muß.

Die für Kirche und Staat gleich wichtige Streitfrage, welche diese beiden ausgezeichneten Männer, jeder in seiner Art, mit ebensoviel Talent als Glück zum Gegenstand ihrer schriftstellerischen Beschäftigung machten, war eben in jener Zeit eine eigentliche Lebensfrage geworden. Sowohl in den Geschichtswerken, als selbst in Privatbriefen aus der Zeit Ludwigs XIV. tritt in allen Volks-Classen überall das lebhafteste Interesse für die kirchlichen Streitigkeiten an den Tag. Nicht nur auf den Kanzeln, in den theologischen Schulen, innerhalb der Klostermauern wurden diese Fragen mit einer durch die allgemeine Zeitrichtung genährten und gesteigerten Lebhaftigkeit verhandelt, sondern auch am Hofe, in der Stadt, in allen Ständen waren die ernstesten wissenschaftlichen Abhandlungen der gewöhnlichste Gegenstand der Unterhaltung; vielbeschäftigte Männer, hochgefeierte, in der Gesellschaft bewunderte Frauen be-

nutzten ihre freien Stunden in der Stadt und auf dem Lande, um theologische Werke zu lesen und ihren Geist mit allen auf die religiöse Frage sich beziehenden Kenntnissen auszustatten. Diese allgemeine Richtung auf geistige Bildung hat eben jene Menge von ausgezeichneten Schriftwerken hervorgerufen, deren Werth den Wechsel der Zeiten überdauert.

Der Augenblick war jetzt da, in welchem Fenelon aus der Verborgenheit hervortreten sollte. Er hatte zwar in Tronson's Schule gelernt, in den menschlichen Verhältnissen nur auf den Willen Gottes zu achten und in all seinem Thun und Denken nur das Interesse der Religion sich zum Ziel zu setzen, er wußte, daß treue Pflichterfüllung auf jedem uns von der Vorsehung angewiesenen Posten der höchste Ruhm sei, und daß hohe Stellen und Würden nur durch die größeren Schwierigkeiten und Gefahren, die sie mit sich bringen, unsrer Thätigkeit mehr Bedeutung geben; er befand sich in einer für sein Herz befriedigenden Stellung, indem seine zahlreichen Neubekehrten ihm mit der innigsten Dankbarkeit zugethan waren und er die angesehensten, edelsten, geistreichsten Männer zu Freunden hatte. Aber eben diese Freunde zogen ihn aus dem Stillleben heraus, welches seinem anspruchslosen Charakter, seinen bescheidenen Wünschen so ganz zusagte.

## 10. Fenelon's Sendung nach Poitou.

Nach langwierigen Kämpfen hatten die Reformirten in Frankreich, Hugenotten genannt, im Jahre 1598 von König Heinrich IV. durch das Edict von Nantes zwar nicht völlige Religions-Freiheit, aber doch solche Rechte erlangt, mit welchen sie sich befriedigt fühlten. Unter der Verwaltung der Minister Richelieu und Mazarin wurde dieses Edict gewissenhaft aufrecht erhalten, und die Hugenotten zeigten sich je mehr und mehr als die treusten Unterthanen des Königs, sie zeichneten sich in Industrie und Gewerben, so wie im Staats- und Kriegsdienst aus und erwarben bedeutende Reichthümer.

Als aber Ludwig XIV. im Jahre 1661 nach dem Tode Mazarin's die Regierung selbstständig in die Hand nahm, enthüllte

sich bald eine entgegengesetzte Gesinnung gegen die Hugenotten. Schon in den ersten Wochen nach seinem Regierungs-Antritt wurde den Kindern, Mädchen im zwölften, Knaben im vierzehnten Jahr die Ermächtigung ertheilt, auch gegen den Willen ihrer Eltern katholisch zu werden, und den Eltern die Verpflichtung auferlegt, für den Unterhalt derselben zu sorgen, selbst wenn sie außerhalb des väterlichen Hauses wohnen würden. Noch in demselben Jahr ordnete der König eine Maßregel an, welche unter einem für die Protestanten günstigen Schein die auffallendsten Ungerechtigkeiten verschleierte. Es wurden nämlich Untersuchungs-Commissäre bestellt, um alle Verletzungen des Edicts von Nantes rückgängig zu machen, und zwar je ein Katholik und ein Reformirter für jede Provinz. Allein da jener gewöhnlich einer der höchsten Beamten, der calvinische von jenem selbst gewählte College dagegen irgend ein armer, dem Hof verkaufter oder um dessen Gunst buhlender Edelmann war, so bestand die Wirksamkeit dieser Commissionen nur darin, daß den Hugenotten eine Kirche um die andre entrissen und allerlei andre Gewaltstreiche gegen sie verübt wurden.

Von Anfang an entschlossen, die „Ketzerei" nicht im Staat zu dulden, verschob der König die Ausführung seiner Absicht nur aus Politik, namentlich aus Rücksicht auf das protestantische England, dessen öffentliche Meinung er nicht zu verletzen wagte. Er begnügte sich daher vorerst mit stillschweigender Umgehung des Edicts von Nantes. Der Uebertritt zum reformirten Glauben und gemischte Ehen wurden geradezu verboten; das zum Uebertritt in die katholische Kirche befähigende Alter auf das siebente Jahr herabgesetzt. Hebammen reformirten Bekenntnisses sollten nicht mehr geduldet werden; katholischen Hebammen wurde befohlen, Kinder reformirter Eltern katholisch taufen zu lassen. Die Reformirten wurden von öffentlichen Staats- und Gemeinde-Aemtern ausgeschlossen; eine förmliche Bekehrungscasse eingerichtet, um gewissenlose Leute durch Geld in die katholische Kirche herüberzulocken. Freie Religionsübung wurde einem Ort nach dem andern entzogen und wenn durch die Plackereien Unruhen erregt wurden, grausame Strafen verhängt. Schon im Jahre 1681 fieng man auch an, protestantischen Familien-Vätern zweimal so viel Einquartirung

aufzuerlegen, als katholischen, und denjenigen, welche zur katholischen Kirche übertraten, die Einquartirung abzunehmen.

Aber erst, als nach dem Tode des englischen Königs Karl II. die Hoffnung Platz gewann, der neue König Jacob II. werde ganz England in den Schoß der Kirche zurückführen, wagte Ludwig mit der förmlichen Aufhebung des Edicts von Nantes vorzugehen, unter dem Vorwand, daß durch die bisherigen Maßregeln bei weitem die Mehrzahl der Protestanten bekehrt seien, und um einiger eigensinnigen Köpfe willen es sich nicht verlohne, das Edict noch fortbestehen zu lassen.

Da man nun für zweckmäßig hielt, in diejenigen Provinzen, wo die Protestanten am zahlreichsten waren, Missionare zu senden, um die bereits Zurückgetretenen in der Römischen Lehre zu befestigen, diejenigen, welche noch Widerstand leisteten, zum Uebertritt zu bewegen, so schlug Bossuet für die Mission in Poitou und Saintonge Fenelon vor. Sein Name war dem König schon durch Fenelon's Thätigkeit unter den neubekehrten Frauen bekannt, und der König setzte seine eigne Größe in die Wahl tüchtiger, würdiger Männer zur Ausführung seiner Absichten. Fenelon konnte dem ehrenvollen Auftrag, der ihm zu Theil wurde, sich um so weniger entziehen, als eine mehrjährige Beschäftigung in einem ähnlichen Arbeitsfeld ihn schon darauf vorbereitet hatte und er in demselben eine Erfüllung seiner Jugend-Neigung sehen durfte, durch welche er sich zu einer noch viel anstrengenderen Missions-Arbeit hingezogen gefühlt hatte. Nur wünschte er sich die Mitarbeiter an dem Werk, dessen Leitung ihm zukam, frei wählen zu dürfen und dieß gewährte man ihm um so bereitwilliger, als er eben diejenigen wählte, welche man ihm jedenfalls würde vorgeschlagen haben; Männer von anerkannten geistigen und sittlichen Vorzügen, welche später zu hohen kirchlichen Würden und andren Vertrauens-Aemtern berufen wurden; nemlich den Abbé v. Langeron, seinen liebsten treusten Freund, den berühmten Abbé Fleury, den Abbé Bertier, später Bischof von Blois; den Abbé Milon, königlichen Almosenier, später Bischof von Condom.

Da der König dem erwählten Missionar seine Absichten persönlich mitzutheilen verlangte, so war die einzige Gnade, welche

Fenelon sich erbat, die Entfernung aller Truppen, aller Macht-Entfaltung von allen Orten, wo er das Amt des Friedens und der Liebe zu verwalten berufen wäre; und der Fürst zögerte keinen Augenblick, ihm seinen Wunsch zu gewähren, indem er nur einige huldvolle Bemerkungen hinsichtlich der persönlichen Sicherheit Fenelon's und seiner Collegen hinzusetzte. Aber es blieb nicht dabei; die katholischen Geschichtsschreiber behaupten zwar, wo die Protestanten sich das Verbot der öffentlichen Religionsübung haben gefallen lassen, sei ihrem Gewissen kein Zwang angethan worden, sondern nur, wo gefährliche Zusammenrottungen, aufrührerische Bekanntmachungen, förmliche Auflehnung und strafwürdige Frevelthaten vorgekommen seien, habe der König, wenn auch ungern, strengen Maßregeln den Lauf gelassen, weil er es für seine Pflicht als Monarch hielt, die Staats-Ordnung unbeugsam fest zu halten. Man wälzt auch häufig einen großen Theil der Schuld auf die Minister und Beamten, welche in ihrem Dienst-Eifer über des Königs Absichten hinausgegangen seien. Daß aber der König selbst in der Wahl der Mittel, um seine Zwecke zu erreichen, keineswegs ängstlich war, beweist die ganze Geschichte seiner Regierung.

Fenelon's Erstes bei seiner Ankunft an dem Hauptsitz seiner Missions-Unternehmungen war ein Besuch bei dem Bischof von La Rochelle, um sich von ihm den Segen für sich und seine Mitarbeiter und die gehörige Vollmacht zu seinem Werk zu erbitten. Denn so sehr das Gewicht der königlichen Wahl und Machtvollkommenheit seinem Auftreten ein gewisses Ansehen geben und den Erfolg erleichtern konnte, so wollte er doch auf dem festen Grunde der Kirche stehen, welche die Ordnung, den Rang und die Rechts-Verhältnisse ihrer Diener selbst geregelt hat, und nur durch ihre Vermittlung glaubte er auf eine wirklich fruchtbare Thätigkeit rechnen zu dürfen.

Der Ruf der neuen Missionare war ihnen schon in diese Gegenden vorangeeilt; der Bischof empfieng sie wie Engel vom Himmel, gesandt, um ihn in seinem Eifer zu unterstützen; das Volk, welches von Fenelon's vertrauensvoller Zurückweisung aller Macht-Entfaltung gehört hatte, nahm sie auf als Diener des Friedens.

Was für ein neues Schauspiel, in diese Gegenden, welche als Hauptbollwerk des Protestantismus so lange von Krieg, Aufruhr und Jammer erfüllt waren, nun Priester von hohem Rang und Geburt, von ausgezeichneten Gaben kommen zu sehen, welche ihre Stellung am Hof und alle Annehmlichkeiten der Hauptstadt aufopferten, um in ungesunden, verwüsteten Gegenden dem demüthigsten, beschwerlichsten Dienst sich zu widmen. Ihre Selbstverleugnung und ihr Vertrauen machten einen um so günstigeren Eindruck im Gegensatz gegen die Gewalts-Maßregeln, mit welchen man in andern Gegenden unkluger Weise begonnen hatte. Nach den erschreckenden Berichten über den Jammer in Languedoc und Vivarais, fand das geängstete Volk statt der gefürchteten Sendlinge mitleidige, freundliche Väter, welche sich aller seiner Bedürfnisse annahmen und allen Gedanken an Zwang und Gewalt ihm zu benehmen sich bemühten. Man hatte bei den Abgesandten des Hofs all den Prunk, Reichthum und Weichlichkeit zu sehen erwartet, gegen welche in den Bußpredigten jener Zeit vielfach geeifert wurde; statt dessen fand man Männer, die mit dem Volk seine Armuth theilten, sich in seine einfachen Sitten schickten, und sich in allen Verhältnissen als Tröster und Wohlthäter erwiesen; dadurch war auch für ihre Lehre der Weg vom Herzen zum Verstand gebahnt.

Fenelon befolgte in seiner Mission die Methode, welche er in seiner kleinen (damals noch nicht gedruckten) Schrift „Ueber das geistliche Amt" entwickelt hatte; er gieng von dem Begriff der Kirche aus, und suchte die Protestanten zu überzeugen, daß ihre Geistlichen keine rechtmäßige Amtsbefugniß nachweisen und deßwegen auch die Heilsgüter nicht mittheilen können, sondern allein diejenigen Priester, welche durch eine ununterbrochene Aufeinanderfolge die apostolische Weihe und Vollmacht empfangen hätten. (Vgl. No. 9.)

Ferner suchte er dem Spott über das Formen- und Ceremonien-Wesen der römischen Kirche dadurch zu begegnen, daß er nur auf diejenigen Gebräuche Gewicht legte, welche von der Kirche als wesentlich vorgeschrieben sind, und sie von denjenigen frommen

Uebungen unterschieden wissen wollte, die die Kirche nur empfiehlt, erlaubt oder duldet.

Hauptsächlich der gewinnenden Persönlichkeit Fenelons und seiner Mitarbeiter, neben der klugen Umgehung schwieriger Streitpunkte, und dem Schrecken, den die Berichte von anderwärts ausgeübten Gewaltmaßregeln einflößten, mag der Erfolg zuzuschreiben sein, welchen die Mission Fenelon's und seiner Mitarbeiter in Poitou hatte. Es war ja auch in Deutschland so; im Jahr 1563 waren zwei Drittheile von Oestreich und fast ganz Baiern protestantisch; neunzehn Jesuiten haben in wenigen Jahren ganz Alt-Baiern und viele andre wichtige Punkte für Rom wiedererobert.

Indessen täuschte sich Fenelon nicht über den wahren Werth rascher, massenhafter Bekehrungen; weit entfernt, sich wie andre Missionare zu rühmen, daß ganze Provinzen für die Kirche gewonnen seien, rechnete er nur diejenigen als bekehrt, bei welchen eine gründliche, bleibende Veränderung in Ansichten und Leben sich zeigte, und war überzeugt, daß der von ihm in Liebe ausgestreute Same erst mit der Zeit, bei den nachwachsenden Geschlechtern seine Frucht entwickeln würde. Der Eindruck, den sein ganzes Auftreten machte, war so durchgreifend, daß nicht nur diejenigen Gegenden, in welchen er wirkte, sondern auch solche, wohin sein Ruf gedrungen war, durch öffentliche Kundgebungen ihm die Huldigung des Danks und der Verehrung darzubringen sich beeiferten. So hat bei der Ernennung Fenelon's zum Erzieher der königlichen Enkel die Academie von Angers als Thema einer Beredsamkeits-Preisbewerbung aufgestellt: Das Glück der Völker, welche einmal den Zögling eines Beauvilliers und Fenelon zum Herrscher haben werden. Der gekrönte Redner sagt unter Anderem von Fenelon: „Zeugen seiner ausgezeichneten Eigenschaften sind die Häretiker selbst, welche ebensosehr an seiner Lehre, als an seinem Beispiel sich erbaut haben. In einer Stadt, die immer als das Bollwerk ihrer Lehre galt, hat er nicht nur durch seine Freundlichkeit wie durch seinen unermüdlichen Eifer dieselbe von Grund aus ausgerottet, sondern auch durch seine thätige Liebe die Neubekehrten in ihrem Glauben befestigt, und besonders das schwache Geschlecht, welches dem Rückfall am meisten

ausgesetzt ist, durch seine Pflege davor bewahrt. Ja diesem apostolischen Manne ist die Kirche für eine so schöne Eroberung allen Dank schuldig."

Es konnte aber auch nicht fehlen, daß Fenelon wegen seiner Bekehrungs-Methode Vorwürfe abzuwehren hatte. Man behauptete, er gehe zu weit in der Nachgiebigkeit, indem er von den übergetretenen Protestanten nicht alle Andachtsübungen verlangte, welche die Kirche empfiehlt, wenn auch nicht durchaus vorschreibt. Der Staats-Secretair Marquis v. Seignelay, Sohn Colbert's, welcher die Provinzen Poitou und Aunis unter sich hatte, war zwar weit entfernt, solchen unverständigen Eifer zu theilen, aber er glaubte die grundlosen Behauptungen, welche Neid und Bosheit oder Fanatismus über Fenelon ausstreuten, ihm nicht vorenthalten zu dürfen. Gegenüber von einem Mann, welcher durch seine hervorragenden Talente und durch seine Thätigkeit ein würdiger Nachfolger Colbert's, des Gründers der französischen Seemacht zu werden versprach, wenn ihn nicht ein frühzeitiger Tod (1690) weggerafft hätte; welcher mitten unter dem Strudel der Geschäfte und der Jugend-Vergnügungen einen religiösen Grund im Herzen hatte und mit Tronson über religiöse Gegenstände correspondirte; welcher auch als Bruder der Herzogin v. Beauvilliers mit Fenelon näher bekannt zu werden Gelegenheit gehabt hatte und für seine Mission lebhafte Theilnahme zeigte — gegenüber von einem solchen Minister war es für Fenelon nicht schwer, die Weisheit und Rechtmäßigkeit seines Verfahrens mit den Protestanten darzuthun. An ihn ohne Zweifel sind zwei Briefe Fenelon's gerichtet, welche sowohl über Fenelon's Verfahren, als auch über die ausländischen Einflüsse und die dadurch veranlaßten Maßregeln der Regierung Licht verbreiten.

La Tremblade, 7. Februar 1686.

Ich glaube Ihnen unverweilt über die ungünstige Stimmung, die ich bei den Leuten hier vorgefunden habe, Bericht geben zu müssen. Während ihnen in Briefen aus Holland vortheilhafte Niederlassungen und wenigstens siebenjährige völlige Steuerfreiheit zugesichert worden ist, hat man sie gerade durch mehrere kleine

neue Steuern, die man Schlag auf Schlag in der Gegend eingeführt hat, sehr erbittert; die Meisten sagen laut, sie wandern aus, sobald die Witterung für die Schifffahrt günstiger sei. . . . Man wird allerdings der königlichen Gewalt nichts vergeben dürfen, denn unsre Ankunft in Verbindung mit den immerwährenden Kriegsgerüchten bringt die Leute auf die Meinung, man fürchte sie; sie glauben fest, es gebe nächstens eine große Umwälzung und die großen Rüstungen Hollands seien zu ihrer Befreiung bestimmt. Die Staatsgewalt muß daher die Gemüther, welche durch die geringste Schwäche übermüthig würden, mit unbeugsamer Festigkeit im Zaum halten; aber zugleich wäre es meines Erachtens von Wichtigkeit, ihnen das Leben in Frankreich so annehmlich zu machen, daß ihnen die Lust zum Auswandern benommen würde, .... und ihnen zum Bewußtsein zu bringen, welche Wohlthat ihnen durch den wohlwollenden Unterricht zu Theil wird. . . . Auch die willigsten, eifrigsten unter den Bekehrten haben in Folge der langen Angewöhnung an entgegengesetzte Ansichten immer wieder Anstände in Glaubens-Sachen. Uebrigens geben sie fast alle zu, daß wir ihnen die Pflicht der Unterwürfigkeit unter die Kirche ganz klar aus der Schrift nachgewiesen haben, und daß sie keinen Einwurf gegen die katholische Lehre vorbringen können, den wir nicht völlig zu nichte gemacht hätten.

Als wir von Marennes abreisten, . . . . haben sie uns so viel Anhänglichkeit gezeigt, daß ich nicht umhin konnte, ihnen einen Theil meiner Mitarbeiter zurück zu lassen und zu versprechen, daß wir alle wiederkommen werden. Wenn diese guten Anfänge durch liebreiche Prediger, die neben der Gabe zu unterrichten auch die haben, Vertrauen einzuflößen, so werden die Leute bald gut katholisch sein. Am geeignetsten dazu scheinen mir die Jesuiten, welche wegen ihrer Kenntnisse und sittlichen Haltung in Achtung stehen; nur müßte man diejenigen auswählen, welche sich am besten beliebt zu machen wissen. . . . .

Ich habe einen Brief von dem Pater La Chaise erhalten, worin er mir auf die höflichste, verbindlichste Weise zumuthet, die Bekehrten gleich von den ersten Tagen an an die Gebräuche der Kirche hinsichtlich der Anrufung der Heiligen und der Anbetung

der Bilder zu gewöhnen. Ich hatte ihm schon vorher — nur aus Vorsorge, denn die Pfarrer thun täglich dasselbe in ihren Predigten und die Missionare in ihren vertraulichen Unterredungen — geschrieben, daß wir den englischen Gruß in der Predigt und die andern Anrufungen der Heiligen im öffentlichen Gebet auf der Kanzel in den ersten Tagen weglassen; und seitdem habe ich ihm nun noch einmal ausführlicher, eben so wie Ihnen, von unserer ganzen Verfahrungs-Weise Rechenschaft gegeben. Ich hoffe, daß dieß nebst dem Zeugniß des Bischofs, des Intendanten und der Jesuiten uns völlig rechtfertigen wird.

Der zweite Brief zeigt, daß Fenelon's Vorstellungen an die Regierung über die Nothwendigkeit, das Volk durch Wohlthaten zu gewinnen, die günstigste Aufnahme gefunden hatten.

La Tremblade, 8. März 1686.

Die Ankunft des Herrn Forant hat den hiesigen Einwohnern Freude gemacht, und ich hoffe, er werde dazu mitwirken, dieselben für uns zu erhalten, wenn er keine scharfen Maßregeln anwendet, wodurch er sich bald verhaßt machen würde. Er würde wegen seiner Abstammung, wegen seiner Verwandtschaft mit Vielen unter ihnen, und weil er selbst vorher ihres Glaubens war, mehr als ein Andrer gehässig werden, wenn er sie mit hochfahrendem Wesen und Strenge zur Unterwürfigkeit nöthigen wollte. . . . Ich habe nicht ermangelt, hier und in Marennes öffentlich vorzulesen, was Sie mir von den Wohlthaten schreiben, die der König den Leuten dieser Gegend erweisen will, vorausgesetzt, daß sie sich derselben würdig beweisen, und von Ihrem liebevollen Bemühen, denselben aufzuhelfen. Das Korn, das Sie ihnen zu sehr herabgesetzten Preisen verschafft haben, beweist ihnen, daß die Liebe gegen sie eine thätige ist, und ich zweifle nicht, daß die Fortsetzung solcher Wohlthaten die Meisten im Lande zurückhalten würde. Dieß ist die überzeugendste Beweisführung für sie; aber auch unsere Beweise erregen ihre Verwunderung; denn wir lehren sie gerade das Gegentheil von dem, was ihre Prediger ihnen als den unbestrittenen katholischen Lehrbegriff vorgestellt hatten. Große Dienste leistet uns ein übergetretener Prediger, der das völlige Zutrauen

der Leute besaß. Ich zweifle nicht, daß wir auf Ostern eine große Zahl Communikanten bekommen, vielleicht nur zu viele! An den stehenden Arbeitern ist es hernach, auf diesem Grund fortzubauen, und die vorhandenen Gesinnungen zu pflegen.

Das Hauptbedürfniß sind Prediger, welche jeden Sonntag das Evangelium einfach auslegen und mit milder väterlicher Gewalt die Gemüther zu beherrschen wissen. Für den Anfang sind die Jesuiten recht; aber hauptsächlich sind lebhafte, erbaulich wirkende Pfarrer nöthig. Die Leute, die von der reformirten Lehre angefüllt sind, können nur durch das Wort gewonnen werden. Ein Pfarrer, der das Evangelium freundlich auszulegen und sich in den Familien Vertrauen zu gewinnen weiß, kann Alles mit ihnen anfangen. Uns sagen die Leute: ihr bleibt nicht bei uns! deßwegen schließen sie sich nie vollständig an uns an. Mit der Persönlichkeit des Pfarrers muß die Religion in den Herzen Wurzeln schlagen. . . . Neue Testamente sollte man in Menge austheilen, aber mit großem Druck, kleinen Druck können sie nicht lesen. Katholische Bücher zu kaufen darf man ihnen nicht zumuthen, es ist viel, wenn sie diejenigen lesen, die man ihnen umsonst gibt; die Meisten können gar keine kaufen. Nimmt man ihnen ihre Bücher, ohne ihnen andre zu geben, so sagen sie, ihre Prediger haben Recht gehabt, daß wir die Bibel nicht lesen lassen wollen, damit man nicht die Verwerfung unsres Aberglaubens und unsrer Abgötterei darin finde, und sie werden zur Verzweiflung gebracht.... Wir haben die Leute gewöhnt, die Wahrheiten, die am stärksten gegen sie sprechen, ohne Erbitterung anzuhören; im Gegentheil, sie haben uns lieb und bedauern, wenn wir sie verlassen. Sind sie auch nicht ganz bekehrt, so sind sie doch geschlagen und an ihren vorigen Meinungen irre geworden; die Zeit und das Zutrauen zu den Männern, die sie fernerhin unterrichten, muß das Uebrige thun. Man muß auch darauf hinwirken, daß die Leute es ebenso anziehend finden, im Königreich zu bleiben, als gefährlich, auszuwandern; dazu haben Sie einen Anfang gemacht und ich bitte Gott, daß Sie es in der ganzen Ausdehnung, wie es Ihrem Eifer gemäß ist, mögen vollbringen können."

Am Schluß seines Briefs berichtet Fenelon von seinen vergeblichen Versuchen, Herrn v. St. Hermine zum Uebertritt zu bewegen. Es lag ihm sehr viel daran; denn bei dem bedeutenden Ansehen dieser Familie würde ein solcher Uebertritt einen großen Einfluß auf die Protestanten in Poitou überhaupt gehabt haben, und zugleich hätte Fenelon dadurch der Frau v. Maintenon, welche mit derselben durch Bande des Bluts, der Freundschaft und der Dankbarkeit verbunden war, einen bedeutenden Dienst erwiesen. Da er keinen protestantischen Prediger finden konnte, welcher sich mit ihm in Gegenwart dieses Herrn in ein Religionsgespräch eingelassen hätte, weil die Einen selbst schon übergetreten waren, die Andern sich hatten entfernen müssen, so kam Fenelon auf den eigenen Einfall, selbst die Rolle des protestantischen Predigers gegenüber dem Abbé v. Langeron zu übernehmen — eine Stellung, bei welcher ein sehr fester Glaube an die redliche Absicht Fenelon's vorausgesetzt wurde, um jeden Schein zu vermeiden, daß er seiner eignen Sache schade; wobei aber auch v. Langeron mit den stärksten Gründen gewaffnet auftreten mußte, um sich der feinen Einwürfe zu erwehren, die ein so gewandter, scharfsinniger Gegner machen konnte. Fenelon schreibt darüber:

„Ich habe sieben oder acht lange Verhandlungen mit Herrn v. St. Hermine, welchen ich in Rochefort besuchte, gehabt, er faßt das, was man ihm sagt, gut; er hat nichts dagegen zu sagen, aber er entscheidet sich nicht. Der Abbé v. Langeron und ich haben vor ihm recht tüchtig mit einander gestritten, ich spielte den Protestanten und brachte die scheinbarsten Gründe vor, welche die Prediger auffinden können. Herr v. St. Hermine bemerkte die Schwäche meiner Beweise wohl, so einleuchtend ich sie auch darzustellen suchte; die des Abbé v. Langeron schienen ihm schlagend und manchmal gab er selbst an, was gegen mich zu sagen war. Ich meinte, er sollte nun wankend gemacht sein; aber er blieb, wenigstens dem Ansehen nach, unbeweglich. Ich vermuthe fast, daß ihn irgend ein geheimes Familien-Verhältniß an seine Religion fesselt. Ich würde nach Ihrem Befehl noch einmal zu ihm gegangen sein, wenn er nicht eben abwesend wäre; so bald er zurück

ist, werde ich wieder nach Rochefort gehen und Ihnen hernach berichten, was geschehen ist."

Mit Bossuet stand Fenelon während seiner Mission fortwährend in Verbindung, aber es ist nur einer seiner Briefe erhalten worden, der von dem vertrauten Verhältniß, in welchem sie noch standen, so wie auch davon Zeugniß gibt, daß Bossuet mit Fenelon's Verfahren gegen die Neubekehrten einverstanden war.

La Tremblade, den 8. März 1686.

„Obgleich ich nichts Neues weiß, kann ich doch mich nicht enthalten, Ihnen zu schreiben, verehrter Herr; es ist dieß mein Trost in diesem Lande, den Sie mir schon gönnen. Mit unsern Bekehrten geht es ein wenig besser, aber der Fortschritt ist sehr langsam; es ist keine Kleinigkeit, eine Sinnes-Aenderung bei einem ganzen Volk zu bewirken. Wie schwer mußte es den Aposteln werden, die Gestalt der Welt umzuwandeln, die menschliche Vernunft von ihrem Thron zu stoßen, die Macht der Leidenschaften zu überwinden und eine vorher nie gehörte Lehre aufzustellen, da es uns nicht gelingen will, unwissende Leute durch klare, deutliche Aussprüche der Schrift, die sie täglich lesen, für die Religion ihrer Vorfahren zu gewinnen, während der Einfluß des Königs so mächtig dazu beiträgt, ihren Willen für diese Religion zu bestimmen. Wenn diese Erfahrung uns die Wirksamkeit des Zeugnisses der Apostel als etwas durchaus wunderbares erscheinen läßt: so wird zugleich durch die Schwäche der Hugenotten die göttliche Stärke der Märtyrer ins Licht gestellt. Die schlechtbekehrten Hugenotten hängen mit dem furchtbarsten, grenzenlosesten Eigensinn an ihrer Religion; aber sobald es an strenge Strafen geht, geht ihnen alle Stärke aus; während die Märtyrer demüthig, folgsam, unerschrocken, aller Verstellung unfähig waren, sind diese feig gegen die Gewalt, hartnäckig gegen die Wahrheit, zu aller Heuchelei geneigt. Die Reste der Secte drohen allmählig in eine erschreckende Gleichgiltigkeit gegen alle äußere Religionsübung zu verfallen. Wenn man wollte, daß sie das Christenthum abschwören und dem Koran huldigen, dürfte man nur Dragoner ausrücken lassen. Wenn sie nur nächtliche Versammlungen halten

und aller Belehrung widerstehen, so meinen sie, das sei Alles. Es ist ein furchtbarer Sauerteig um Religionskämpfe; die Leute haben durch ihren doppelten Eidbruch sich an den heiligsten Gegenständen so versündigt, daß es kaum noch sichere Kennzeichen einer wahren Bekehrung gibt. Gebet und unermüdliches Anhalten in der Belehrung ist das Einzige, was man für sie thun kann.

Aber wann bekommen wir einmal Ihren „Groß-Kanzler" zu Gesicht? Es wäre wohl Zeit, daß er in unsre Einsamkeit etwas Bewegung brächte, nachdem er in Paris die vorlauten Kritiker zu Schanden gemacht hat.*)

Vergessen Sie nicht, bei Herrn v. Seignelay unsre Rückkehr zu betreiben, aber nicht, als ob ich etwas davon geschrieben hätte! Wenn er mich zu lange von Ihnen fern hält, so ... lasse ich bald den englischen Gruß wieder weg, oder falle ich vielleicht gar in irgend eine grobe Ketzerei, um mir das Glück einer Ungnade zuzuziehen, welche mich nach Germigny zurückführte; ein solcher Windstoß gäbe einen angenehmen Schiffbruch!

Würdigen Sie, gnädiger Herr, unsre kleine Schaar fortwährend Ihrer gütigen Theilnahme und besonders

Ihren ergebensten, ehrerbietigsten Diener."

Dieser Brief hatte die erwartete Wirkung, Fenelon erhielt die Erlaubniß nach Paris zurückzukehren. Er legte dem König unmittelbar Rechenschaft über den Zustand ab, in welchem er die Religions-Sachen in den von ihm besuchten Provinzen gelassen; dabei sprach er von dem Eifer seiner Mitarbeiter, von dem Guten, das sie gewirkt und das noch zu wirken übrig sei, von den Mitteln, durch welche die Regierung das große Werk befestigen könne — nur von sich selbst sagte er kein Wort; und nachdem er diese Pflicht der Ehrfurcht erfüllt, kehrte er ruhig zu seiner stillen, bescheidenen Beschäftigung bei den „Neubekehrten Frauen" zurück, und ließ sich mehr als zwei Jahre nicht mehr am Hof sehen. Er dachte so wenig an seine persönlichen Angelegenheiten, daß er nur zufällig erfuhr, er sei zum Bischof von Poitiers bestimmt, ja

*) Dieß bezieht sich auf die Leichenrede, welche von Bossuet am 25. Januar dem Kanzler Le Tellier gehalten worden war.

schon von dem König bestätigt, aber die Ernennung unmittelbar darauf in aller Stille wieder zurückgenommen worden. Diese Zurücksetzung wurde allgemein dem Erzbischof von Paris, v. Harlay zugeschrieben, welcher es Fenelon nicht verzeihen konnte, daß er seinen Freundschafts-Anerbietungen gleichgiltig aus dem Weg gegangen war und sich mit Bossuet so innig verbunden hatte. Dieselbe ungünstige Gesinnung trat ihm im folgenden Jahr bei einer ähnlichen Veranlassung entgegen. Der Bischof von Rochelle, welcher Zeuge der außerordentlich wohlthätigen Wirksamkeit Fenelon's in seiner Diöcese gewesen war, glaubte der Kirche und namentlich den Angehörigen seines Sprengels keinen bedeutenderen Dienst leisten zu können, als wenn er einen Geistlichen, dem sie alle Achtung und Dankbarkeit schuldig waren, für sie gewinne. Er kam nach Paris und ohne Fenelon die Absicht seines Besuchs bei Hof auch nur ahnen zu lassen, gab er eine Bitte um ihn als seinen Coadjutor (Amtsgehilfen und dereinstigen Nachfolger) ein. Die Sache wurde bekannt und man schlug einen verdeckten aber sicheren Weg ein, um seine Ernennung ebenso wie die für Poitiers zu hintertreiben, indem man den König auf die Meinung brachte, der Bischof von Rochelle wünsche nur deßwegen Fenelon zum Gehilfen, weil er eine ähnliche Richtung hinsichtlich der Lehre von der Gnade habe. So wurde Fenelon, den die Jansenisten immer als einen ihrer Hauptgegner angesehen haben, als Jansenist vorerst von kirchlichen Würden ausgeschlossen. Sprechend ist dieß für die völlige Gleichgiltigkeit Fenelon's gegen Glück und Ehre; denn es wäre ihm gewiß leicht gewesen, allen solchen Verdacht zu entfernen, da seine Ansichten schon bekannt waren, und seine Verbindung mit Herrn v. Beauvilliers und Tronson, den erklärten Gegnern der neuen Lehre sowie mit Bossuet, den gewiß Niemand des Jansenismus zu zeihen wagte, Jedermann vor Augen lag.

Im Jahre 1687 und 88, nach seiner Rückkehr von Poitou gab Fenelon endlich seine zwei Abhandlungen: „Ueber die weibliche Erziehung" und „Ueber das geistliche Amt" (s. oben), welche er keineswegs für die Oeffentlichkeit bestimmt hatte, auf den einstimmigen, dringenden Wunsch seiner Freunde in den Druck; er gab dadurch selbst Veranlassung zu allgemeiner Besprechung und

Prüfung des glänzenden Ruhms, den er sich schon durch seine Missionsthätigkeit in Poitou erworben hatte. Seine Freunde sahen dem Urtheil der öffentlichen Meinung mit der Spannung entgegen, welche sich mit der nicht ganz unparteiischen persönlichen Theilnahme verbindet; unparteiische Beurtheiler konnten gegenüber diesem günstigen Vorurtheil sich zu einer um so strengeren Kritik veranlaßt sehen; das Ergebniß fiel für beide Theile und für Fenelon selbst befriedigend aus. Indessen konnte die günstige Aufnahme dieser beiden Schriften dem Einfluß des Kirchenfürsten, der sich Fenelon's Beförderung entgegensetzte, nicht das Gleichgewicht halten; und es schien, als ob er sein ganzes Leben in seinem bisherigen nützlichen, aber wenig beachteten Beruf, welcher jedoch seinen bescheidenen Wünschen ganz entsprach, zuzubringen bestimmt wäre; — als er mit Einem Mal an den Hof versetzt und auf eine für das Schicksal Frankreichs und für mehrere Menschen-Geschlechter äußerst wichtige Stelle erhoben wurde, wo sich erst das ganze Wesen seiner Persönlichkeit entfalten konnte.

### 11. Fenelon's Berufung als Hofmeister des Erbprinzen.

Die Zeit kam heran, wo der Enkel Ludwigs XIV., der Herzog von Burgund, einer geregelten Erziehung übergeben werden mußte. Der König, der immer seine Größe darin fand, sich mit großen Männern zu umgeben, hatte für die Erziehung seines Sohnes eine glänzende, von der allgemeinen Stimme so zu sagen ihm vorgezeichnete Wahl durch die Ernennung Bossuet's und Montausier's getroffen; während er dabei vielleicht nur auf berühmte Männer sein Augenmerk richtete, hatte er an Geist und Charakter gleich ausgezeichnete Männer gefunden. Jetzt, da der Monarch mit den Jahren von der Ruhmsucht etwas freier und für eine religiöse Richtung empfänglicher wurde, war bei der Wahl eines Oberhofmeisters für seinen Enkel sein einziger Gedanke, die Erziehung desselben dem edelsten Manne an seinem Hof anzuvertrauen, und er hatte wieder das Glück, mit diesem edlen Charakter alle für die Ausbildung eines großen Fürsten geeignete Eigenschaften verbunden zu finden; seine Wahl fiel auf den Herzog

v. Beauvilliers, dessen Charakterbild sowohl wegen ihrer gemeinsamen Aufgabe, als wegen ihrer innigen Herzensfreundschaft in einer Lebensbeschreibung Fenelon's nothwendig seine Stelle finden muß.

Paul, Herzog v. Beauvilliers war als dritter Sohn seines Hauses zuerst zum geistlichen Stand bestimmt; allein, da sein ältester Bruder in der Blüthe der Jahre unverheirathet starb, der zweite wegen eines Duells von dem König verbannt wurde*) und in einem Feldzug gegen die Türken umkam, trat er in die Ehren und Würden seines Vaters ein; aber auch am Hofe und in den Aemtern, die ihm übertragen wurden, blieb er der religiösen Richtung treu, die ihm durch seinen höheren, ernsteren Beruf vorgezeichnet worden war. Er hatte das Glück, nicht nur in seiner Gemahlin, der zweiten Tochter Colberts, eine gleichgestimmte, durch thätiges Christenthum ausgezeichnete Lebensgefährtin zu finden, sondern auch die zwei gleichgesinnten Schwestern derselben mit zwei seiner innigsten, theuersten Freunde, dem Herzog v. Chevreuse und dem Herzog v. Mortemart verbunden zu sehen, so daß diese drei Schwestern mit ihren Männern am Hofe das seltene Schauspiel eines durch Bande der Freundschaft und des Bluts innig verbundenen Familienkreises gewährten, welcher allen Hof-Intriguen fremd, nur den Grundsätzen der Ehre und Tugend folgend, dem König zwar mit aller persönlichen Ergebung dienten, aber nie sich dazu hergaben, seinen Leidenschaften oder den Werkzeugen derselben zu schmeicheln. Namentlich stellte sich der Herzog v. Mortemart, der eine Neffe der Montespan war, nebst seiner Frau durchaus blos in dasjenige Verhältniß zu ihr, welches die Rücksicht auf die Verwandtschaft erforderte, ohne sich je in den langen Jahren ihrer Gunst unter den Haufen der ihr huldigenden Höflinge zu mischen.

Auf den König, welcher bei allen Verirrungen, zu welchen er sich hinreißen ließ, ein natürliches Gefühl für Anstand und Schicklichkeit bewahrte, machte ein so edles, reines Benehmen einen um so stärkeren Eindruck neben der schmählichen Knechtschaft des Ehrgeizes und Eigennutzes, in welcher der größte Theil seines Hofs

---

*) Vergl. S. 2.

gefangen war; namentlich war der Herzog v. Beauvilliers so beliebt bei ihm, daß man ihn einen Günstling nennen könnte, wenn dieser Name nicht einen Nebenbegriff hätte, welcher der inneren Würde eines solchen Mannes widerspricht. Auch Frau v. Maintenon, welche den König zu einem geordneten, christlichen Wandel zurückzuführen sich bemühte und schon damals den unwiderstehlichen Einfluß auf sein Gemüth zu entfalten anfieng, von dem sie später einen im Ganzen edlen Gebrauch machte, konnte natürlich die Achtung und das Vertrauen, das Ludwig XIV. für den Herzog v. Beauvilliers zeigte, nur aus allen Kräften nähren und unterhalten, und dem ganzen Familien-Kreis seine gegen die ganze Umgebung der Montespan beobachtete fremde Haltung hoch anrechnen. Vielleicht legte sie selbst es ausdrücklich darauf an, durch ihre innige Verbindung mit einem Freundes-Kreis, der ein irgendwie zweideutiges Verhältniß um keiner Rücksicht willen gut geheißen hätte, von vorneherein ihren Umgang mit dem König ins rechte Licht zu stellen und dem ganzen Hof zu zeigen, daß sie mit einer Montespan nicht zusammengestellt werden wolle und dürfe. Deßwegen war sie wöchentlich ein bis zwei Mal über Mittag in der Familie Beauvilliers, und von diesen Familien-Zusammenkünften, welche eine durchaus sittlich-religiöse Richtung hatten, wurden Fremde, gewöhnliche Bekannte und gleichgiltige Leute durchaus fern gehalten. Herr v. Beauvilliers, welcher das Verhältniß der Maintenon zu dem König von seinem Entstehen an beobachtet hatte, sah wohl, daß sie ihre Begünstigung ebenso sehr ihren streng sittlichen Grundsätzen, als ihren geistigen Vorzügen verdankte, und erkannte in ihr ein Werkzeug der Vorsehung, um den König von unwürdigen Ketten zu befreien und zu christlichen Tugenden zurückzuführen. Deßwegen kam ihr die ganze Familie mit einer Herzlichkeit entgegen, welche durch ihre gemeinsame Neigung für stilles, zurückgezogenes Familienleben und durch ihre Abneigung gegen ehrgeizige Hof-Umtriebe genährt wurde.

Von Herrn v. Beauvilliers hatte Frau v. Maintenon keine zudringlichen Bitten um Verwendung bei dem König zu fürchten, da er Ehren und Würden nicht suchte. Erst kürzlich im Jahre 1685 hatte ihm, obgleich er erst 37 Jahre alt war, der König

ganz aus eigenem Antrieb bei dem Tode des Marschalls v. Villeroi die erledigte Stelle eines Finanz-Directors übertragen, um welche ihm nicht eingefallen war, sich zu melden. Jedermann hätte geglaubt, daß dieses Ehren-Amt, mit welchem der Marschall für vieljährige Dienste in seinen alten Tagen belohnt worden war, irgend einem eifrigen, in den Umtrieben des Hofs ergrauten Bewerber zu Theil werden würde. Durch diese Stellung kam der Herzog noch mehr in ein persönliches Verhältniß zu dem König, welcher mit Wohlgefallen bemerkte, daß hohe Gunst und Ehre auf seinen bescheidenen Sinn und seine einfache Lebensweise durchaus keinen Einfluß ausübte.

Im Jahre 1688, als Ludwig XIV seinen Sohn, den Kronprinzen, an die Spitze des Heeres stellte, welches Philippsburg belagerte, gab er ihm Vauban als Lehrer der Kriegskunst und den Herzog von Beauvilliers als berathenden Vormund bei; so hatte der junge Prinz, der zum ersten Mal vom Hof entfernt vor den Augen des französischen und feindlichen Heers auftreten sollte, einen Meister der Kriegskunst und einen Meister der Tugend zu seinen Führern.

Nach solchen Vorgängen und bei dem entschiedenen Willen des Königs, seinem Enkel den besten Mann seines Hofs zum Oberhofmeister zu geben, war es ganz natürlich, daß sein erster Gedanke auf Beauvilliers fiel. Es war dieß nicht ein bloßes Ehrenamt, wie der Titel Finanzdirector, sondern mit diesem Amt war die Aufgabe verbunden, für Frankreich einen guten König zu bilden; v. Beauvilliers war weit entfernt, es zu suchen, da er die schwierigen Pflichten desselben besser als irgend Jemand kannte, ja nach seiner Bescheidenheit und Vorsichtigkeit eher geneigt war, sie sich zu groß vorzustellen.

Das glänzende Zeugniß des Zutrauens, welches der König dem Herzog durch seine Wahl gab, wurde noch dadurch erhöht, daß er ihm in Beziehung auf seine Mitarbeiter und die Dienerschaft völlig freie Wahl ließ, mit Ausnahme einer einzigen Kammerdiener-Stelle, welche einem ausgezeichnet wackeren, verständigen Manne vorbehalten blieb, der den Prinzen in seiner frühsten Kindheit bedient hatte. So wenig der König bei der Wahl des

Oberhofmeisters geschwankt hatte, so wenig schwankte dieser in der Wahl seines Mitarbeiters; am 16. August 1689 wurde der Herzog ernannt, und am 17. erlangte dieser auf seinen Vorschlag die Ernennung Fenelon's, ehe letzterer nur von der Ernennung seines Freundes zum Oberhofmeister Kenntniß hatte. Die Vorurtheile, durch welche man früher den König bestimmt hatte, Fenelon nicht zum Bischof zu machen, mag der Herzog durch den Einfluß der Frau v. Maintenon beseitigt haben, welche später sich wiederholt darüber aussprach, daß sie an der Wahl Fenelon's Antheil gehabt habe.

So wenig die beiden Erwählten sich selbst vorzudrängen gewohnt waren, so war doch der Herzog durch weise Verwaltung seiner eignen Besitzungen, wie durch gemeinnützige Thätigkeit in seiner Amtsführung in den Provinzen mehr bekannt, als am Hof, wo er in stiller Zurückgezogenheit lebte, und Fenelon hatte durch zwei geistvolle Werke, durch welche er nur der Kirche und seinen Freunden einen Dienst zu erweisen suchte, die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich gezogen; so daß alsbald, da die Wahl bekannt wurde, in ganz Frankreich einstimmiger Beifall laut wurde. Bossuet namentlich sprach schon am 18. August in einem noch vorhandenen Brief an die Tochter des Marquis von Fenelon seine herzliche Freude aus über die glänzende Anerkennung, die einem sich so geflissentlich verborgen haltenden Verdienste zu Theil geworden. Aber während Fenelon von allen Seiten mit Glückwünschen überschüttet wurde, während die Hofleute sein unerwartetes Glück nicht glänzend genug zu preisen wußten, und seine Freunde ihre aufrichtige Freude über diese, dem wahren Verdienst zu Theil gewordene Anerkennung aussprachen: trat ihm auch die feierliche, strenge Stimme der Wahrheit aus dem Munde seines hochgeachteten Lehrers Tronson entgegen, ihn ernst warnend vor den Gefahren seiner neuen Stellung und vor dem berauschenden Einfluß einer schnellen Erhebung. Er schrieb ihm:

„Sie haben sich vielleicht gewundert, mich nicht unter der Menge derjenigen zu finden, welche Ihnen zu der Ihnen widerfahrenen königlichen Gnade Glück wünschen. Ich bitte Sie recht sehr, mir diese kleine Verzögerung zu gut zu halten. Bei einer

Angelegenheit, die mir so nahe geht, glaubte ich vor Allem die Absichten, welche Gott mit Ihnen hat, anbeten und Ihn und seine fortwährende Gnade für Sie anflehen zu müssen. Nachdem ich mich dieser doppelten Pflicht nach meinen schwachen Kräften entledigt habe, so kann ich Sie versichern, daß mich Ihre Ernennung recht herzlich gefreut hat. Es spricht sich in dieser Wahl die Frömmigkeit, wie der richtige Blick des Königs aus, was beides erfreulich ist; und dann hat das Erziehungswerk, welches der König Ihnen anvertraut, für das Wohl des Staats und der Kirche eine so große Bedeutung, daß schon jeder gute Franzose es für ein rechtes Glück halten muß, dasselbe in so guter Hand zu sehen. Aber ich muß Ihnen offen gestehen, meine Freude ist sehr mit Furcht vermischt im Blick auf die Gefahren, welchen Sie ausgesetzt sind. Unläugbar ist, daß nach dem gewöhnlichen Lauf der Dinge unsre Erhöhung unser Heil erschwert. Sie öffnet uns die Pforte zu irdischen Ehren, aber es ist zu fürchten, daß sie uns die zu der wahren Größe im Himmel verschließt. Sie können in Ihrer jetzigen Stellung sehr viel Gutes wirken, aber Sie können sich auch sehr großen Unheils schuldig machen; es ist in einem solchen Amt nichts mittelmäßig; Gelingen und Mißlingen hat in demselben meistens ins Unendliche gehende Folgen. Sie kommen in ein Gebiet, wo das Evangelium von Jesu Christo wenig bekannt ist, und wo die, welche es kennen, diese Erkenntniß meistens nur zum Scheinen vor den Menschen benützen. Sie leben unter Leuten, deren Sprache ganz heidnisch ist, deren Beispiel fast immer zu gefährlichen Dingen hinzieht. Sie werden sich mit einer Menge von Gegenständen umgeben sehen, welche die Sinne bestechen und die geheimsten Leidenschaften aus ihrem Schlummer aufwecken. Es braucht viel Gnade und eine außerordentliche Treue, um so aufregenden, so mächtigen Eindrücken Widerstand zu leisten. In der Hofluft herrschen Nebel, welche die klarsten, einleuchtendsten Wahrheiten verdunkeln können. Grundsätze, bei denen man sich so wohl befunden, welche man in den Stunden der Andacht am Stamm des Kreuzes für unumstößlich gehalten hat, können Einem nach kurzem Verweilen in dieser Luft als einseitig, übertrieben, schwärmerisch erscheinen. Ganz feststehende Pflichten werden, ehe man

sich's versieht, zweifelhaft oder unausführbar; es wird tausend Fälle geben, wo Sie es für ein Gebot der Klugheit, der Liebe halten werden, auf die Welt ein wenig Rücksicht zu nehmen; — und doch, was für eine bedenkliche Stellung ist es für einen Christen und gar für einen Priester, mit dem Feind seines Heils sich in einen Handel einzulassen! In der That, Ihre Stellung ist sehr gefährlich und gestehen Sie sich's nur aufrichtig, es ist schwer, darin nicht zu wanken, es gehört eine hohe Stufe der Vollkommenheit dazu, sich in derselben aufrecht zu halten. Mehr als je wird Ihnen jetzt das Lesen und Betrachten der heiligen Schrift unumgängliches Bedürfniß sein. Haben Sie bisher für nöthig gehalten, aus derselben gute Gedanken zu sammeln und Ihren innern Menschen damit zu nähren: so werden Sie künftig dieser Beschäftigung bedürfen, um sich vor schädlichen Eindrücken zu schützen, um sich vor der Lüge zu verwahren . . . Unendlich wichtig wird es für Sie sein, niemals den ernsten Augenblick des Todes aus den Augen zu verlieren, wo alle Herrlichkeit der Welt verschwindet wie ein Traum, und wo alle Creatur, worauf Sie sich stützen mögen, unter Ihnen zusammenbricht.

Ihre Freunde werden Ihnen zum Trost sagen, daß Sie Ihre Stelle nicht gesucht haben; und dieß ist auch gewiß eine große Beruhigung, eine große Gnade, die Ihnen Gott erwiesen hat; doch dürfen Sie sich nicht zu viel darauf stützen. Man hat oft mehr Antheil an seiner Erhebung, als man selbst denkt; man findet Wenige, die es in der Selbstverleugnung so weit gebracht haben, daß sie höhere Würden ernstlich fürchten und davor fliehen. Man sucht nicht mit der in der Welt gewöhnlichen Anstrengung die Mittel, höher zu kommen, aber man enthält sich doch nicht, Hindernisse mit Gewandtheit wegzuräumen; man bestürmt nicht gerade seine einflußreichen Gönner, aber man zeigt sich ihnen nicht ungern von der vortheilhaften Seite; und gerade durch solche kleine menschliche Machenschaften kann man den Grundstein seiner Erhebung legen; deßwegen kann Niemand ganz bestimmt versichert sein, sich nicht selbst berufen zu haben. Was man so ohne viel darüber nachzudenken thut, um seine Talente ins Licht

Licht zu stellen, ist immer sehr bedenklich, und es bleibt immer gut, sich darüber aufrichtig zu beugen und zu demüthigen.

Vielleicht finden Sie diesen Brief etwas stark und etwas lang; er mag Ihnen mehr wie eine Predigt zur Unzeit, als wie ein Glückwunsch zur rechten Zeit vorkommen. Aber ich hätte mich gewiß kürzer gefaßt und zurückhaltender ausgedrückt, wenn mir weniger an Ihrem Heil gelegen wäre. Es kommt vom Grund meines Herzens, welches an Ihrem Wohlergehen den aufrichtigsten, lebhaftesten Antheil nimmt. Ich bitte Sie, mir zu glauben, daß ich nicht ablassen werde, Gott zu bitten, Er möge Sie mit dem unüberwindlichen Gefühl Seiner Liebe durchdringen, damit keine Versuchung die daraus entspringenden frommen Regungen schwächen oder vertilgen könne. So betet die Kirche um Gnade für ihre Kinder."

Fenelon war es werth, eine solche Sprache der aufrichtigsten Liebe, des edelsten Gefühls zu hören; es waren väterliche Ermahnungen, ganz den Grundsätzen entsprechend, welche er von Jugend auf eingesogen, von welchen er sich bisher hatte leiten lassen. Wehmüthige, schmerzliche Gefühle mußte der Brief Tronson's in ihm wecken, welcher von den drei Führern seiner Kindheit und Jugend allein noch übrig war. Sein Oheim, der Marquis, war schon 1683 und erst kürzlich, 1. Mai 1688, war auch der Bischof v. Sarlat, 83 Jahre alt gestorben. Den beiden frommen Männern, welche an ihrem Neffen väterliche Liebe bewiesen hatten, würde es eine innige Freude verursacht haben, wenn sie die Wahl erlebt hätten, wodurch ihre Mühe und ihre Hoffnungen zur Freude ganz Frankreichs gekrönt wurden, und Fenelon hätte in ihnen zwei edle Zeugen der Reinheit seines Willens, zwei tüchtige Führer durch die Klippen seiner neuen Stellung gehabt. Indem der Brief Tronson's die Stimmen seiner drei theuersten Wohlthäter gleichsam in dem Munde Eines Mannes zusammenfaßte, und ihm auf die rührendste, ansprechendste Weise seine heiligsten Jugend-Erinnerungen wieder vor die Seele stellte, mußte sich mit diesen wehmüthigen Eindrücken der Vergangenheit zugleich die Sorge für seine neue Laufbahn verbinden und dadurch seine Aufgabe ihm um so ernster erscheinen.

Die Wahl der Lehrer, die unter seiner Leitung arbeiten sollten, überließ der Herzog ganz vertrauensvoll Fenelon. Vorleser wurde der Abbé v. Langeron, der älteste Freund Fenelon's, der es auch zu sein verdiente. Sein Geist, seine Fähigkeiten, seine ausgebreiteten, vielseitigen Kenntnisse hätten, wenn er auch sonst keine Ansprüche gehabt hätte, ihn hinreichend zu einer solchen Zusammenstellung mit Fenelon zu gemeinschaftlicher Arbeit berechtigt. Zu Mitlehrern wurden Abbé Fleury und Abbé v. Beaumont berufen. Fleury ist durch seine Werke bekannt, in welchen sein Geist und sein Gemüth sich abspiegelt. Die Wahrheit, die Genauigkeit, die Tiefe und Mannigfaltigkeit seiner Untersuchungen, das treffendste, sicherste Urtheil, und ein lebendiger, aufrichtiger Glaube geben allen seinen Schriften ihren Werth Bei seinen viel beschäftigenden Berufs-Arbeiten begreift man kaum, wie er noch zu solchen und so vielen Schriftwerken Zeit finden konnte. Seine Bewunderung für die erste Kirche zeigt, daß er ihre Sitten, ihre Tugenden selbst besaß; wiewohl er ebendadurch in der Beurtheilung der späteren, allerdings tiefer stehenden Zeit zu streng und manchmal ungerecht geworden ist. Aber Niemand verstand es besser als er, Erkenntniß der Religion und Liebe zu ihr Andern beizubringen. Von seinen Zeitgenossen hochverehrt, wird sein Name noch jetzt in einem so ganz verschiedenen Zeitalter mit Achtung genannt. Mit der Erziehung überhaupt, namentlich mit der Kunst, Prinzen gut zu erziehen, war er schon zuvor durch Erfahrung bekannt; er war Hofmeister der Prinzen v. Conti und des Grafen v. Vermandois gewesen. Als der letztere im Jahre 1683 starb, benützte Fleury seine Freiheit, um zu seinen Studien zurückzukehren; aber noch wichtiger war ihm, der Kirche dienen zu können. Als daher im Jahre 1685 Fenelon, mit der Mission in Poitou beauftragt, Fleury zum Mitarbeiter berief, so war er sogleich bereit. Je mehr Fenelon ihn kennen lernte, desto mehr Liebe und Achtung gewann er für ihn; und so schätzte er es als ein großes Glück für sich selbst und für seinen Zögling, einen solchen Mit-Erzieher zu finden.

Der zweite Mitlehrer, Abbé v. Beaumont, war Schwester-Sohn Fenelon's; aber sein Eifer und seine Treue bewiesen, daß

Fenelon sich bei der Wahl nicht mit Fleisch und Blut besprochen hatte. Er war zehn Jahre Mitarbeiter an der Erziehung des Erbprinzen, ohne irgend welche Gunstbezeugung vom Hof zu erhalten oder zu verlangen; er blieb Fenelon auch in seinem Unglück treu, und erst im Jahre 1716, nach Fenelon's Tod, unter der folgenden Regierung wurden seine Dienstleistungen durch den Bischofssitz von Saintes belohnt. Ihm verdankt die Geschichte hauptsächlich die Erhaltung der Handschriften Fenelon's.

Ausserdem hatte der Herzog noch zu Begleitern des Prinzen zwei Edelleute gewählt, welche sich ebenso wohl durch ihre christliche Richtung als durch ihre feine Bildung auszeichneten, v. Lechelle und du Puy. Bezeichnend für ihren Charakter ist, daß sie durch ihre Anhänglichkeit an Fenelon ihre Würde und ihr Vermögen einbüßten, und sich nur um so inniger an ihn anschloßen.

Das ganze Personal zur Erziehung des Prinzen trat im September 1689 in Thätigkeit, als Fenelon 38, der Herzog 41 Jahre alt war. Unter allen Mitarbeitern herrschte die herzlichste Einigkeit, die Seele des Ganzen war Fenelon, dessen Persönlichkeit so eine eigenthümliche Anziehungskraft hatte, daß auch diejenigen unter seinen Freunden, welche dem Alter oder dem äusseren Rang nach oder in Fach-Kenntnissen und natürlicher Begabung über ihm zu stehen schienen, doch in gewissem Sinn ihn als ihren Meister ansahen, sich bei ihm Raths erholten und ihr geistiges und gemüthliches Leben unter seinen Einfluß stellten. Diese Ueberlegenheit Fenelon's wird selbst durch das Zeugniß solcher Zeitgenossen ausser Zweifel gestellt, welche seine Ansichten nicht billigten, und welche überhaupt mehr zum Tadeln als zum Loben geneigt waren.

### 12. Schwierigkeit der Aufgabe Fenelon's.

Es handelte sich darum, einen König zu bilden, und zwar den König eines auf dem Gipfelpunkt des Glanzes angekommenen Reichs, den fast unumschränkten Beherrscher von 20 Millionen Menschen, deren Glück und Unglück von den Tugenden oder Lastern, von der Tüchtigkeit oder Untüchtigkeit des Fürsten abhieng; und in dem Alter, in welchem Fenelon selbst und der Prinz stund,

konnte er gewärtig sein, den Segen oder den Fluch mehrerer Geschlechter noch selbst zu erleben. So sehr er sich der Reinheit seiner Absichten bewußt war, und welche Stütze er auch in seiner eignen Persönlichkeit, in seiner Begabung, in der reichsten Auswahl von Mitteln und Mitarbeitern, die ihm zu Gebot standen, zu finden hoffen konnte, — doch konnte ihm bange werden, wenn ihm ein spröder Stoff gegenüberstand, dem er erst Geist, Leben, Charakter einhauchen sollte; wenn selbstsüchtige Leidenschaften aller Art darauf hinarbeiteten, vorhandene Keime des Lasters zu entwickeln; wenn das Bewußtsein seiner erhabenen Stellung und die Aussicht auf die ihm beschiedene zukünftige Macht eine schwer zu überwindende Verführung für das Herz des Zöglings enthielt. An dem Vater seines Zöglings hatte Ludwig XIV. und die Erzieher desselben, Bossuet und Montausier, eben nicht viel Ehre erlebt; und Frankreich konnte unter seiner Hand nur eine unbedeutende, unsichere Regierung erwarten. Er war ein gutmüthiger, stiller Charakter, ohne hervorstechende Tugenden und Fehler, eigentlich gleichgiltig gegen das Gute und das Böse, für Ruhm wenig empfänglich, keiner Begeisterung für Kunst und Wissenschaft fähig. Aber solche Schwierigkeiten kommen in keine Vergleichung mit den Leidenschaften und Fehlern, welche Fenelon bei seinem Zögling zu bekämpfen hatte, und welche gerade durch seine ganz ausgezeichnete Begabung nur desto gefährlicher wurden. Alle seine Zeitgenossen, so sehr sie seine spätere herrliche Entwicklung rühmend anerkennen, haben einstimmig von dem damals sieben Jahre alten Herzog v. Burgund ein eigentlich abschreckendes Bild gezeichnet. „Der Prinz,“ sagt z. B. St. Simon in seinen Denkwürdigkeiten, „war von Geburt an ein böses Kind, von dem man schon früh das Aergste befürchten mußte. Er war so jähzornig und heftig, daß er über dem geringsten Widerstand selbst von leblosen Dingen, von Zeit und Umständen, von den Elementen, in die größte Wuth ausbrach, und es aussah, als ob Alles an ihm in Stücke gehen wollte, wie ich selbst öfter Zeuge war; ausserordentlich eigensinnig; unmäßig erpicht auf Vergnügungen, auf gut Essen und Trinken; ein toller Jagdliebhaber; ebenso närrisch mit der Musik; leidenschaftlich im Spiel, bei welchem er das Verlieren durchaus nicht

leiden konnte und darüber ganz wüthend wurde; überhaupt entsetzlich vergnügungssüchtig; abstoßend, zur Grausamkeit und Härte geneigt; schonungslos spöttisch, überall das Lächerliche mit niederschmetternder Schärfe aufzudecken geschickt; unbändig hochmüthig, so daß er auf die Menschen insgesammt nur wie auf Staubkörner hoch vom Himmel herabsah, als ob er mit ihnen nicht die geringste Aehnlichkeit hätte; kaum ließ er seine Brüder, welche man in der Erziehung immer mit ihm vollkommen gleich zu stellen bemüht war, als Mittelwesen zwischen sich und dem Menschengeschlecht gelten. Aber sein Verstand, sein Scharfsinn zeigte sich allenthalben im glänzendsten Lichte, auch wenn sein Benehmen noch so unverständig war; man mußte staunen über die treffenden Antworten, die er auch im Zorn zu geben wußte. Die schwierigsten Gegenstände des Wissens wurden ihm ein Spiel; mit wunderbarer Lebhaftigkeit und Beweglichkeit des Geistes begriff er die mannigfaltigsten Gegenstände, aber ebendadurch war er auch nicht im Stande, Einen Gegenstand allein recht festzuhalten. . ."

Aber derselbe Schriftsteller setzt auch hinzu: „Wunderbar, wie die Frömmigkeit und die Gnade in kurzem einen neuen Menschen aus ihm machten, wie so viele abschreckende Fehler gerade in die entgegengesetzten Tugenden umgewandelt wurden. Aus diesem Abgrund von Verdorbenheit gieng ein liebenswürdiger Prinz hervor, freundlich, sanft, mäßig, geduldig, bescheiden, demüthig und streng gegen sich selbst, mild gegen Andre, ganz seinen Pflichten hingegeben, deren unermeßliches Gewicht er fühlte, und vorerst, eben weil er sich zum Herrscher bestimmt sah, ein recht gehorsamer Sohn und Unterthan."

So viel ist gewiß, daß, um eine solche Verwandlung zu bewirken, alle Weisheit und Kunst, Geduld und Beharrlichkeit, Beobachtungsgabe und geschickte Wahl der Mittel und Wege nicht hingereicht hätte. Wenn der Zögling mit seinem entsetzlichen Scharfblick in dem Charakter der Erzieher irgend eine Schwäche, einen Widerspruch entdeckt hätte, so wäre ihre Kunst, Mühe, Beharrlichkeit gescheitert. Um ein solches Werk mit Gottes Hilfe zu Stande zu bringen, dazu war ebensoviel Reinheit des Herzens und Entschiedenheit des Charakters, als geistige Begabung erforderlich.

## 13. Fenelon's Erziehungs-Methode.

Fenelon erkannte von Anfang an, daß derjenige Zweig seiner Aufgabe, welcher gewöhnlich den Eifer der Lehrer und die elterliche Eitelkeit am meisten in Bewegung setzt, der Unterricht, ihm am wenigsten Schwierigkeit machen werde; denn bei den ausgezeichneten Gaben, die sein Zögling besaß, waren in wissenschaftlicher Hinsicht rasche Fortschritte zu erwarten. Aber die Hauptsache war vor Allem, das unbändige Wesen dieser ausserordentlichen Naturkraft zu zügeln und zu zähmen, die Auswüchse der Leidenschaften abzuschneiden und dabei die edlen Triebe zu erhalten und ihnen die rechte Richtung zu geben. So konnte er hoffen, gerade aus diesem Kinde ein Ideal eines Fürsten zu bilden, in dessen geistiger Gestalt die Idee der sittlichen Schönheit sich ebenso ausprägte, wie die äussere Schönheit der Form in den Kunstgebilden des Alterthums sich darstellt.

Seine Erziehungsweise war mehr That, als Lehre. Er machte es sich zur Hauptaufgabe, das Wesen des Prinzen unablässig genau zu beobachten, mit ruhiger, fester Haltung alle Launen, alle Widersprüche, alle Seitensprünge, zu denen ihn seine unruhige heftige Gemüthsart verleitete, ins Auge zu fassen und dann die Zurechtweisung aus dem Fehler unmittelbar hervorgehen zu lassen. Dazu benützte er besonders Fabeln und Gespräche, welche er ausdrücklich für jeden einzelnen Fall verfaßte, um seinem Zögling seine Fehler recht anschaulich und handgreiflich zu machen. Die Moral, die diesen Fabeln zu Grund zu liegen pflegt, ist nicht irgend eine allgemeine sittliche Idee, deren Wahrheit und Anwendbarkeit ein Kind nicht leicht faßt, wenn es noch nicht im Leben die Erfahrung davon gemacht hat; sondern sie beziehen sich fast alle auf einen unmittelbar vorhergegangenen Vorfall, dessen Eindruck noch so frisch war, daß die persönliche Anwendung sich unvermeidlich aufdrängte. Bot dieser Spiegel, worin dem jungen Prinzen sein eigenes Wesen vor Augen gestellt wurde, ihm gar oft Bilder dar, die für seine Eigenliebe nichts weniger als schmeichelhaft waren, so wußte Fenelon den beschämenden, demüthigenden Eindruck des darin enthaltenen Tadels durch die herzlichsten Wünsche

und freundlichsten Hoffnungen auszugleichen, und durch zarte Schonung, so wie durch geschickte Farben-Mischung in seiner Darstellung, durch immer neue Wendungen diesen Dichtungen einen solchen Reiz zu geben, daß sie dem Kinde nicht entleiden und seine Empfindlichkeit, die bei Kindern oft fast so groß ist, als bei Erwachsenen, nicht unangenehm berühren konnten. Schon durch ihren einfach edlen Styl mußten diese Fabeln dem mit natürlichen Sinn für das Schöne begabten Prinzen angenehm ins Ohr fallen und zugleich seinen Geschmack für feinen, treffenden, gewählten Ausdruck entwickeln und ausbilden.

Diese Fabeln und Gespräche sind, wie es die Natur der Sache mit sich bringt, ohne systematische Ordnung im Druck erschienen; aber man könnte nach dem Inhalt und der Form derselben sie chronologisch nach der Zeit ihrer Entstehung zusammenordnen. Einige derselben erkennt man als die zuerst geschriebenen an der Einfachheit des Inhalts und der klaren Durchsichtigkeit der Darstellung; sie sind für eine kindliche Natur berechnet, bei der man noch nicht viel Kenntnisse voraussetzen, bei der man der Denkkraft nicht viel zumuthen darf. Andre sind höher gehalten; es kommen Anspielungen auf Geschichte und Mythologie vor, sobald der junge Prinz in seinem Unterricht so weit gefördert war, um dieselben zu verstehen und auf sich anzuwenden; und so benützte also Fenelon zugleich diese Darstellungen, um seinen Zögling mit den glänzenden Gebilden der Phantasie vertraut zu machen, durch welche die Dichter des Alterthums ihre mangelhafte Erkenntniß der Urwelt und der Schöpfungs-Geschichte zu ersetzen gesucht haben. Uebrigens tritt in sämmtlichen Fabeln ihre ausschließliche Bestimmung zur Bildung des Prinzen, die Beziehung auf seinen zukünftigen Herrscher-Beruf deutlich hervor; dieß ist der Hauptgesichtspunkt, welchem alle andern Rücksichten sich unterordnen.

Wenn z. B. Fenelon seinem Zögling ans Herz legen will, daß er bei dem Unterricht aufmerksamer und in seinen Arbeiten pünktlicher sein sollte, so erzählt er ihm von dem jungen Bacchus, der auf Silen's Unterricht nicht recht Achtung gibt, und den ein spöttischer Faun über seine Fehler auslacht. Jeden Ausdruck, der nicht ganz richtig und zierlich ist, mutzt er ihm auf; und da der

Gott aufgebracht in stolzem Ton ihn fragt: Wie darfst du dich unterstehen, Jupiters Sohn zu verspotten? so antwortet der Faun ganz kaltblütig: Wie darf Jupiters Sohn sich unterstehen, Fehler zu machen?

Sein ganzes Charakterbild hält er ihm in der Fabel „vom Launischen" vor die Augen. „Was für ein Unheil ist denn Melanth widerfahren? „Nichts weit und breit; gestern gieng er als der liebenswürdigste Mensch zu Bett, heute wär's Noth, man versteckte ihn vor Jedermann, man muß sich für ihn schämen. Beim Aufstehen ist ihm etwa eine Falte am Socken ungeschickt gekommen, jetzt gibts den ganzen Tag Sturm, Alles ist damit geplagt, man fürchtet sich vor ihm, man hat Mitleid mit ihm; er weint wie ein kleines Kind, er brüllt wie ein Löwe. Ein finstrer, feindseliger Geist macht, daß vor seinen Augen Alles schwarz erscheint, so schwarz als die Dintenflecken an seinen Fingern. Sagst du ihm von dem, was ihm eben noch das Liebste war, so kann er es nicht mehr leiden, ebendeßwegen, weil es ihm zuvor lieb war; die Lustpartbieen, nach denen er sich sehnte, sind jetzt unausstehlich, man gibt sie auf. Widersprechen, sich beklagen, Andre reizen, ist seine Freude, und wenn er sieht, daß sie nicht zornig werden, so ärgert es ihn. Findet er gar keinen Gegenstand, um mit Andern anzubinden, so fängt er mit sich selbst an; er schmäht sich aus, er findet sich trostlos unnütz und unbrauchbar; er kann es gar nicht leiden, wenn man ihn trösten will; er will allein sein und kann doch die Einsamkeit nicht leiden; er kommt wieder unter andre Menschen und erzürnt sich über sie; schweigt man, so ist ihm dieses absichtliche Stillschweigen beleidigend; spricht man leise, so meint er es gehe über ihn los; spricht man laut, so ist man zu gesprächig und heiter während er traurig ist; ist man traurig, so scheint ihm diese Traurigkeit ein Vorwurf wegen seiner Fehler; lacht man, so argwohnt er man lache ihn aus. Was kann man mit ihm anfangen? Man muß eben, je unerträglicher sein Benehmen ist, desto ruhiger es ertragen und geduldig erwarten, bis er morgen wieder ebenso ordentlich aufsteht, als er gestern war. Die räthselhafte Laune verfliegt, wie sie kommt; wenn sie ihn überfällt, so ist es gerade wie wenn eine Feder an einer Maschine

auf einmal lahm wird. Man kann sich an ihm eine Vorstellung von den Besessenen machen; der Verstand ist so zu sagen auf den Kopf gestellt, es ist der personificirte Unverstand. Du darfst ihm nicht viel machen, so sagt er am hellen Tag, es sei Nacht; denn für einen so verdrehten Kopf hat Tag und Nacht aufgehört. Manchmal kann er sich selbst nicht enthalten, über seine Verrücktheiten und Tollheiten sich zu verwundern, und trotz seiner Verstimmtheit über die unbesonnenen Worte zu lachen, die er ausgesprochen hat. Aber wie kann man diese Stürme vorher sehen, wie das Gewitter beschwichtigen? Keine Möglichkeit! kein Kalender, kein Barometer zeigt dieses Unwetter voraus an. Laß dir's nicht einfallen, zu sagen: Morgen wollen wir in einen Garten gehen und vergnügt sein! Der heutige Mensch ist morgen nicht mehr da; der, welcher jetzt etwas verspricht, ist plötzlich verschwunden; wo willst du ihn finden, um ihn an sein Wort zu erinnern? an seiner Stelle triffst du ein unbestimmtes Etwas ohne Gestalt und ohne Namen, ein Nicht-ich, welches du nicht zwei Sekunden nach einander auf die gleiche Weise bezeichnen kannst. Beobachte ihn ganz genau, und sage über ihn aus was du willst, im nächsten Augenblick trifft es schon nicht mehr zu. Dieses Etwas will und will nicht; es droht, es zittert; es ist bald lächerlich hochmüthig, bald sich selbst wegwerfend niedrig; es lacht, es weint, es spaßt, es wüthet. In seinem ausgelassensten Wüthen und Tollen ist es witzig, fein, gebraucht die treffendsten Ausdrücke, hat die überraschendsten Einfälle, obgleich keine Spur von Vernunft mehr da ist. Laß dir nicht einfallen ihm etwas zu sagen, was nicht ganz richtig, bestimmt, streng logisch ist; er wird es dir gleich zu seinem Vortheil herumdrehen; ehe du dichs versiehst, wird das Unrecht auf deiner Seite sein, und nur um dir zu beweisen daß du unvernünftig bist, kann er auch vernünftig sein. Ein Nichts kann ihn furchtbar aufbringen; auf einmal ist es spurlos verschwunden; er weiß nicht mehr was ihn so geärgert hat, er weiß blos daß er ärgerlich ist, daß er ärgerlich sein will, und oft weiß er das auch nicht; er kann sich auch einbilden, alles um ihn her sei aus sich draussen und er allein ganz ruhig. Aber vielleicht ist er wenigstens gegen Einzelne rücksichtsvoller, gegen

die er größere Verpflichtungen hat, die er mehr liebt, als Andre? Nein, seine böse Laune kennt Niemand, sie erfaßt, was ihr eben in den Weg kommt; der nächste beste muß sein ungestümes Wesen fühlen; alles ist ihm einerlei wenn er sich nur ärgern kann; er könnte die ganze Menschheit ausschelten; er liebt Niemand, er hat Niemand der ihn liebt; man verfolgt, man verräth ihn; er hat gegen Niemand irgend eine Verpflichtung. Aber halt! auf einmal wechselt die Scene: er ist auf einmal äußerst anhänglich, er liebt und weiß sich geliebt, er gibt gute Worte, er schmeichelt, er bezaubert diejenigen, die es nicht mehr mit ihm aushalten konnten; er gesteht sein Unrecht ein, er lacht über seine widerwärtige Laune; er macht sich selbst nach und so ähnlich, daß man meinen könnte, es sei wieder ein wirklicher Anfall seiner Zornwuth. Wenn er dann so mit seiner eigenen Narrheit Komödie gespielt hat, sollte man wenigstens meinen, er werde dem bösen Geist den Abschied gegeben haben — leider nein! am nemlichen Abend ist er wieder eben so toll, und morgen spottet er sich selbst aus, und wird doch nicht anders."

Einmal erdichtete Fenelon einen Brief von Bayle über eine in Holland aufgefundene Denkmünze, welche den Scharfsinn der Gelehrten sehr in Anspruch nehme. „Man sieht auf derselben ein Kind von sehr schöner edler Gesichtsbildung, Pallas deckt es mit ihrem Schild, die drei Grazien streuen ihm Blumen auf den Weg, Apollo umgeben von den Musen bietet ihm seine Leyer an; in der Luft erscheint Venus auf ihrem mit Tauben bespannten Wagen und läßt ihren Gürtel auf ihn herabfallen. Die Siegesgöttin weist mit einer Hand auf einen Triumphwagen, mit der andern reicht sie ihm eine Krone. Die Umschrift ist aus Horaz: ein edel Kind, der Götter Freund. Auf der Kehrseite ist offenbar wieder dasselbe Kind, der Kopf ist unverkennbar der gleiche; aber umgeben von seltsamen, häßlichen Fratzen, von giftigem Gewürm, Schlangen, Ottern, Insecten, von spöttischen Satyrn, welche lachend auf einen ungestalteten Fisch-Schwanz hindeuten, der an den Oberleib des schönen Kindes sich anschließt. Unten steht ebenfalls aus Horaz: turpiter atrum desinit in piscem.

Die Gelehrten sind darüber verschiedener Ansicht. Einige denken an Caligula, den Sohn des Germanicus, welcher von Kind-

heit an schöne Hoffnungen auf eine glückliche Regierung gewährte aber hernach ein Scheusal wurde; Andre an Nero, dessen Anfang so schön war, sein Ende gräßlich. Beide Ansichten kommen darin überein, es handle sich um einen jungen Fürsten von blendenden Natur-Anlagen, auf welchen man glänzende Hoffnungen baute, und schmählich getäuscht wurde. Strengere Kritiker endlich meinen, die Münze sei keine ächte Antike, sondern ein bloßes Sinnbild für die Vernichtung hoher Erwartungen; sie sind boshaft genug, auf einen gewissen Prinzen zu rathen, dessen gute Eigenschaften durch die Fehler, die man ihm Schuld gebe, in Schatten gestellt werden."

Neben solchen feinen und doch wohlverständlichen Winken wußte Fenelon auch wieder den rührendsten, ergreifendsten Ton anzuschlagen; er ahmte die Stimme der Nachtigall und des Waldsängers nach und übersetzte gleichsam ihren lieblichen Gesang in seine Sprache, um dem innigen Gefühl Worte zu geben, mit welchem Himmel und Erde und die ganze Welt der lebendigen Wesen auf einen Prinzen blicke, welchem die Götter den Beruf gegeben, Gerechtigkeit, Friede und Segen unter den Menschen zur Herrschaft zu bringen.

„Ist es ein Hirte oder irgend ein Gott, der unsern Hain mit seiner Gegenwart beehrt? Er hat Sinn für unsern Gesang; er hat Freude an der Poesie, die sein stolzes Herz sanft und mild stimmen wird. Möge der junge Held an Tugend wachsen wie die Blume, deren Pracht der Frühling entfaltet; möge er seine Lust haben an geistreichen Spielen! mögen die Grazien um seine Lippen schweben, Minerva's Weisheit seinen Geist regieren! Möge seine Stimme so zauberisch schön sein wie die des Orpheus, seine Heldenthaten denen des Herkules gleich! sein Muth sei kühn wie Achill und doch nicht wild; möge er gut, weise, wohlthätig, menschenfreundlich und beliebt sein! mögen die Musen alle Tugenden in ihm pflanzen!

Er hat Freude an unseren schönen Liedern, sie erquicken sein Gemüth wie der Thau die sonnenverbrannten Auen. Mögen die Götter ihm Mäßigung und stetes Glück verleihen! Das Füllhorn des Segens sei in seiner Hand! Weisheit ströme von seinem

Geiste auf alle seine Umgebungen aus, sein Lebensweg sei ein Blumenpfad! das goldne Zeitalter bringe er uns zurück!"

Wenn ein Erzieher so das Gute und Schöne in das reizendste, gewinnendste Licht zu stellen, es so anziehend zu machen weiß, so kann man sich einen erfreulichen Erfolg versprechen, besonders bei einem nach Geist und Gemüth so reichbegabten Königs-Sohn. Aber freilich nicht auf einmal konnte Fenelon das wilde, hochfahrende, unbändige Wesen bemeistern, welches seiner väterlich erziehenden Hand oft wieder ausriß, wenn er eben meinte es gezügelt zu haben. Wenn dann der Prinz so einen Anfall von Ungeduld und Zornwuth hatte, wie sie sein reizbares Temperament oft veranlaßte, so beobachteten Alle, die mit ihm zu thun hatten, vom Oberhofmeister an bis zum Kammerdiener einmüthig eine völlige Schweigsamkeit gegen ihn. Man wich seinen Fragen aus, man bediente ihn mit abgewendetem Blicke, oder man betrachtete ihn nur scheu, wie einen Unsinnigen, der sich seiner Menschenwürde entäussert hat, mit dem nicht gut umgehen ist. Man ließ ihn fühlen, daß man nur aus Mitleid, wie mit einem armen Geisteskranken, sich mit ihm beschäftige, und daß man eben nur das für ihn thue, was die Erhaltung seines traurigen Daseins erfordere. Alle Bücher und Lehr-Mittel wurden weggenommen; sie konnten ihm ja in diesem Elend nichts helfen; man ließ ihn mit sich selbst, seinen Gedanken, seinen Gewissensregungen, seiner Reue allein. Diese Verlassenheit von aller Welt, diese Absperrung konnte einen so erschütternden Eindruck auf ihn machen, daß er seine Unart und seinen Undank fühlte, und der oft erprobten Güte und Nachsicht seines Lehrers vertrauend sich ihm zu Füßen warf, seine Verirrungen bekannte, und den festen Entschluß aussprach, künftig mehr Selbstbeherrschung zu üben; und wenn er dann mit seinen Thränen Fenelon's Hände benetzte, so drückte ihn dieser an seine Brust mit dem innigen Gefühl des väterlichen Herzens, das der kindlichen Reue jederzeit offen steht.

Wenn der Prinz in dem heftigen Kampf des früh entwickelten Verstandes mit dem ungestümen Eigenwillen sich selbst schwach fühlte, so rief er selber den Ehrgeitz als Bundesgenossen und Bürgen für seine Versprechungen an. Es sind noch zwei solche

Ehrenpfänder von seiner eignen Hand vorhanden, welche er Fenelon zur Aufbewahrung einhändigte. Er sagt: ich gelobe bei meiner fürstlichen Ehre dem Herrn Abbé, auf der Stelle zu thun, was er mir befiehlt und unverzüglich zu unterlassen, was er mir verbietet; und unterwerfe mich, wenn ich dieses Versprechen nicht halte, auch der entehrendsten Strafe. Gegeben zu Versailles, den 29. November 1689.

Gezeichnet

Ludwig.

Ich, Ludwig, verspreche aufs neue, mein Gelübde besser zu halten. Den 20. September. Bitte Herrn Fenelon, dieß wieder aufzubewahren.

Der Prinz, der diese feierliche Verpflichtung unterzeichnete, war erst 8 Jahre alt, und fühlte doch schon die geheimnißvolle Kraft der Worte: Fürsten-Wort, Fürsten-Ehre.

In solchen glücklichen Augenblicken, wo der innerste Kern des Gemüths für tiefe, dauernde Eindrücke besonders empfänglich war, hatte Fenelon nicht nöthig, seinem Zögling die Fehler strenge vorzuhalten, welche er sich selbst bitterlich zum Vorwurf machte; er durfte vielmehr seinen tiefgesunkenen Muth wieder aufrichten, seine Willenskraft beleben und das Gefühl der Schande, die er sich durch seine Verirrungen zugezogen, durch freundlichen Zuspruch lindern.

Uebrigens konnte es dem Knaben auch einfallen, an Fenelon selbst seinen Trotz auszulassen; und es mag namentlich für Erzieher in vornehmen und fürstlichen Häusern anziehend sein zu sehen, wie Fenelon sich in einem so schwierigen Fall benahm. Er hatte wegen einer bedeutenderen Verfehlung seinem Zögling den Ernst zeigen müssen, da erlaubte sich der Prinz ihm zu entgegnen: Nein! nein! ich weiß wer ich bin, und wer Sie sind. Gemäß den Grundsätzen, welche Fenelon in seiner „Abhandlung über Erziehung" entwickelt hat, antwortete er ihm kein Wort; er fühlte, daß es jetzt nicht Zeit dazu war, und daß sein Zögling sich nicht in der Gemüthsfassung befand um ihn zu hören. Er sammelte sich in der Stille und ließ nur durch sein ernstes trauriges Aussehen merken, daß ihm dieses Benehmen sehr weh gethan habe; er sprach

auch absichtlich den Tag über nichts mehr mit ihm, um durch diese vorläufige Geschiedenheit die Ankündigung, mit welcher er umgieng, um so eindrücklicher und unvergeßlicher zu machen. Ebenso wartete er auch am folgenden Tag nicht auf die regelmäßige Arbeitszeit, sondern trat zur ungewohnten Stunde, sobald der Prinz erwacht war, in sein Zimmer, und redete ihn sogleich mit viel abgemessenerem Tone, als gewöhnlich seine Art war, kalt und ernst an: „Ich weiß nicht, Prinz, ob Sie sich noch erinnern, was Sie mir gestern sagten: Sie wissen, wer Sie seien und wer ich sei; es ist meine Pflicht, Ihnen bemerklich zu machen, daß Sie beides nicht wissen. Sie meinen also, Sie seien mehr als ich; das hat Ihnen vielleicht der oder jener Kammerdiener gesagt; ich aber sage Ihnen frei heraus, weil Sie mich dazu zwingen: ich bin mehr als Sie. Es versteht sich, daß hier nicht von der Geburt die Rede ist, — würden Sie doch selbst denjenigen für einen Unsinnigen halten, der sich ein Verdienst daraus machen wollte, daß der Regen vom Himmel seine Saat befruchtet hat, während die seines Nachbars unberegnet blieb; und gerade ebenso verkehrt würde es von Ihnen sein, sich auf Ihre Herkunft etwas einzubilden, die zu Ihrem persönlichen Verdienst nichts hinzuthut. Was aber Einsicht und Kenntnisse betrifft, so stehe ich unzweifelhaft über Ihnen: Sie wissen nichts, was Sie nicht von mir gelernt hätten, und was Sie von mir gelernt haben, ist nichts in Vergleichung mit dem, was Sie noch von mir lernen könnten. Was die Gewalt betrifft, so haben Sie nicht die geringste über mich, ich hingegen habe völlig unbeschränkte Gewalt über Sie, wie Ihnen der König und Ihr Herr Vater oft genug gesagt haben. Oder meinen Sie vielleicht, ich müsse es für ein großes Glück halten, daß ich diese Stelle bei Ihnen bekleide? Da sind Sie wieder sehr falsch daran! ich habe sie angenommen, um dem König zu gehorchen und um Ihrem Herrn Vater einen Gefallen zu thun, keineswegs um das sehr beschwerliche Vergnügen zu haben, Ihr Hofmeister zu sein; und um Ihnen das zu beweisen, will ich Sie jetzt gleich zu dem König führen und Seine Majestät bitten, einen Andern zu ernennen, dessen Bemühungen ich einen glücklicheren Erfolg wünsche, als bei den meinigen der Fall gewesen ist."

Dem Prinzen war schon bei dem kalten, zurückhaltenden Benehmen des Hofmeisters seit gestern unbehaglich zu Muth gewesen, und über Nacht waren allerlei Gedanken, Besorgnisse, reumüthige Gefühle in ihm aufgestiegen; durch diese Erklärung war er ganz wie vernichtet. Er hatte eine wahrhaft kindliche Liebe zu Fenelon, überdieß sagte ihm die Eigenliebe und ein richtiger Tact, welche Folgen es für ihn in der öffentlichen Meinung haben würde, wenn ein so ausgezeichneter Erzieher wie Fenelon die Hoffnung bei ihm aufzugeben sich genöthigt sähe. Vor Angst und Schaam, vor Thränen und Schluchzen konnte er kaum die abgebrochnen Worte hervorbringen: „ach! Herr Fenelon! es ist mir sehr leid, daß das gestern vorgekommen ist! . . Wenn Sie es dem König sagen, wird er mich nicht mehr mögen . . ! Wenn Sie mich verlassen, was wird man von mir denken? Ich verspreche Ihnen . . ich verspreche Ihnen, Sie werden mit mir zufrieden sein . . . aber versprechen Sie mir . . . !“ Fenelon wollte nichts versprechen; er ließ ihn einen ganzen Tag in der peinlichen Ungewißheit; erst nachdem er sich von seiner aufrichtigen Reue hinlänglich überzeugt hatte, gab er den wiederholten dringenden Bitten des Prinzen nach, welche auch Frau v. Maintenon unterstützen mußte, um dem Vorfall dadurch noch mehr Nachdruck und Bedeutung zu geben. In der That blieb dieser Auftritt dem Prinzen unauslöschlich tief eingeprägt; und durch so glücklich gewählte Mittel, durch stetige Beobachtung, Geduld und fortgesetzte Bemühungen gelang es Fenelon, allmählig den unbändigen Trotz seines Zöglings zu brechen, sein leidenschaftliches Wesen zu besänftigen. Die schönste Belohnung für ihre Sorgfalt wurde dem Herzog und Fenelon dadurch zu Theil, daß eben der Prinz, dem seine Erzieher viel weniger als irgend einem andern geschmeichelt, dem sie die allerstärksten Wahrheiten gesagt hatten, gegen seine Erzieher später die innigste Dankbarkeit gezeigt hat.

### 14. Fenelon's Unterrichts-Methode.

Aus dem reichen Vorrath schriftlicher Arbeiten von Fenelon's und des Prinzen Hand, welche wenigstens noch zu Anfang dieses Jahrhunderts vorhanden waren, ergibt sich, daß die wissen-

schaftliche Ausbildung des Prinzen besonders in dreierlei Hinsicht ihren eigenthümlichen Weg einschlagen mußte. Erstlich waren zwar ebendamals einige treffliche Elementarbücher aus Port-Royal hervorgegangen, welche zur bestimmten Auffassung der grammatischen Regeln, zur Feststellung der Gesetze des Denkens und zur Entwicklung des Geschmacks für die schönen Wissenschaften, wie für gründliche Bildung überhaupt wesentlich beitrugen, sonst aber war von den zahlreichen jetzt allgemein eingeführten Schulbüchern für alle Fächer des Unterrichts noch nichts vorhanden. Dieser Mangel hatte auch sein Gutes; der Unterricht wurde dadurch persönlicher. Die Lehrer mußten sich die Hilfsmittel selbst vorbereiten, sie mußten sich daher tiefer in den Charakter der alten Sprachen, in den Geist der Schriftsteller hineinarbeiten, und mit den Schwierigkeiten, die sie dabei zu überwinden hatten, entfalteten sich ihnen auch zugleich die Schönheiten, durch welche die Schriften der Alten ausgezeichnet sind. An der Hand der Lehrer lernten denn auch die Schüler selbstständig studiren und in den Geist und das Wesen des Alterthums eindringen; sie lernten sich die Bestimmtheit und Reinheit des Ausdrucks aneignen, die die attische Feinheit ausmacht und die Gewandtheit der Darstellung, die gewählten Bilder, die geistreichen Gedanken, welche man in Rom in dem Begriff der Urbanität zusammen faßte. Durch solche selbstständige Vertiefung in das classische Alterthum haben sich im Allgemeinen die berühmten Schriftsteller im Zeitalter Ludwig des XIV. gebildet, welche ihre Muttersprache durch die Schönheiten der classischen Muster-Werke befruchtet und sie zur Weltsprache erhoben haben. So glaubte auch Fenelon seinem Geist und seiner Stellung nichts zu vergeben, wenn er die Aufgaben für seinen Zögling und die Uebersetzung dazu selbst abfaßte; er bearbeitete sogar, unter sorgfältiger Benützung der besten lateinischen und französischen Schriftsteller ein eigenes lateinisch-französisches Wörterbuch, das aber ganz unter den Augen des Zöglings in den Unterrichtsstunden selbst entstund. Er suchte ihm dadurch die Bedeutung jedes einzelnen Worts, den verschiedenen Sinn, in welchem es gefaßt werden kann, die Aehnlichkeit und die Unähnlichkeit zwischen dem Ausdruck beider Sprachen nahe zu legen und zugleich seine Aufmerksamkeit

zu fesseln; namentlich, wenn der Lehrer ein Wort zu suchen schien, das schon vorgekommen war, und das Kind den Triumph hatte, einen bezeichnenden, treffenden Ausdruck selber zu finden, so daß es zu der Arbeit des Lehrers gewissermaßen behilflich zu sein schien.

Das Zweite, was bei dem Unterricht des jungen Prinzen in Betracht kommt, ist seine ganz ausserordentliche Begabung. Der Abbé Fleury, dessen besonnene, lautere Wahrheitsliebe allbekannt ist, spricht sich darüber so aus: „Niemals habe ich bei irgend einem Menschen eine so leichte Fassungs-Kraft, ein so umfassendes und zugleich getreues Gedächtniß, ein richtigeres, eingehenderes Urtheil, eine lebhaftere, reichere Phantasie gefunden. Es war ein Talent erster Größe; mit oberflächlichem Wissen begnügte er sich nicht, er gieng überall auf den Grund; er hatte eine unermeßliche Wißbegierde; im Anfang namentlich, wo seine ausserordentliche Lebhaftigkeit sich über alle Regeln wegsetzte, leistete er desto mehr durch die geniale Kraft seines scharfblickenden Geistes."

Mit derselben Meisterhand, mit welcher Fenelon bald nachher seinen Telemach und andre größere Werke geschrieben hat, verfaßte er auch die Aufgaben, welche er seinem Zögling vorlegte; man sieht in denselben neben dem gewissenhaften Fleiß, den er auch auf die geringsten seiner Berufs-Geschäfte verwendete, zugleich den gewandten, feinen, anmuthigen Styl, welcher ihm im lateinischen ebenso wie im französischen Ausdruck eigen war, und so prägt sich auch in Allem, was er schreibt, seine frische, blühende Phantasie, sein edles, gefühlvolles Gemüth aus. So gab er unter anderem unmittelbar nach Lafontaine's Tod einen gar herzlichen Aufsatz über diesen Gegenstand seinem Zögling zu übersetzen; der Prinz hatte den großen Fabeldichter sehr geschätzt, auch früher einmal ihn persönlich kennen zu lernen verlangt und da er von seinen beschränkten Vermögens-Umständen hörte, ihn durch Abzug von seinem eignen Jahres-Gehalt unterstützt; was Lafontaine selbst in seinen Werken mehrmals erwähnt.

Nachdem Fenelon seinem Zögling Muster von guten Aufsätzen gegeben hatte, ließ er ihn auch ähnliche Gegenstände frei behandeln, wie es die eigne Phantasie mit Hilfe des durch den Unterricht dargebotenen Stoffs ihm an die Hand gab. Es sind solche

Aufsätze, Fabeln u. dgl. aus der Feder des jungen Herzogs aufbewahrt worden, deren Schriftzüge noch an die des ersten Kindes-Alters angrenzen, während dem Inhalt, dem Gedankengang, den Kenntnissen nach sich in diesen Erstlings-Versuchen schon eine weit über sein Alter hinaus vorgeschrittene Bildung kund gibt. Man darf aber daraus keineswegs den Schluß machen, daß seine Lehrer ihn über Gebühr anspannten und es aus persönlichem Ehrgeiz auf frühreife Früchte einer Treibhaus-Erziehung anlegten. Im Gegentheil, Fenelon versichert, daß er „den Unterricht immer unterbrach, wenn der Prinz eine Unterhaltung über einen nützlichen Gegenstand anzufangen wünschte, was sehr häufig der Fall war; der Unterricht ließ sich hernach schon wieder aufnehmen, denn der Prinz hatte Sinn dafür; aber es lag mir daran, in ihm auch den Sinn für gediegene Unterhaltung zu bilden, ihn umgänglich zu machen und ihn durch den geselligen Umgang in der Menschen-Kenntniß zu fördern. Aus solchen Gesprächen hat er in literarischer und politischer Hinsicht, ja selbst in der Philosophie viel gelernt, auch die Wahrheiten der Religion konnte man ihm so ganz ungezwungen beibringen und ihn davon überzeugen. Diese Unterredungen hatten den besten Einfluß auf seine Laune, er wurde dadurch ruhig, freundlich, heiter, gefällig, daß man eine rechte Freude an ihm haben konnte; und ihm selbst waren sie viel lieber, als Kinderspiele, bei denen er oft über Kleinigkeiten in Zorn gerieth." Bei solchen zwanglosen Gesprächen konnte er manchmal sagen: „ich lasse den Herzog draussen vor der Thüre und bin bei Ihnen nur der kleine Louis" — ein merkwürdiger Beweis, wie stark in dem neunjährigen Kind das Bewußtsein seiner hohen Geburt selbst in dem Augenblick war, wo er dasselbe nicht geltend machen wollte. „Er hat uns oft versichert," sagt Fenelon weiter, „er werde in seinem ganzen Leben mit Freude an dieses zwanglose Lernen zurückdenken. Er hatte eine solche Lust am Lernen, daß er oft verlangte, man möchte ihm beim Essen und beim Ankleiden vorlesen. Ich habe aber auch nie ein Kind gesehen, welches so früh für die feinsten Schönheiten der Poesie und der Beredsamkeit so viel Sinn gehabt hätte. Auch ganz abstracte Sätze faßte er leicht; und wenn er mich für ihn arbeiten sah, da machte er sich sogleich ungeheissen

daran, das Gleiche zu thun.“ Noch nach des Prinzen Tode konnte Fenelon die Eindrücke nicht vergessen, welche schon in seinem achten Jahr die Geschichte des Königs-Sohnes Joas auf ihn gemacht, wie er bei der Lebens-Gefahr desselben bebte, wie er unwillig wurde, daß man demselben seine Abkunft verbarg, wie er bei einem schönen Vers in Thränen ausbrechen konnte, wie überhaupt die Personen, von denen er las, ganz lebendig vor ihm standen, und Alles von ihm mit ganzer Seele ergriffen wurde. Nur durch diese ausserordentliche Lernbegierde und durch die Leichtigkeit mit welcher er den ernstesten Beschäftigungen, wie den geistreichsten Unterhaltungen sich hingab, wird es begreiflich, daß der Prinz mit zehn Jahren es so weit gebracht hatte, ein schönes Latein zu schreiben, die schwierigsten Schriftsteller mit einer Pünktlichkeit und in einem so gewählten Styl zu übersetzen, daß die gelehrtesten Männer sich darüber verwunderten, Horaz, Virgil, Ovid's Metamorphosen zu erklären, sowie die Schönheiten der ciceronischen Reden zu würdigen. Im elften Jahr hatte er den ganzen Livius gelesen, Cäsars Commentare übersetzt und eine Uebersetzung von Tacitus angefangen, die er später vollendete.

Endlich drittens war es immer ein leitender Gesichtspunkt bei Fenelon's Unterricht, daß sein Zögling zum Regenten berufen war. Er nahm deßhalb meistens die Gegenstände seiner Uebungen und Aufgaben entweder aus der Mythologie, die ihm geeignet schien, das Gedächtniß und die Phantasie des jungen Menschen auf eine anziehende Weise zu bilden, oder aus der alten und neuen Geschichte, welche er besonders für moralische Belehrung zu benutzen wußte. Damit verband er die Hauptbegebenheiten der biblischen Geschichte, um dem Prinzen die wichtigsten Glaubens-Wahrheiten recht tief einzuprägen, welche allein den Stolz der Könige brechen und dem Mißbrauch der unumschränkten Gewalt einen Zügel anlegen können. So führte er ihn bei Gelegenheit der menschlichen Wissenschaften, in welchen er ihn unterrichtete, zugleich ganz ungezwungen und unbemerkt in die tiefsten Grundlagen der Religion und des Staatslebens hinein.

Der Religions-Unterricht, welchen Fenelon als den eigentlichen Mittelpunkt seiner Erziehungsthätigkeit ansah, wurde hauptsächlich

geschichtlich gegeben. So hatte Fenelon schon in seiner „Abhandlung über weibliche Erziehung“ sich ausgesprochen, und ganz von derselben Ansicht gieng auch sein Mitarbeiter Fleury aus, welcher in einer seiner Schriften sagt: „Diese Art des Unterrichts ist die gründlichste, den verschiedensten geistigen Eigenthümlichkeiten angemessenste; zugleich die anziehendste und leichteste; eine Geschichte kann ja Jedermann fassen, und namentlich Kinder fragen nach nichts mehr als nach Geschichten.“ Von demselben Grundsatz ist auch Bossuet bei der Erziehung des Dauphin ausgegangen, und hat ihn in seinem Meisterwerk, dem „Ueberblick über die Weltgeschichte“ ausgeprägt.

Auf diese geschichtliche Grundlage suchte nun Fenelon bei seinem Zögling einerseits eine bestimmte, klare Einsicht in die Glaubens-Wahrheiten zu bauen, welche sowohl den blendenden Angriffen des Unglaubens, als dem Trug abergläubischer Einfalt fest gegenüber stünde, andrerseits aber auch ihm die Religion recht tief ins Gemüth einzuprägen und ihm zur wahren Herzens-Sache zu machen. Er sollte in seinem ganzen Leben durchdrungen bleiben von dem Gefühl seiner Abhängigkeit von dem allermächtigsten König aller Könige, immer den feierlichen Gerichtstag vor Augen haben, an welchem seine Unterthanen als Zeugen, ja wohl als Ankläger, als Opfer seiner Ungerechtigkeit vor ihm stehen würden, und er Rechenschaft ablegen müßte von seiner Verwaltung. Deßwegen legte er ein großes Gewicht auf regelmäßige Andachtsübungen und gottesdienstliche Gebräuche, weil die Erfahrung nur zu deutlich zeigt, daß ohne solche Uebungen im Sturm der Leidenschaften und im Getümmel der Weltlust das Andenken an Gott übertäubt wird, und höchstens noch eine theoretische Erkenntniß übrig bleibt, ohne Einfluß auf das Herz, ohne Wirkung auf den Willen, unfähig namentlich, dem Mißbrauch der Gewalt einen starken Damm entgegenzusetzen. Bezeichnend für die Art, wie Fenelon diesen allerwichtigsten Gegenstand der Erziehung auffaßte, ist seine noch vorhandene Rede bei der feierlichen Handlung, welche auf ein kindlich gläubiges junges Gemüth einen unauslöschlichen Eindruck zu machen pflegt. Als nemlich der Prinz in seiner geistigen Entwicklung und in seiner religiösen Erkenntniß so weit gefördert schien, um zum

Genuß des heiligen Abendmahls befähigt zu sein, sprach Fenelon in dem Augenblick, da der Prinz vor den Altar trat: „Prinz! Der lang erwartete, ersehnte Tag ist erschienen, welcher auf alle Tage Ihres Lebens bis zum Tode einen entscheidenden Einfluß haben wird. Ihr Heiland naht zu Ihnen in der Gestalt des alltäglichen Nahrungsmittels, um Ihre Seele zu nähren, wie das Brod den Leib; Sie sehen nur ein wenig Brod, aber die göttliche Kraft ist darin verborgen und Ihr Glaube wird dieselbe zu ergreifen wissen. Sagen Sie ihm mit Jesaias: fürwahr, du bist ein verborgener Gott! Verborgen ist er aus Liebe; er verhüllt seine Herrlichkeit vor unsern Augen, damit sie nicht verblendet werden und wir desto zutraulicher hinzutreten können zu ihm. Sie finden hier das verborgene Manna mit dem mannigfachen Geschmack aller göttlichen Kraft; Sie essen das Brod, dem keine andre Substanz gleich kommt. Es verwandelt sich nicht in den armen sterblichen Menschen, aber Sie werden in den Leib des Herrn verwandelt, als ein lebendiges Glied an ihm, dem Haupt. So genießen Sie denn in Glauben und Liebe die Gabe Gottes; schmecket und sehet wie freundlich der Herr ist!“

Die feierliche Handlung, die dem ganzen Hofe zur Erbauung gereichte, machte besonders auf den Prinzen einen tiefen, wahrhaft gesegneten Eindruck. Er suchte während seines ganzen ferneren Lebens in dem Gebrauch der Gnadenmittel die Kraft und den Trost, dessen oft Fürsten noch mehr als gewöhnliche Menschen bedürfen, um ihr scheinbares Glück, das oft nur ein glänzendes Elend ist, mit all seinen Leiden und Lasten zu ertragen. Nach geschichtlichen Urkunden aus jener Zeit „empfieng der Prinz wenigstens alle vierzehn Tage das heilige Abendmahl, mit einer Andacht und Demuth, die allen Anwesenden bemerklich wurde, immer im Gewand und Band des heiligen Geist-Ordens“ — um also auch in seiner äußerlichen Haltung dem Höchsten seine Huldigung darzubringen. Diese äusserliche Bezeugung der Andacht war aber nur der treue Ausdruck von dem durchaus neuen Leben, welches durch den Glauben in ihm geweckt war. Die durchgreifende Veränderung seines ganzen Wesens fiel Jedermann am Hof auf, und diejenigen, welche ihn in seinen ersten Jahren gesehen hatten,

konnten sich nicht genug darüber wundern. Frau v. Maintenon sagt: „seit der ersten Abendmahls-Feier des Prinzen sind die Fehler, welche uns während seiner Kindheit ernstliche Besorgnisse für die Zukunft einflößten, vor unsern Augen nach und nach verschwunden. Von Jahr zu Jahr machte er merkliche Fortschritte im Guten; zuerst spottete man darüber am Hof, aber bald mußten auch die Leichtsinnigsten ihm Achtung und Bewunderung zollen. Er fährt fort, sich Gewalt anzuthun, um seine Fehler mit der Wurzel auszurotten. So aufbrausend und ungestüm er vorher war, so ruhig, sanft, freundlich ist er jetzt; und so gründlich hat ihn die Frömmigkeit umgewandelt, daß man jetzt meinen sollte, er könne gar nicht anders sein, es liege in seinem angebornen Naturell, so liebenswürdig zu sein."

Namentlich hatte ihm Fenelon eine so tiefe Gottesfurcht einzuflößen gewußt, daß bald all sein Zorn und Unmuth sich an der bloßen Nennung des göttlichen Namens brach. Fenelon erzählt in einem Brief: „Einmal war der Prinz sehr widerwärtiger Laune, und da er von der Leidenschaft hingerissen eine Handlung des Ungehorsams verheimlichen wollte, drang ich in ihm, als in der Gegenwart Gottes die Wahrheit zu sagen; da schrie er furchtbar zornig: „„warum fragen Sie mich als in der Gegenwart Gottes? je nun, weil Sie mich so fragen, so kann ichs nicht leugnen, ich habe es gethan."" Er war fast ausser sich vor Zorn, und doch hatte die Religion eine solche Gewalt über ihn, daß sie ihm das peinliche Geständniß abnöthigte. Im allgemeinen war das religiöse Gefühl so tief eingewurzelt und so vorherrschend bei ihm, daß, wenn ihn nicht gerade eine solche Zornlaune ankam, all sein Denken ebenso vernünftig als rein evangelisch zu sein pflegte. Eben aus seiner religiösen Grundstimmung kam es auch, daß er weltlichgesinnten Leuten gegenüber zwar alle Gefälligkeit und Rücksicht erwies, die sie beanspruchen konnten; aber eigentlich herzlich und zutraulich nur gegen wahrhaft fromme Leute sich zeigte. Am meisten offenbarte sich aber darin die zermalmende Gewalt, welche die Religion auf diesen hartnäckigen, stolzen, durch und durch selbstischen Charakter ausgeübt hatte, daß er Alles, was man ihm über seine Fehler sagen mochte, anerkannte, fühlte und dankbar

annahm. Nie habe ich einen Menschen gesehen, dessen Mißfallen ich weniger zu erregen gefürchtet hätte, wenn ich ihm die herbsten Wahrheiten ins Angesicht sagte; in dieser Beziehung habe ich merkwürdige Erfahrungen gemacht."

Eine so entschieden religiöse Richtung aber die Erziehung des jungen Prinzen hatte, so darf daraus durchaus nicht geschlossen werden, daß man ihm eine einseitige, gegen wissenschaftliche Bildung gleichgiltige Gefühligkeit einzuprägen gesucht habe. Fenelon wollte aus seinem Zögling einen ebenso erleuchteten als frommen Fürsten bilden; er sollte wie mit allen christlichen Tugenden, so auch mit allen zu der Leitung eines großen Reichs nothwendigen Kenntnissen geschmückt den Thron seiner Väter besteigen.

In dieser Absicht legte sich Fenelon namentlich darauf, dem Prinzen eine im Verhältniß zu seinem Alter möglichst genaue Kenntniß der alten und neuen Geschichte beizubringen. Er selbst hatte sich mit dieser Wissenschaft besonders vertraut gemacht, sowohl aus Neigung als aus Ueberzeugung von dem großen Gewinn, den ein tüchtiges Geschichts-Studium gewährt. Er hatte namentlich schon ehe er zum Erzieher des Prinzen berufen wurde, ein Geschichtsbild Karls des Großen entworfen, welches Werk wahrscheinlich bei einer Feuersbrunst im Jahre 1697 mit vielen andern Handschriften zerstört worden ist. Auch über den Zweck, den er bei der Abfassung dieser Schrift im Auge hatte, ist uns nichts bekannt, als was er darüber an den Herzog v. Beauvilliers schreibt: „Ich bin überzeugt, daß das Leben Karls des Großen uns in Beziehung auf die Grundsätze und Gesinnungen, welche wir dem Prinzen einzuflößen suchen müssen, wichtige Dienste leisten kann, wiewohl ich ja bei der Abfassung des Werks mir diesen Gebrauch desselben noch nicht träumen ließ; Sie wissen ja am Besten, wie ich darauf gekommen bin es zu schreiben. Ich habe es gut und aufrichtig gemeint; wer das Buch liest, wird einsehen, daß ich — vielleicht nur zu sehr — offen zu Werke gegangen bin.*) So viel ist gewiß, daß kaum irgend eines andern Fürsten Lebens-

*) Sollte nicht aus diesen und den folgenden Andeutungen hervorgehen, daß Fenelon zuerst Ludwig dem XIV. selbst Karl den Großen als Regenten-Musterbild vor die Augen zu stellen beabsichtigte?

geschichte so lesenswerth und besonders für zukünftige Regenten so beherzigenswerth ist. Das Anziehende derselben besteht theils in der Großartigkeit der Begebenheiten, theils in dem ausserordentlichen Charakter des Fürsten, der eben so liebenswürdig als gewaltig sich ganz zu einem Ideal eines Fürsten für alle Zeiten eignet; selbst die Unvollkommenheiten, welche seinen ausgezeichneten Eigenschaften ankleben, machen einen guten Eindruck, weil man daran sieht, daß man nicht einen der selbstgemachten Romanenhelden vor sich hat, welche vor lauter Vollkommenheit statt Lebensbilder luftige, wesenlose Nebelbilder werden. Manches, was an Karl befremdlich erscheint, mag mehr auf Rechnung seiner noch barbarischen Zeit kommen, als auf diejenige seiner Persönlichkeit; jedenfalls steht er als Christ über allen Helden des Alterthums, und das Glück, das er bei allen seinen Thaten hatte, macht daß man ihn lieber zum Vorbild wählt, als z. B. Ludwig den Heiligen."

Dabei beklagt sich Fenelon freilich sehr über die Armseligkeit, Lückenhaftigkeit und Geistlosigkeit der Chroniken, welche für diesen Zeitraum als Quellen benützt werden müssen; — „eine ermüdende Einförmigkeit von Kriegen und Schlachten, keine Idee von Zusammenhang der Begebenheiten, keine Berücksichtigung der Sitten und Gewohnheiten oder der Gesetzgebung bei einem eben aus dem Naturzustand in den der Bildung allmählich übergehenden Volke; — kurz gerade was man am liebsten wissen möchte, darüber schweigen die Berichterstatter sicherlich! was kann man da machen? lieber noch die Geschichte geben so trocken, wie sie ist, als sie anziehender machen auf Kosten der Wahrheit!"

Diese letzte Bemerkung zeigt auf's neue, wie tief Fenelon von der Hauptpflicht des Historikers durchdrungen war, die ganze Wahrheit und nur die Wahrheit zu sagen, wodurch eben die Geschichte namentlich ihre erziehende Wirkung bekommt; und eben diesen streng sittlichen Wahrheits-Sinn suchte er an dem Studium der Geschichte bei seinem Zögling auszubilden. Als der Prinz sich bald einen reichen Schatz von geschichtlichen Kenntnissen erworben hatte, faßte Fenelon den Plan, ihm die wichtigsten Persönlichkeiten, welche in der Welt eine Rolle gespielt haben, der Reihe nach noch einmal vor Augen zu stellen, und zwar nicht blos,

um die Erinnerung an die betreffenden Ereignisse wieder aufzufrischen, sondern hauptsächlich, um über jeden einzelnen Helden der Geschichte das sittliche Urtheil festzustellen, welches unparteiisch, unbestochen von dem Glanz des Ruhms, der sich an das Andenken mancher vom Glück besonders begünstigter Männer anknüpft, jedem den Werth zutheilt, der ihm gebührt. Zu diesem Zweck läßt er in seinen „Todten-Gesprächen" die bekannteren Personen der alten und neueren Zeit einander gegenübertreten, jede in ihrer Eigenthümlichkeit, doch hinübergehoben über die eigensüchtigen Absichten und Vorurtheile, welche in diesem Leben das Urtheil und die Handlungsweise bestimmen; mit einer Unbefangenheit und Freimüthigkeit, wie sie nur der Nachwelt und der Geschichte zukommen, läßt er bei den betreffenden Personen theils durch ihre eignen Geständnisse, theils durch den Widerspruch ihrer Gegner die Schattenseiten ihres Charakters, die Fehlgriffe in ihrem Benehmen, die Verirrungen ihres Ehrgeizes ins Licht stellen; und so zeigt er dem jungen Prinzen, wie auch über ihn die Nachwelt, die Geschichte Gericht halten wird.

Wie alle Schriften Fenelon's, so sind auch diese Todten-Gespräche schon durch die Gewandtheit und Natürlichkeit der Darstellung sehr anziehend; zugleich geben sie Zeugniß von der Meisterschaft Fenelon's in dem weiten Gebiet der Geschichte, der Politik, der Literatur und der Philosophie; sein Urtheil ist so unbefangen und so treffend, daß der Leser nur seine eigene Ansicht ausgesprochen zu finden meint; und zugleich gibt sich überall, wie später im Telemach, das warme Mitgefühl für das Wohl der Völker, für alle Angelegenheiten der Menschheit kund. Bei der großen Mannigfaltigkeit der Gegenstände ist es doch nicht blos der Reiz für die Phantasie, nicht das Auffallende der Gegensätze, was seine Wahl geleitet hat, sondern überall blickt der Erziehungs-Zweck als das vorherrschende Moment durch, selbst in denjenigen Gesprächen, welche auf die Pflichten eines zukünftigen Regenten am wenigsten Beziehung zu haben scheinen, wie die zwischen Parrhasius und Poussin, und zwischen dem letzteren und Leonard de Vinci. Fenelon hatte selbst einen feinen Sinn für das Schöne, welcher sich besonders in der Anmuth seines Styls ausspricht; er besuchte aber

auch z. B. den berühmten Hofmaler Mignard in seinem Arbeitszimmer, um mit ihm über die Kunst zu sprechen, und bewies ihm viele Aufmerksamkeit und Hochachtung; in diesen natürlich nur flüchtigen Unterredungen eignete er sich vermöge seiner glücklichen Begabung doch nicht nur einen allgemeinen Begriff von der Kunst und die Bekanntschaft mit den hauptsächlichsten Kunstausdrücken an, sondern auch den Kennerblick, mit welchem er die Eigenthümlichkeiten der Meister der alten und der neuen Zeit aufzufassen verstand. Selten wird man einen Laien treffen, welcher mit so viel Geschmack und Einsicht, in so schlagenden Ausdrücken ein Gemälde nach seinen Einzelnheiten zu würdigen und auf die Gedanken des Künstlers einzugehen fähig wäre, wie Fenelon in einem dieser Todten-Gespräche Phocions Begräbniß von Poussin erläutert. Fenelon hatte natürlich weder für sich ein eigentliches Studium der Kunst, noch für seinen Zögling die Ausübung derselben im Auge; aber er wußte, daß es sich für einen König, namentlich für einen französischen, schickt, die schönen Künste zu pflegen, welche zum Glanz und selbst zur Wohlfahrt eines großen Reichs beitragen, und daß ein Fürst sich selbst ehrt, wenn er die großen Geister ehrt.

Merkwürdig ist es allerdings, wie Fenelon bei seinen Beschäftigungen und bei seinen Studien im Gebiet der Religion noch Zeit und Freiheit für so mannigfaltige andre Thätigkeit fand; und noch merkwürdiger dürfte man es finden, daß ein 13—14 jähriger Zögling schon so viele Kenntnisse und geistige Reife besaß, um einem so viel umfassenden und so hochgehenden Unterricht gewachsen zu sein. Denn diese Todten-Gespräche, welche Fenelon ausdrücklich für ihn schrieb, setzten schon eine umständliche Kenntniß der geschichtlichen Begebenheiten, eine genaue Bekanntschaft mit dem Charakter und den Schriften der hier auftretenden Personen voraus. Ebenso hatte der Prinz auch in andern Wissenschaften einen so guten Grund gelegt, das er leicht weiter darauf fortbauen konnte, wenn er später dazu Lust bekam, oder wenn die Umstände ihn darauf hinwiesen. Im Allgemeinen sagt der Abbé Fleury, in dessen mündlichen und schriftlichen Aeusserungen überall die strengste, unbestechlichste Wahrheitsliebe herrscht, und der von keiner

Schmeichelei weiß: „man hätte im ganzen Königreich unter Adeligen und Nicht=Adeligen nicht leicht Jemand im Alter des Prinzen gefunden, der ihm in Kenntnissen gleichgestanden wäre.“

Gewiß bekommt man einen hohen Begriff von der Tüchtigkeit der Lehrer, wenn man einen jungen Menschen von 14 Jahren sieht, welcher den wesentlichsten Inhalt der Religions=Lehre und =Geschichte, das ganze Gebiet der Mythologie mit ihrem befruchtenden Einfluß auf Kunst und Literatur, den ganzen Umfang der alten und neuen Geschichte mit ihren mannigfaltigen Ergebnissen für das sittliche und bürgerliche Leben in sich aufgenommen und verarbeitet hat! Ausserdem zeigte der Prinz schon früh auch ein Talent, welches oft den gebildetsten und unterrichtetsten jungen Leuten fehlt, weil dazu schon viel Welt=Erfahrung gehört. Seine Briefe machten schon, als er 18 Jahre alt war, Aufsehen durch den guten Geschmack und die Natürlichkeit, die sich darin aussprach, wie Frau v. Maintenon bezeugt, welche als die geschmackvollste, wie Frau v. Sevigné als die anmuthigste Briefstellerin ihrer Zeit gilt.

### 15. Fenelon's Erziehungsthätigkeit bei dem Herzog v. Anjou.

So gerne man bei der Sorgfalt, welche Fenelon auf die Erziehung des jungen Herzogs von Burgund verwendete und bei ihren ausgezeichneten Erfolgen verweilt, so dürfen wir doch nicht unterlassen, auch Fenelon's Arbeit an den zwei jüngeren Brüdern desselben zu erwähnen, obgleich der jüngste, der Herzog v. Berry erst kurz vor Fenelon's Entfernung vom Hofe unter seine Leitung gestellt wurde, und auch schon damals häufige Reisen nach Cambray seine Zeit in Anspruch nahmen. Dem jungen Herzog v. Anjou, der später als Philipp der V. den spanischen Thron bestieg, erkennt man in den achtungswerthesten Seiten seines Wesens leicht als Zögling Fenelon's. In Beziehung auf die Lebhaftigkeit des Geistes, auf die rasche und tiefgehende Fassungskraft, auf die unbegrenzte Lern= und Wiß=Begierde stund er seinem hochbegabten älteren Bruder weit nach; aber er hatte ein aufrichtig gutes Gemüth, ein

sehr ruhiges Urtheil und einen geraden Charakter.*) Diese werthvollen Grundlagen wußte Fenelon trefflich zu benutzen und auszubilden; namentlich faßte sein glücklicher Tact, wie wir aus seinen Briefen sehen, die eigenthümliche Mischung von Schwäche und von guten Eigenschaften in dem Charakter des Prinzen ins Auge; welche Schwäche übrigens selbst mit seinen guten Eigenschaften zusammenhieng, und nichts anders war als Mangel an Selbstvertrauen aus übergroßer Bescheidenheit. Achtungswerth erscheint an Philipp dem V. seine aufrichtige, unwandelbare Frömmigkeit, welche ihn vor Ausschweifungen bewahrte; seine ruhige, auch in der größten Gefahr unerschütterliche Tapferkeit, welche seinen Feldherrn und seinen Soldaten ein Gegenstand der Bewunderung war; die strenge Gewissenhaftigkeit, mit der er sein gegebenes Fürstenwort auch unter den schwierigsten Umständen unverbrüchlich hielt. Er hat seinen Ansprüchen auf den französischen Thron entsagt, um mit seinen treuen Spaniern, die für ihn mit Aufopferung gekämpft hatten, zu leben und zu sterben; er war als König von Spanien seinem erhabenen Großvater ebenso ergeben und unterthan, als er es in Versailles hätte sein können; er hatte eine innige Liebe zu seinem Bruder und war über dessen Tod untröstlich; er liebte sein ursprüngliches Vaterland bis zum Augenblick seines Todes und verfolgte keine andre Politik, als die, für Frankreichs und Spaniens Glück zu arbeiten.

Für seinen ehemaligen Erzieher zeigte Philipp der V. fortwährend die dankbarste Anhänglichkeit, und gab namentlich nach Fenelon's Tode dessen Neffen Beaumont seine Huld auf unzweideutige Weise zu erkennen. Als im Jahr 1734 der Marquis Fenelon seine Pracht-Ausgabe des Telemach dem König von Spanien zueignete, raffte sich der schon sehr geschwächte Fürst aus seiner Entkräftung auf, um über dieses seinem Erzieher gesetzte Ehrendenkmal seine Freude laut vor ganz Europa auszusprechen.

---

*) Ranke nennt ihn „die tadelloseste Persönlichkeit in der ganzen Familie Ludwigs XIV." Er legte Mitgefühl für Andere an den Tag, war der freigebigste und zuverläßigste von Allen; niemals wäre eine Unwahrheit über seine Lippen gekommen; eine solche auch nur zu hören, erschien ihm als eine Verunreinigung. Französ. Gesch. IV. S. 150.

## 16. Fenelon's Uneigennützigkeit und Selbstverleugnung.

Wenn die gewissenhafte Thätigkeit und der glänzende Erfolg Fenelon's bei seinem Erziehungs-Geschäft zu der Erwartung berechtigt, daß der Erzieher des Thron-Erben mit Ehrenbezeugungen und Belohnungen überhäuft worden sei, so findet man in den Briefen Fenelon's einen auffallenden Gegensatz zwischen der glänzenden Umgebung, in welcher er lebte, und seinen oft wirklich sehr beengten persönlichen Verhältnissen. Er hatte sich von Anfang an in seiner Stellung am Hof den doppelten Grundsatz gemacht, und hielt ihn auch unerschütterlich fest, erstlich nie eine Gnade für sich zu erbitten, zweitens, und dieß wurde seinem Herzen viel schwerer, es ebenso wenig für seine Verwandten oder für seine Freunde zu thun. Ueber seine eigene Lage spricht er sich namentlich gegen die Tochter seines Oheims Anton öfters aus. In einem Briefe vom 31. März 1691, da er schon $1\frac{1}{2}$ Jahre bei dem Thron-Erben angestellt war, sagt er: „Seit $1\frac{1}{2}$ Jahren habe ich schon mehr als 8000 Franken ausgegeben, ohne vom Hof einen Kreuzer ausser meiner Besoldung einzunehmen, und meine Pfründe in Carenac, welche gänzlich zerrüttet ist, trägt fast nichts mehr ein. Ich habe jetzt meine Ausgaben auf eine Weise eingeschränkt, die zu meiner Stellung nicht passen will; aber das erste Gebot des Anstands ist doch, seine Schuldigkeiten zu erfüllen. Mein Buchhändler hat noch eine bedeutende Rechnung gut; ich muß mir etwas Silber-Geschirr anschaffen; und Ihnen muß ich die mir geliehenen Gegenstände bezahlen, welche sich allmählig abnutzen." Am 10. Juli 1692 schreibt er: „Sie erhalten hier das Silber-Geschirr zurück, welches Sie mir schon so lange zu leihen die Güte hatten. Die andern Gegenstände, welche ich jetzt schon drei Jahre in Gebrauch habe, kann ich Ihnen unmöglich wieder zurückgeben; ich bitte Sie aufs inständigste, nach dem Verzeichniß, das Sie davon in Händen haben, mir den Preis derselben zu bestimmen und denselben mit der Rechnung über das, was ich Ihnen schon vorher schuldig bin, mir mitzutheilen. Glauben Sie nicht, daß ich ein Mißtrauen in Ihre Güte setze; ich möchte keinem Menschen lieber als Ihnen

schuldig sein, und ich bin Ihnen zu viel schuldig, um darüber noch ein falsches Schaamgefühl aufkommen zu lassen; aber eine Abrechnung ist durchaus nothwendig, um meine kleine Haushaltung klar zu übersehen und die rechten Maßregeln zu ergreifen. Sie dürfen sich nicht bemühen, die Rechnung genau zu stellen und Alles einzeln aufzuführen, nur in Bausch und Bogen, was auch die Summe betragen mag. Aber bis ich diese habe, bin ich in einer wahren Unruhe, und aus dieser können Sie mich befreien, wenn Sie eine Viertelstunde darauf wenden, die Rechnung zu machen. Thun Sie es bald möglichst, ich bitte Sie darum so dringend, als man irgend bitten kann, Sie würden mich in eine peinliche Verlegenheit bringen, wenn Sie es mir abschlagen würden."

Endlich vom 15. Januar 1693: „obgleich meine Bedürfnisse dringender sind als je, bitte ich Sie und meine Schwester doch recht inständig, und sehe es als ein Zeichen ächter Freundschaft an, wenn Sie beide von Carenac beziehen, was Ihnen abgeht. Allerdings ist meine Casse in verzweifeltem Zustand, da mein Gehalt nicht zur Zeit bezahlt wird und Alles in diesem Jahr entsetzlich theuer ist. Ich bin genöthigt, fast meine ganze Dienerschaft zu entlassen, wenn ich nicht bald Hilfe bekomme. Aber Sie dürfen für mich sich nicht wehe thun; wenn Sie mir etwas leihen wollten, so schicke ich es Ihnen zurück; lieber lasse ich mir Entbehrungen gefallen. Sorgen Sie dafür, daß man mir so viel als möglich Geld von Carenac schicke; doch muß vorher für die nöthigsten Almosen gesorgt sein; ich wollte lieber buchstäblich mich mit trocknem Brod begnügen, als die Armen meiner Pfründe am täglichen Brod Mangel leiden lassen."

So schrieb Fenelon in der Zeit, da er die ganze Gunst des Hofs und namentlich das völlige Vertrauen der Frau v. Maintenon besaß; ein einziges Wort über seine bedrängte Lage hätte ihm über dieses ängstliche Rechnen hinaushelfen können, aber dieses einzige Wort wäre seinem Zartgefühl schwerer gefallen, als eine edle, weise Sparsamkeit. Seine Verbindlichkeiten zu erfüllen war ihm das erste Erforderniß des Anstands, den Armen Gutes zu thun auch mit Versagung seiner eignen Bequemlichkeit, das erste Gebot der Liebe. In solchen Aeusserungen spiegelt sich der Werth des Mannes

besser ab, als in seinen berühmtesten Geistes-Werken; im ganzen Telemach kommt wohl keine herrlichere, rührendere Stelle vor, als der Schluß des obigen Briefs.

Fenelon's Aeusserungen in diesen Briefen sind um so auffallender, wenn man sich dabei an den prachtvollen glänzenden Hof in Versailles versetzt. Uebrigens machte sich um jene Zeit schon der mäßigende, herabstimmende Einfluß der Frau v. Maintenon geltend. Die edlen Männer, welche sie in die Umgebung des Königs zog, beklagten nicht nur mit ihr die Verschwendung, welche über seine ersten Regierungs-Jahre einen blendenden Glanz verbreitet hatte, sondern sie gewöhnten durch ihre Uneigennützigkeit und ihr persönliches Benehmen auch den König an Grundsätze der Sparsamkeit und Ordnung, welche bei den traurigen Zeit-Verhältnissen täglich mehr durch die Nothwendigkeit eingeschärft wurden. Man konnte sich ja nicht mehr darüber täuschen, daß der Wohlstand des Volks erschöpft war, der Handel darniederlag, die Bevölkerung abnahm, und Muthlosigkeit sich des Landvolks bemächtigte. Während aber Frau v. Maintenon in ihrem ganzen Wesen etwas Gemäßigtes hatte und durch die Erinnerung an ihre früheren beschränkten Umstände in den Schranken der Anspruchslosigkeit gehalten wurde, wurde Fenelon's Selbstverleugnung und Zurückhaltung von noch edleren Gefühlen getragen; er war von Natur großherzig und zum Wohlthun geneigt, aber durch strenge Ordnungsliebe und Rechtlichkeit beherrschte er seine natürliche Neigung, und hielt unerschütterlich an dem Maß fest, über welches hinaus die Großmuth zur Unordnung und zur Gewissenlosigkeit führt.

So wenige Bedürfnisse aber Fenelon für sich selbst hatte, und so wenig er namentlich bei seinen streng religiösen Grundsätzen den Lockungen des Ehrgeizes zugänglich war: so peinlich war es ihm oft, den Ansprüchen seiner Familie entgegenzutreten. Die Welt, so viel sie auch auf Rechtschaffenheit und Ehre hält, pflegt es doch, wo das eigne Interesse und der Ehrgeiz ins Spiel kommt, sehr wenig genau zu nehmen und sieht streng religiöse Grundsätze nur zu gern als etwas Ueberspanntes an, während die wahre Ehrenhaftigkeit eben nur in der ernsten Gottesfurcht ihre unerschütterliche Stütze hat. Was Fenelon am Hof und namentlich

bei Frau v. Maintenon eine Zeitlang galt, war Jedermann bekannt; und Verwandte sind gewöhnlich am aufmerksamsten auf eine solche Gunst, von welcher sie sich gewissermaßen berechtigt glauben, ihren Antheil sich selbst zuzueignen. Aber Fenelon sprach sich bei der ersten Gelegenheit so entschieden freimüthig gegen seine liebsten Verwandten darüber aus, daß er keine zudringlichen Bitten mehr von ihnen zu befürchten hatte. Er hieng mit großer Liebe an der Marquisin v. Laval, der einzigen Tochter seines theuren Oheims Anton, welche mit ihm erzogen worden war, und diese glaubte, der Hofmeister der königlichen Prinzen könnte durch seinen Einfluß eine Officiers-Stelle, welche längere Zeit in ihrer Familie sich fortgeerbt hatte, und eben jetzt durch den Tod ihres Inhabers wieder erledigt war, ihrem erst 4jährigen Sohn verschaffen. Er schrieb sich darüber folgende Bemerkungen nieder: „Frau von Laval weiß recht wohl, daß ich in meinem Stande keine Gnadenbezeugungen von dem König erbitten kann und darf. Wenn ich etwas mir ausbitten könnte, so würde ich es nicht für mich, sondern ganz gewiß für sie und ihren Sohn thun; aber ich kann von der strengen Regel nicht abweichen, welche ich aus Rücksicht auf meinen Stand und aus Rücksicht auf den König zu befolgen habe. Ich muß also Frau v. Laval bitten, für ihren Sohn zu thun, was sie für passend hält, ohne dabei meine Freundschaft irgendwie in Rechnung zu bringen. Uebrigens bin ich meines Theils überzeugt, daß die Schritte, die man thun oder veranlassen kann, vergeblich sind, denn der König vergibt keine Stellen an Kinder, namentlich wenn die Väter nicht im Feld umgekommen sind, ausser in seinem persönlichen Dienst; ja die alten Diener seines Hauses behandelt er nach ganz besonderen Grundsätzen; aber nach obiger Regel hat er schon früher den Antrag, jene Stelle dem Sohn der Frau v. Laval zu geben, zurückgewiesen". Diese Bemerkungen übersandte er der Mutter und setzte hinzu (17. Apr. 1690): Gewiß würde ich von Herzen gern etwas für Ihren Sohn thun, aber ich würde nie den König um etwas bitten, wenn es sich auch um mein eigenes Leben handelte; könnte ich mit Ihnen darüber sprechen, so würden Sie zugeben müssen, daß es ein großer Fehler wäre, wenn ich anders handelte. Ueberdieß würde meine Bitte doch im Geringsten nichts helfen".

Doch nicht blos in Beziehung auf seine Verwendung und Fürsprache mußte Fenelon den Hoffnungen seiner Familie entgegentreten und seine eigne Liebe zu den Seinigen verleugnen, sondern auch in Beziehung auf den freundschaftlichen Umgang machten sie Anforderungen an ihn, welchen er nicht entsprechen konnte. Ebendieselbe Marquisin, welche jetzt an Fenelon's Bruder verheirathet war, ließ in diesem Verwandtschafts-Verhältniß ein anspruchsvolles Wesen, eine eifersüchtige Empfindlichkeit blicken, als ob Fenelon nicht herzlich genug gegen sie sei; sie wollte nicht begreifen, daß er in seiner Stellung bei dem Thronerben eine verantwortungsvolle Aufgabe vor Gott und dem König zu erfüllen hatte, daß er über seine Tage und Stunden nicht frei verfügen konnte; daß er selbst mehr dem Staat, als seiner Familie angehörte; daß er in einem ehrenvollen Dienstverhältniß stand, in welchem er zwar nicht aller Freundschaft entsagen mußte, aber doch auch nicht ihrem Genuß und ihrer Annehmlichkeit sich hingeben durfte. Er suchte seine Schwägerin auf die freundlichste, herzlichste Weise zu begütigen, und schrieb ihr (14. Sept. 1695): „Ich bin mit unserem letzten Beisammensein nicht zufrieden. Wenn ich zu Ihnen komme, bin ich in der besten Stimmung, recht herzlich und offen gegen Sie zu sein; aber die Kürze der Zeit und Ihre Voraussetzung, daß ich nicht warm genug gegen Sie sei, macht mich zurückhaltender als ich sein möchte. Und doch dürfen Sie mir glauben, daß ich Ihnen mit aufrichtiger Liebe und Hochachtung zugethan bin."

Allerdings konnte Fenelon nur dadurch aus seinem Zögling das machen, was aus ihm geworden ist, daß die Erziehung desselben fast der einzige Gegenstand seiner Gedanken, seiner Wünsche und Gefühle war und ihn Tag und Nacht beschäftigte; dadurch allein konnte er einen so ausgezeichneten Erfolg seiner Bemühungen erleben, welcher allgemeine Bewunderung erregte.

## 17. Anerkennende Urtheile über Fenelon's Erziehungsthätigkeit.

Bossuet, welcher im Allgemeinen auf frühreife Genie's nicht viel hielt, hörte so viel von dem Verstand, den Kenntnissen und Fähigkeiten des Thronerben rühmen, daß er in einer Unterredung

mit ihm sich sein eigenes Urtheil darüber zu bilden wünschte. Das Ergebniß seiner längeren Besprechung mit dem Prinzen über verschiedene Gegenstände des Unterrichts war, daß er überrascht und erstaunt erklärte, die hohe Meinung, welche man von dem Prinzen habe, werde nicht, wie sonst oft bei Fürsten-Söhnen, bei seinem öffentlichen Auftreten auf dem Schauplatz der Welt als eine auf Schmeichelei gegründete in Nichts zusammensinken, sondern als eine bleibende sich dann erst bewähren, — ein Urtheil, welches Fenelon sowol in seinem Wirken als in seiner Freundschaft für Bossuet nur bestärken konnte. Ueberhaupt standen die beiden ausgezeichneten Männer damals noch in einem herzlichen, innigen, für die Sache der Religion vielfach fruchtbaren Verhältniß. Bossuet hatte, seit er Erzieher des Kronprinzen war, in seinem Hause in Versailles Besprechungen über die heilige Schrift zu halten angefangen, an welchen unter andern trefflichen Männern auch Abbé Fleury, Langeron und Fenelon Antheil nahmen. Der Briefwechsel zwischen Bossuet und Fenelon war natürlich nicht sehr häufig, da sie sich öfters persönlich sehen konnten, aber was noch von ihren Briefen vorhanden ist, beweist die gegenseitige herzliche Freundschaft und Hochachtung, welche leider nicht mehr lange ungestört fortdauern sollte.

Wie in Versailles, so auch in Paris und in ganz Frankreich erregte der glückliche Erfolg der Erziehung des Prinzen allgemeine Bewunderung; und man darf annehmen, daß die öffentliche Stimme der Hauptstadt und des Landes unbefangener sich aussprach, als die des Hofs, wo man die Anlagen und Vorzüge eines Thronerben sogleich mit persönlichen Wünschen und Hoffnungen in Beziehung zu setzen pflegt; wo man nicht nur ihre guten, sondern auch ihre schlechten Eigenschaften zum Gegenstand eigennütziger Berechnung macht, und oft noch mehr durch die letzteren, als durch die ersteren Gunst und Ehrenstellen sich zu verschaffen sucht; während hingegen die Nation im Allgemeinen in Stadt und Land, welche diesen persönlichen Intriguen des Hofes ferne steht, von schlimmen Eigenschaften eines Fürsten nur zu fürchten, nichts zu hoffen hat. Das richtige Gefühl von der Bedeutung, welche der Charakter eines Fürsten für das Schicksal des Landes hat, ein Gefühl, welches

sich oft in ängstlichen Befürchtungen, oft in übertriebenen Erwartungen, in grundlosen Vermuthungen ausspricht, trug hauptsächlich dazu bei, die schönsten Hoffnungen für die Zukunft des jungen Prinzen, und ebendamit Fenelon's Ruhm allgemein zu verbreiten.

Die öffentliche Meinung über Fenelon's Geist und Charakter fand einen Ausdruck in der Anrede, welche der Präsident der Akademie der Wissenschaften bei seiner Aufnahme in diese Körperschaft, den 31. März 1693, an ihn richtete. Herkömmlicher Weise wurden zwar überhaupt alle Hofmeister der Prinzen in die Akademie aufgenommen, aber offenbar verdankte Fenelon seine Aufnahme zunächst nicht seiner äußeren Stellung. Von schriftstellerischen Werken hatte er allerdings erst seine Abhandlungen: „Ueber weibliche Erziehung," und „Ueber das geistliche Amt" herausgegeben, aber die Erziehung des Thron-Erben war auch ein Werk, ein Werk von unvergleichlich größerem Belang, welches dem Publikum zur Beurtheilung vorlag, und der Präsident der Akademie sprach nur im Sinne von ganz Frankreich, wenn er mit Hindeutung auf die Arbeit und auf den Erfolg dieses Erziehungswerks sagte: Er bewundere an Fenelon den umfassenden Umfang, die Klarheit und Durchsichtigkeit seiner Kenntnisse in allen Zweigen des Wissens, seinen richtigen Takt in der Anwendung derselben, die Anmuth und Gewandtheit des Ausdrucks, welche aus der Klarheit und Bestimmtheit des Gedankens entspringen; das staunenswerthe Gedächtniß, welches ihm wie eine ihn überall begleitende Bibliothek die nöthigen Beispiele und geschichtlichen Thatsachen immer im rechten Augenblick an die Hand biete, eine Phantasie, wie die, welche in allen Künsten die Männer erster Größe bilde; endlich die ihm eigenthümliche Freundlichkeit, durch welche er den Prinzen die Arbeit angenehm, das Lernen zum Vergnügen zu machen gewußt habe.

So urtheilte man über Fenelon schon am Anfang seiner öffentlichen Laufbahn; dieselben Ausdrücke, dieselben Züge des Bildes werden sich immer wiederholen, wenn man ihn schildert, wie er durch seine Schriften sich in die Reihe der ersten Schriftsteller des Zeitalters Ludwig des XIV. gestellt hat.

In seiner Antrittsrede hatte Fenelon über das verstorbene Mitglied der Akademie, in dessen Stelle er eingetreten war, zu sprechen. Es war dieß der Rechtsgelehrte Pelisson, welcher von dem Minister Fouquet erhoben und in seinen Sturz verwickelt, 4 Jahre lang in der Bastille saß und durch seine ebenso gewandte als kühne Vertheidigung seinen Gönner, dem er mit unerschütterlicher Treue anhieng, aus der Gefangenschaft errettete. Ohne es zu ahnen, entwarf Fenelon ein Bild seines eignen Charakters und seines eignen Schicksals, indem er Pelissons Ungnade und lange Leiden, seinen edlen Muth, seine großherzig treue Freundschaft schilderte und namentlich den Ausdruck gebrauchte: „Der ganze sittliche Werth des Mannes mußte sich erst im Unglück bewähren, und das Unglück blieb auch nicht aus.“ Ebenso schildert Fenelon eigentlich seine eigne Geistes-Richtung, indem er die Vorzüge der großen Schriftsteller seiner Zeit hervorhebt, wie sie namentlich sich von dem Gesuchten und Gekünstelten losgemacht haben, welches unmittelbar zuvor noch in der vornehmen, geistreich sein wollenden Gesellschaft geherrscht hatte. „Man treibt jetzt nicht mehr, wie vordem, ein falsches Spiel mit den Worten und mit dem Witz; sondern man sucht diejenigen Worte, welche den Gedanken in seinem vollen Gehalt bezeichnen, und diejenigen Gedanken, welche richtig und bestimmt gerade den betreffenden Gegenstand ins Licht stellen. Sonst prangte man mit Gelehrsamkeit, jetzt zeigt man sie nur so weit es nothwendig ist; auch geistreich sucht man nicht mehr zu scheinen, weil die größte Kunst darin besteht, so einfach und natürlich sich auszudrücken, daß man die Kunst gar nicht merkt. Das Geistreiche setzt man jetzt nicht mehr in das Funkeln einer blendenden Phantasie, sondern in das harmonische Walten des mit Gefühl verbundenen Verstandes, welches sich Schritt für Schritt der edlen Einfachheit der Natur anschließt, alle Gedanken auf ihre letzten Gründe zurückführt und nur das Wahrhaftige auch schön findet. Das wahrhaft Erhabene braucht keinen angeborgten Schmuck, sondern fällt mit der Einfachheit zusammen. Die Seele des Worts ist das Gemüth . . . . Es ist mit der Redekunst wie mit der Baukunst, die kühnsten Werke sind nicht die besten. Es soll eigentlich kein Theil des Gebäudes lediglich zur Zierrath

dienen, sondern indem man überall auf schöne Verhältnisse hält, sollen alle zum Bestand des Gebäudes wesentlichen Theile zugleich als Zierde desselben sich darstellen."

## 18. Erste Regungen des Neids wider Fenelon.

Wer irgend etwas vom Hofleben kennt, kann nicht voraussetzen, daß Fenelon von allen Anfechtungen des Neids verschont geblieben sei. Vielleicht hätte man sich um den ausgezeichneten Erfolg seiner Erziehungsthätigkeit zunächst noch weniger bekümmert, weil die Thronbesteigung des Prinzen noch in weitem Feld lag, und der Hofmann hauptsächlich die Gegenwart ins Auge zu fassen pflegt; aber Fenelon war der Freund, der vertraute Rathgeber der Frau v. Maintenon geworden, und dieß konnte bei dem bekannten Charakter und den Grundsätzen Fenelon's manchen Leuten Befürchtungen einflößen, welche lieber andre Grundsätze herrschend gesehen hätten. Mit den lautesten Lobeserhebungen über die Bildung des Prinzen war es nicht gelungen, Bossuet, den Hofmeister des Vaters gegen Fenelon, den Hofmeister des Sohns eifersüchtig zu machen; aber auch durch die glänzende Ehren-Erklärung, welche bei dieser Gelegenheit Fenelon erhielt, ließen sich die heimlichen Neider nicht abschrecken. Als die leidige Angelegenheit des Quietismus (s. unten zweites Buch) auftauchte, sagte man sich ins Ohr, der Prinz werde zu andächtigen Empfindeleien und frommen Uebungen angehalten, wodurch sein Geist eingeengt und seine Zeit ausgefüllt werde, statt daß man ihm die für seinen Rang und für seine zukünftige Stellung nothwendigen Kenntnisse beizubringen sich bemühe. Der König, der schon anfieng, Argwohn gegen Fenelon zu fassen, schien durch diese Gerüchte beunruhigt zu werden und sprach seine Unzufriedenheit gegen den Herzog v. Beauvilliers aus. Dieser aber erwiederte ihm in aller Unterthänigkeit ganz entschieden: „Eure Majestät, ich stehe auf dem einigen Grunde des Evangeliums, und glaube meinem Gott und meinem König schuldig zu sein, Alles zu thun, was ich kann, um für Frankreich einen rechtschaffenen König heranzubilden. Man kann von dem Prinzen selbst hören, in was seine Andachtsübungen

bestehen; meinethalben kann man ihn auch den Rosenkranz beten lassen, wenn man will. Aber um allen meinen Anklägern das Maul zu stopfen, fordere ich sie auf, mir einen einzigen jungen Fürsten zu nennen, welcher in dem Alter des Prinzen in allen Gegenständen des menschlichen Wissens gleich bewandert wäre."

### 10. Zusammenstellung Bossuet's und Fenelon's.

Es kann natürlich nicht davon die Rede sein, Männer wie Bossuet und Fenelon, Montausier und Beauvilliers, deren Ruhm, Geist und Charakter nach dem einstimmigen Urtheil ihrer Zeitgenossen und der Nachwelt über alles Lob erhaben ist, einen auf Kosten des andern herabsetzen zu wollen; man würde durch eine solche übelangebrachte, lächerliche Begeisterung dem Einen wie dem Andern zu nahe treten; Sterne erster Größe haben den gleichen Glanz, der sich nicht abmessen und abwägen läßt. Ebenso wenig darf man die Erziehung des Sohnes und des Enkels Ludwigs des XIV. nach ihrem Erfolg zusammenstellen, weil dieser Erfolg großentheils von den Anlagen des Zöglings abhängt; und da ist unleugbar, daß Fenelon in Beziehung auf die ausgezeichnete Fassungskraft und Lernbegierde seines Zöglings gegenüber von Bossuet einen großen Vortheil voraus hatte. Aber doch darf man, was die persönliche Eigenthümlichkeit der beiderseitigen Erzieher betrifft, das sagen, daß die streng sittlichen Grundsätze und der unerschütterliche, unbeugsame Ernst, das unnahbare Wesen Montausiers ein schüchternes Kind abstoßen oder zum mindesten weniger anziehen konnte, als das sanfte, milde, bescheidene Wesen Beauvilliers', welcher gegen Andre ebenso nachsichtig, als gegen sich selbst streng war, aus dessen ganzem Thun und allen seinen Bewegungen die ruhige Haltung und Reinheit seines edlen Gemüths hervorleuchtete; der keine andre Leidenschaft hatte und zeigte als für die Tugend, und auch nach Ruhm zu trachten nicht für recht gehalten hätte. Ebenso mußte wohl der großartige Geist Bossuet's, welcher die erhabensten Ideen der Religion, der Geschichte, der Philosophie und der Politik in sich trug, welcher alle Wissenschaften viel mehr beherrschte als zu studiren nöthig hatte, welcher von seiner gewal-

tigen Höhe herab immer wie im Namen des Himmels redete, dessen majestätische Sprache den Eindruck von Blitzstrahlen und Donnerschlägen machte, ein so ausserordentlicher Mann mußte es schwerer finden, sich zu dem schwachen Verständniß eines Kindes herabzulassen, als Fenelon, bei welchem Gefühl und Phantasie vorherrschte, dessen ganzes Wesen freundlich, hingebend, sanft war; welcher nur Ein Bestreben, Einen Gedanken, Ein Studium hatte, Frankreich einen guten König zu geben; welcher seinen eigenen Ruhm vergaß, indem er seinen Zögling den Ruhm gering achten lehrte, und welchem das Glück des zukünftigen Geschlechts über sein eigenes Lebensglück gieng.

Ebenso verschieden als ihre Persönlichkeit sind auch die Werke, welche sie für ihre Zöglinge geschrieben und wodurch beide sich unsterblichen Ruhm erworben haben. Ein fünfzehnjähriger Prinz, dem die scharfe, umfassende Auffassungskraft versagt war, welche sein Sohn besaß; den seine große Schüchternheit hinderte, sich frei auszusprechen, und eben damit auch, seinen Verstand gehörig zu entwickeln; ein junger Mensch, dessen Verstand und Gedächtniß man mit Wissens-Schätzen überfüllt hatte,*) — konnte der dem raschen Gang, dem kühnen Flug folgen, welchen Bossuet in seinem unvergleichlichen „Abriß der Weltgeschichte" nimmt? konnte er die einzelnen Züge dieses großartigen Gemäldes ins Auge fassen, wo jeder Strich das Genie verräth, und welches eine Masse von Kenntnissen und eine Uebung im Nachdenken voraussetzt, wie sie bei sehr Wenigen zu finden ist? Dagegen war Telemach für die Verhältnisse, für die Ideen, für die Gefühle eines Prinzen in diesem Alter ganz unvergleichlich geeignet. Fenelon hat in den Plan, in den Styl, in die ganze Durchführung dieses Werks einen so unaussprechlichen Zauber zu legen gewußt, daß es noch jetzt, nach fast zwei Jahrhunderten ein Buch ist, welches

*) „Er wußte im 5—6ten Jahre 1000 lateinische Wörter, und als er sein eigner Herr war, nicht mehr ein einziges," heißt es in einem Brief der Frau v. Maintenon. „Die unfreundliche Härte, mit welcher man ihn zum Lernen zwang, entleidete ihm alle Bücher so gründlich, daß er den Vorsatz faßte, keines mehr anzurühren, wenn er einmal sein eigner Herr wäre; und er hat ihn gehalten." Erinnerungen der Frau v. Caylus.

man Kindern und jungen Leuten gerne zu lesen gibt, welches man auch im späteren Alter und in den verschiedensten Lebens-Verhältnissen gerne wieder liest; — ein eigenthümliches Schicksal eines Buchs, welches ausschließlich zum Unterricht eines Thron-Erben geschrieben war, und doch für jedes Alter und für jeden Stand so ansprechend ist.

Ohne also über den inneren Werth beider so ganz verschiedenartigen Werke ein vergleichendes Urtheil abgeben zu wollen, ist doch offenbar, daß das eine für seine unmittelbare Bestimmung weit geeigneter war, als das andre; wobei man aber unbedingt zugeben darf, daß eigentlich Bossuet nicht sowohl seinen Zögling, als die ganze gebildete Welt aller Zeiten und Länder im Auge hatte; der Name des Sohnes von Ludwig dem XIV., welchen er aus Ehrfurcht und Dankbarkeit auf den Titel seines Werks schrieb, hat die Mit- und Nachwelt nicht abgehalten, in seinem Abriß der Welt-Geschichte ein unvergängliches Denkmal eines großen Geistes und ein Werk zu sehen, welches für alle Jahrhunderte seinen Werth behält.

Verschieden ist allerdings der Eindruck, welchen die zwei Meisterwerke beider großen Männer machen, nach den Umständen unter welchen man sie liest. In den schönen Tagen der Jugend, unter friedlichen, geordneten Verhältnissen, im Stande der harmlosen Unschuld, wo man in glücklicher Unbekanntschaft mit der Verderbtheit der Menschen Herz und Phantasie den lieblichen Träumen von allgemeiner Herrschaft der Tugend und des Glücks hingibt, da schweift man gerne an Fenelon's Hand in jenem Wunder-Lande umher, wo die Weisheit und Menschenfreundlichkeit auf dem Throne sitzt und willig gehorchenden Völkern väterliche Gesetze gibt, wo die Unterthanen, glücklich unter dem Scepter eines tugendhaften Fürsten, mit den Blumen-Ketten spielen, mit welchen sie an seine schützende Gewalt gebunden sind. Hingegen wenn durch den Einfluß der Jahre die Phantasie abgekühlt, die Gedanken ernster werden; wenn wir enttäuscht von dem Zauber, der die jugendlich unerfahrne Seele blendete, die Menschen kennen lernen wie sie sind; wenn die Hoffnungen, welche dem Leben seinen Reiz geben, sammt den Gegenständen unsres Strebens

dahingeschwunden sind; wenn unter den Schlägen eines furchtbaren Verhängnisses die Gestalt der Weltreiche und das Schicksal der Nationen sich vor unsern Augen verwandeln: dann fühlen wir das Bedürfniß einer festen, gewaltigen Hand wie Bossuet's, um uns unter den Trümmern und Ruinen aufrecht zu erhalten, welche der tobende Sturm der menschlichen Leidenschaften hinter sich zurückläßt. Da hält dieser prophetische Geist unsrer Seele eine Fackel vor, in deren großartigem Hell-Dunkel man mit heiligem Schauer ihm nach durch die Tiefen der Geheimnisse der Vorsehung wandelt, „unter deren Donnern die Königreiche hinsinken, und die Throne übereinander stürzen mit schrecklichem Krachen, und uns die Wandelbarkeit und Vergänglichkeit aller menschlichen Dinge recht eindringlich vor Augen gestellt wird.“ *)

*) Bossuet, Abriß der Weltgeschichte.

# Zweites Buch.

## Die quietistischen Streitigkeiten.

### 1. Fenelon's Glück.

Die regelmäßige, nur durch den Umgang mit einigen Herzensfreunden unterbrochene Beschäftigung Fenelon's, der ausgezeichnete Erfolg seiner Erziehungsthätigkeit sowol in sittlicher als wissenschaftlicher Beziehung, die Anerkennung, welche ihm von allen Seiten deßhalb zu Theil wurde, die schöne Hoffnung auf eine bessere Zukunft des Vaterlandes, auf die Herrschaft des Friedens, der Gerechtigkeit und des allgemeinen Wohlstandes — das Alles machte Fenelon's erste Jahre am Hof zu den glücklichsten seines Lebens. Da der König selbst mehr und mehr Sinn für Religion und Sittlichkeit an den Tag legte, so machte sich auch ein ernsterer Ton am Hof geltend, doch immerhin verbunden mit dem edeln Anstand und der Feinheit des Benehmens, welche in Fenelon's Wesen lag. Es gehörte jetzt zur guten Sitte, der Tugend zu huldigen; und wenn die öffentliche Meinung auch hie und da den Schein für das Wesen nahm, so zweifelte doch bei Fenelon Niemand daran, daß er die Achtung, die ihm widerfuhr, wirklich verdiene. Insbesondere hatte sein lebhafter Geist und seine ebenso fein gebildete als belebte Unterhaltung Frau v. Maintenon angezogen, welche Fenelon öfters bei seinem innigsten Freund Beauvilliers zu treffen Gelegenheit hatte. Sie zeigte ihm ein

ungewöhnliches Vertrauen, und noch mehr als sein Geist, flößte ihr seine Frömmigkeit Achtung ein. Da sie sich zur Aufgabe gemacht hatte, dem Kloster St. Cyran neue Regeln zu geben, so war sie so bescheiden, sich nicht auf ihren eignen Verstand und Takt zu verlassen, sondern die ausgezeichnetsten Männer der Pariser Geistlichkeit und unter denselben auch Fenelon zu Rath zu ziehen; und Fenelon war bei der Vielseitigkeit und Gewandtheit seines Geistes ebenso geschickt, fromme Klosterfrauen in den bescheidenen Tugenden ihres verborgenen Stilllebens und junge Töchter in den Anfangs-Gründen christlicher Erkenntniß zu unterweisen, wie den Enkel Ludwig des XIV. zu einem großen König heranzubilden. Ergraute Seelsorger bewunderten das Geschick und die Erfahrung, die er an den Tag legte, und Frau v. Maintenon, welcher seine Regeln und andre Aufsätze durch die Hand giengen, lernte mit jedem Tag seinen Charakter und seine Ansichten mehr würdigen, welche sowohl ihrer religiösen als ihrer ästhetischen Richtung durchaus zusagten. Ohne Zweifel um seine Aufrichtigkeit auf die Probe zu stellen, richtete sie eine Bitte an ihn, welche zu thun Manches sich besinnen würde, und welche zu erfüllen noch häcklicher erscheinen dürfte — die Bitte nemlich, ihr ihre Fehler schriftlich auseinander zu setzen. Die Freimüthigkeit, mit welcher Fenelon diesem eigenthümlichen Auftrag sich unterzog, konnte ihre Hochachtung und ihr Vertrauen zu ihm nur noch höher steigern. Er sagt unter Anderem:

„Da Sie, gnädige Frau, in keiner regelmäßigen Verbindung mit mir stehen, und ich auf Andrer Aussagen nicht viel gehen kann, so kann ich von Ihren Fehlern nur so aufs Gerathewohl reden; doch will ich einmal sagen, was ich denke.

Sie sind gütig gegen Leute, die nach Ihrem Geschmack sind und Ihnen Hochachtung einflößen, aber kalt, wo dieß nicht der Fall ist; dann können Sie auch ziemlich abstoßend sein; wenn Ihnen etwas mißbehagt, so ist das Mißbehagen heftig.

Sie machen sich eine Art Selbst-Ruhm daraus, in Ihrem Glück Mäßigung zu beweisen und eine Großherzigkeit zu zeigen, welche Ihre hohe Stellung überbiete.

Sie haben eine natürliche Neigung, gutgesinnten Leuten, deren Besonnenheit Sie noch nicht hinlänglich erprobt haben, Vertrauen zu schenken; aber wenn Sie einmal anfangen, Mißtrauen zu fassen, so entfremden Sie sich denselben zu hastig, ohne den rechten Mittelweg zu treffen.

Man sagt und wohl nicht ohne Grund, Sie seien streng, hart gegen sich selbst und ebenso gegen Andre; Sie können keine Fehler an Andern ertragen, und wenn Sie an Leuten, welche Sie sich vollkommen gedacht hatten, eine schwache Seite finden, so lassen Sie sich dadurch zu schnell abkühlen und zu stark abstoßen.

Wenn man Ihnen sagt, Sie nehmen sich der öffentlichen Angelegenheiten zu wenig an, so sind das Leute, welche selbst gern in Staats-Angelegenheiten eingreifen möchten, welche von Ihnen gerne Begünstigungen auswirken möchten oder gegen einflußreiche Personen etwas haben. Uebrigens haben Sie mehr Fähigkeit für die Verwaltung, als Sie glauben; Sie haben wohl zu wenig Selbstvertrauen, oder scheuen Sie sich vor Erörterungen, welche Ihrer Neigung zu einem stillen andächtigen Leben zuwiderzulaufen scheinen."

Besonders bemerkenswerth ist die Offenheit, mit welcher Fenelon sich über Ludwigs des XIV. Fehler gegen dessen Gemahlin ausspricht.

„Da der König nicht nach festen Grundsätzen handelt, sondern nach den Einflüssen seiner Umgebungen, welche er durch sein Vertrauen an seiner Macht theilnehmen läßt, so kommt Alles darauf an, ihn auf jede Weise mit gutgesinnten Leuten zu umgeben, welche mit Ihnen im Einverständniß wirken, um ihn dadurch zu der Erfüllung seiner Pflichten in ihrem ganzen Umfang zu bringen, da er selbst davon keine Idee hat. . . Die Hauptsache ist, ihn eigentlich zu umlagern und ihn im Gängelband zu halten, denn so will ers haben. Sein Heil hängt davon ab, daß er von rechtschaffnen, uneigennützigen Personen wie umschlossen gehalten wird. Sie müssen sichs recht angelegen sein lassen, ihm Gedanken des Friedens beizubringen, Sinn für die Erleichterung der Lasten des Volks, für Mäßigung, Billigkeit, Mißtrauen gegen harte, ge-

waltsame Maßregeln, Abscheu gegen Handlungen der Willkühr, Liebe zur Kirche, Anhänglichkeit an fromme Geistliche.

Das wahre Mittel, die Segnungen der Gnade für den König und für den Staat zu verlangen, ist nicht an ihn hinpredigen und keifen, sondern ihn erbauen, und durch Freundlichkeit, Herzlichkeit und Geduld sein Herz allmählig aufschließen."

Ebenso weise und edel gedacht ist, was er in Beziehung auf andere Verhältnisse ihr anräth:

„Sie haben Leute am Hof, welche christlich gesinnt scheinen; es ist billig, sie gut zu behandeln und sie aufzumuntern, aber mit viel Vorsicht; denn Ihnen zu gefallen würden Tausende fromm werden. Was Ihre Familie betrifft, so thun Sie für dieselbe, was Sie können, mit der Mäßigung, welche in Ihrem Charakter liegt, und vermeiden Sie zwei Abwege; einmal, weigern Sie sich nicht, für Ihre Verwandten zu sprechen, wo Sie es vernünftiger Weise können; sodann, werden Sie nicht unwillig, wenn Ihre Empfehlung fruchtlos bleibt. Uebrigens scheint mir, daß Sie die rechte Liebe zu Ihren Verwandten haben, ohne deren Fehler zu übersehen und ohne ihre guten Eigenschaften zu mißkennen."

Die berühmte Dame, an welche diese Anweisungen gerichtet waren, war derselben würdig. Auf den höchsten Gipfel menschlicher Größe allein durch ihre Persönlichkeit und auf durchaus ehrenwerthem Wege erhoben, hat sie eine ungewöhnliche Mäßigung in so beispiellosem Glück bewiesen, aber auch das Unbefriedigende aller menschlichen Macht und Herrlichkeit tief empfunden. Sie spricht dieses Gefühl in verschiednen brieflichen Aeusserungen aus, z. B.: „Beim Rückblick auf mein vergangenes Leben finde ich seit dem 32sten Jahr, wo mein äußeres Glück begann, nicht Einen Augenblick ohne Pein, die immer zugenommen hat. . . Könnte ich Ihnen doch meine Erfahrung mittheilen! könnte ich Ihnen die tödtliche Langeweile der Vornehmen anschaulich machen, die Anstrengung, die es sie kostet, ihre Tage auszufüllen. Sehen Sie, in einem Glück, wie man es nur immer sich denken kann, sterbe ich fast vor Traurigkeit. Ich bin jung und hübsch gewesen, habe Vergnügen genossen, bin allenthalben beliebt gewesen; in reiferem Alter habe ich lange in der gebildetsten Gesellschaft gelebt; ich bin

reich geworden; und ich kann Sie versichern, daß von dem Allem das Herz entsetzlich leer bleibt."

Je öfter Frau v. Maintenon Fenelon sah, desto mehr war sie ihm zugethan, so daß sie damit umgieng, ihn zum Beichtvater zu wählen. Nachdem sie sich zuerst an den Pater Bourdaloue gewendet hatte, der ihr aber erklärte, daß er wegen seiner Predigten nur alle halbe Jahre einmal sie zu sprechen Zeit habe, schwankte sie einige Zeit zwischen Fenelon und dem Abbé Godet des-Marais, der später Bischof von Chartres wurde. Die äußere Erscheinung des Letzteren war viel mehr abstoßend als anziehend, kalt, trocken, streng ernst; und da sie sich durch seine inneren Vorzüge, durch seine Frömmigkeit, Weisheit, Besonnenheit dennoch bestimmen ließ, sich an ihn zu wenden, so hatte sie viele Mühe, seine Bedenklichkeiten zu überwinden; so daß sie sich später selbst darüber wunderte, daß sie nicht Fenelon vorgezogen, dessen ganzes Benehmen sie anzog, dessen Geist und Charakter auf sie den vortheilhaftesten Eindruck gemacht hatten. Sie glaubte darin, daß sie trotz Allem, was sie auf die eine Seite hinzog, doch unwillkührlich sich auf die andre geschlagen hatte, eine besondere Güte der Vorsehung erkennen zu müssen, durch welche sie vor den — später erst zu Tag getretenen dogmatischen Abweichungen Fenelon's geschützt wurde. Aber damals, da sie diese Entscheidung traf, dachte sie noch von Weitem nicht daran, ihm Irrthümer zuzutrauen; vielmehr sprach sie auch, als der Quietismus-Streit schon anfieng Aufsehen zu machen, noch immer mit der vollsten Anerkennung und Hochachtung von Fenelon's Grundsätzen, von seinem Charakter und namentlich von seiner entschiedenen Uneigennützigkeit, welche sie um so besser zu würdigen wußte, als sie selbst in einer Stellung, wo sie über alle Gnaden und Ehren schalten konnte, das uneigennützigste Benehmen zeigte. Fünf Jahre lang war Fenelon Hofmeister der Prinzen und genoß das unbeschränkteste Vertrauen der Frau v. Maintenon, ohne bis dahin die geringste Gunst vom Hof erhalten zu haben, als endlich der König selbst an ihn dachte, und ihn auf die Abtei St. Valerie ernannte (1694); er geruhte auch, ihm diese Ernennung persönlich anzukündigen und sich dabei zu entschuldigen, daß er erst jetzt dazu

komme, ihm ein Zeichen seiner Dankbarkeit und seines Wohlwollens zu geben.

Aber eben jetzt, wo die Sonne des Glücks über Fenelon recht aufzuglänzen schien, waren auch schon die ersten Wolken des Gewitters aufgestiegen, das sich über seinem Haupte zusammenziehen sollte. Es muß aber hier auf eine frühere Zeit zurückgegangen werden.

## 2. Erste Schicksale der Frau Guyon.

Im Jahre 1648, den 13. April wurde in Montargis in einer angesehenen Familie Johanna Maria Bouvieres de la Mothe geboren. Schon im 16ten Jahr verheirathete sie sich an den jungen Guyon, dessen Vater durch einen Kanalbau ein schönes Vermögen und den Adelsbrief erworben hatte; im 28sten Jahr war sie Wittwe mit drei unerzogenen Kindern.

Schon früh hatte sie starken Hang zu Werken der Barmherzigkeit und zu einer innigen, gefühligen Frömmigkeit gezeigt. Auf einer Reise nach Paris traf sie mit dem Bischof d'Arenthon von Genf zusammen, welcher in ihrem ganzen Wesen eine so entschieden fromme Richtung fand, daß er ihr den Vorschlag machte, in seiner Diöcese in Gex an einer Niederlassung von übergetretenen protestantischen Frauen sich zu betheiligen, welche den Zweck hatte, protestantische Mädchen für die katholische Kirche zu gewinnen. Wenn ein solcher, für eine Mutter von unmündigen Kindern immerhin auffallender Entschluß durch ein stilles, ganz der Andacht und einer gesegneten Wirksamkeit gewidmetes Leben einigermaßen seine Rechtfertigung hätte finden können, so war Ruhe und Verborgenheit eben gerade das, was dem Charakter der Frau Guyon am wenigsten zusagte. Gleich bei ihrer Ankunft in Gex wurde ihr von dem Bischof selbst der Barnabiter-Mönch, Pater Lacombe, als Vorsteher der neuen Genossenschaft vorgestellt und empfohlen. Sie hatte ihn schon zehn Jahre vorher in Paris kennen gelernt, und sich so lebhaft von ihm angezogen gefühlt, daß sie in diesem innern Gefühl einen Wink der Vorsehung zu erkennen glaubte; auch hatte sie einigemal sich brieflich bei ihm Raths

erholt; jetzt aber trat sie in eine anhaltendere Verbindung mit ihm. Während aber die lebhafte, aufgeregte Einbildungskraft der Frau Guyon von einem besonnenen, ruhigen Verstand in Schranken gehalten zu werden bedurft hätte, war Lacombe selbst eine durchaus schwärmerische Natur, und durch das Zusammentreffen mit einer solchen geistesverwandten Richtung wurde in ihr die Idee genährt, daß sie zu einem ausserordentlichen Beruf in der Kirche bestimmt sei. Dem Bischof scheint die Sache bald bedenklich vorgekommen zu sein, wenigstens entzog er dem Pater Lacombe das Vertrauens-Amt wieder, mit welchem er ihn beehrt hatte.

Auf die Familie der Frau Guyon machte es einen peinlichen Eindruck, daß sie durch die Wahl eines solchen Berufs die Erfüllung ihrer Mutterpflichten unmöglich gemacht hatte; doch mußten sie ihre Uneigennützigkeit anerkennen, mit welcher sie die Vermögensverwaltung für ihre Kinder und ein Einkommen von ungefähr 18,000 fl. jährlich den Verwandten überließ und sich nur einen sehr bescheidenen Abtrag vorbehielt. Die Genossenschaft in Gex scheint aber ihr zugemuthet zu haben, den kleinen Rest ihres Vermögens dem Kloster zu vermachen, und da sie auf dieses Ansinnen nicht eingieng und man sich veruneinigte, so kam es zur Trennung, wodurch sie sich Feinde machte.

Anstatt nun sich an einen geeigneten Ort zurückzuziehen, und sich unter der regelmäßigen Aufsicht kirchlicher Vorgesetzten einem stillen frommen Leben zu widmen, wodurch die Stimmen, die sich schon gegen sie erhoben, am besten zum Schweigen gebracht worden wären, folgte sie dem Pater Lacombe, der vielmehr ihr Schüler, als ihr Beichtvater war, nach Thonon, nach Grenoble, nach Verceil, hielt öffentliche Religions-Gespräche und machte sich viele Freunde und Feinde. Bei einem zweiten Besuch in Grenoble, wo sie eifrige Anhänger zu finden voraussetzte, gab ihr der Bischof Le Camus, der an ihren absonderlichen Lehren Anstoß nahm, die höfliche Weisung, die Stadt zu verlassen, und so kam sie nach sechsjährigem Reisen, Stundenhalten, Predigen im Jahr 1687 wieder nach Paris, wohin ihr alsbald von allen Orten, wo sie sich aufgehalten hatte, Briefe mit ernsten Anklagen gegen ihre Ansichten und selbst gegen ihren Wandel nachfolgten; und bei den auffallenden Schritten,

die sie sich erlaubte, war es ihren besten Freunden schwer, sie vor der öffentlichen Meinung zu rechtfertigen. Einen verhängnißvollen Dienst leisteten ihr ihre Anhänger selbst, indem sie zwei Werke drucken ließen, welche sie während ihrer Reisen verfaßt hatte: „Kurzes, leichtes Mittel der Andacht" gedruckt in Grenoble, 1685; und „Mystische Auslegung des Hohenlieds" gedruckt in Lyon — Werke, welche zwar die Billigung angesehener Männer auf dem Titel trugen, aber doch dadurch gegen den Tadel einer strengeren Kritik nicht hinlänglich geschützt waren.

Nicht lange zuvor hatte Papst Innocenz XI. über den spanischen Mystiker Molinos und sein Werk: „der geistliche Wegweiser" (erschienen zu Rom 1675) das Verdammungsurtheil ausgesprochen. Da seine Lehre auch in Frankreich heimliche Anhänger hatte, so hielt der streng-kirchliche Erzbischof von Paris, de Harlay, der die Lehren der Frau Guyon und Lacombe's mit Molinos' Ansichten verwandt zu finden glaubte, ein strenges Einschreiten für nothwendig, um weiteres Umsichgreifen solcher Irrthümer kurz abzuschneiden. Er verlangte und erhielt von dem König einen Verhaftungsbefehl. Lacombe wurde im October 1687, Frau Guyon im Januar 1688 festgenommen.

Von dem Ergebniß des wiederholten gerichtlichen Verhörs ist nichts bekannt geworden — Beweis genug, daß in sittlicher Hinsicht ihr nichts aufgewiesen werden konnte; denn der geringste Flecken, der an ihrer Ehre hängen geblieben wäre, würde dem Erzbischof von Paris dazu gedient haben, alle ihre Freunde auf einmal zum Schweigen zu bringen, der leiseste Zweifel an ihrer Sittlichkeit hätte der Frau v. Maintenon auf einmal alle Theilnahme für ihre Person, alles Wohlgefallen an ihrer Frömmigkeit unmöglich gemacht. Aber auf die dringende Fürsprache von drei vortrefflichen Frauen — der Frau v. Miramion, welche mit Madame Guyon in dem Kloster, wo sie verwahrt wurde, Bekanntschaft machte, der Frau v. Maisonfort, die mit Frau Guyon verwandt war, und der Herzogin v. Bethüne, welche aus eigner Erfahrung Verfolgung und Gefangenschaft kannte, bei dem Vater der Frau Guyon längere Zeit gewohnt und ihre Freundschaft und Hochachtung gegen dieselbe auch unter den wechselndsten Verhältnissen bewahrt hatte

— konnte Frau v. Maintenon, so sehr sie auch von Seiten des hohen Kirchenfürsten gewichtige Gründe für sein Verfahren voraussetzen mußte, doch nicht umhin, für die Gefangene ein Wort bei dem König einzulegen. Der Erzbischof hatte sich einstweilen überzeugen können, daß an den Verleumdungen gegen ihre Sittlichkeit nichts sei; er hoffte, durch eine achtmonatliche Gefangenschaft werde sie mehr Vorsicht im Ausdruck gelernt haben; überdieß versicherte sie stets, daß sie an ihren Aeusserungen in ihren Schriften nicht festhalte; daß sie, wenn man ihr Irrthümer nachweise, denselben entsage, ja ihre Schriften selber ins Feuer zu werfen bereit sei; und so erhielt sie ihre Freiheit.

### 3. Verhältniß Fenelon's zu Frau Guyon in der Zeit ihres Ansehens.

Obige Begebenheiten fallen noch in die Zeit vor der Berufung Fenelon's zur Erziehung des Königlichen Prinzen. Er kannte damals Frau Guyon noch nicht; er hatte zwar im Hause Beauvilliers die Herzogin v. Bethüne öfters von ihr reden hören; aber die auffallende Lebensweise derselben, ihr Entschluß, ihre Kinder zu verlassen, um in fernen Gegenden Apostel-Amt zu treiben, die Wunder-Gaben selbst, welche die Herzogin ihrer Freundin zuschrieb, das Alles hatte ihn viel mehr gegen als für sie eingenommen. Indessen benutzte er bei seiner Rückkehr von seiner Mission in Poitou die Gelegenheit, in Montargis auf der Durchreise sich bei denjenigen Personen, welche mit Madame Guyon während ihrer Jugend und während ihres ehelichen Lebens bekannt gewesen waren, persönlich zu erkundigen, und da erhielt er von ganz unbefangenen Personen so einstimmige Zeugnisse über ihre Frömmigkeit und Wohlthätigkeit, daß sein früheres Vorurtheil gegen sie einer viel günstigeren Stimmung Platz machte.

Nach ihrer Befreiung wurde Frau Guyon durch die Herzogin v. Bethüne der Frau v. Maintenon vorgestellt, um ihr den Tribut ihrer Dankbarkeit zu Füßen zu legen, und sofort in die Gesellschaft des Hauses Beauvilliers eingeführt, wo Fenelon als Hofmeister des Prinzen häufig mit ihr zusammentraf.

Von da an entwickelte sich der ausserordentliche Einfluß, durch welchen Frau Guyon viele der bedeutendsten Persönlichkeiten jener Zeit an sich zu fesseln wußte. Neben Fenelon ist der Herzog v. Beauvillers selbst zu nennen, von welchem zwar seine Gegner behauptet haben, er habe keine hohen Geistes-Gaben besessen, weil nemlich seine ungemeine Bescheidenheit und sein zurückhaltendes Wesen dieselben weniger hervortreten ließen; aber nach dem Zeugniß der Memoiren von St. Simon, der ihn genau kannte und der gewöhnlich nichts weniger als verschwenderisch mit dem Lob umgeht, war er ein Mann von hohem und gebildetem Geist. Der Herzog v. Chevreuse, der einer der eifrigsten und thätigsten Freunde der Frau Guyon wurde, ist allgemein anerkannt als ein Mann von großem Talent und der reichsten, vielseitigsten Bildung. Wollte man aber auch sich durch die Achtung und das Zutrauen, welches Frau Guyon solchen Männern einflößte, nicht bestimmen lassen, wollte man annehmen, sie haben sich durch eine unbegreifliche Täuschung blenden lassen, so läßt sich ein solches Vorurtheil wenigstens nicht bei Frau v. Maintenon annehmen, welche später auch wirklich entschieden auf die entgegengesetzte Seite trat, aber anfangs ihr in hohem Grade gewogen war. Bei ihr hatte der ruhige, nüchterne Verstand die Herrschaft über Gefühl und Phantasie, sie ließ sich nicht leicht hinreissen; von Natur schon zum Mißtrauen geneigt, war sie durch die tägliche Erfahrung von Falschheit und Schmeichelei unter ihren Umgebungen um so mehr zur Vorsicht gegen Andere und zur Wachsamkeit gegen sich selbst aufgefordert. Um die Achtung und Gewogenheit einer so verständigen, scharf sehenden Person zu gewinnen, mußte Frau Guyon in ihren Reden, in ihrem Umgang und Benehmen etwas Anziehendes, etwas eigentlich Fesselndes haben, und wirklich verlangte Frau v. Maintenon nicht nur die Persönlichkeit selbst kennen zu lernen, welche ihr von den geachtetsten Freunden so hoch gerühmt wurde, sondern auch nachdem sie sie gesehen und gehört hatte, verlangte sie, dieselbe noch öfter zu sehen; jedenfalls ein Beweis, daß die ehrenrührigen Gerüchte, welche man gegen Frau Guyon verbreitet hatte, auf Frau v. Maintenon keinen Eindruck gemacht hatten.

Die Herzogin v. Bethüne hatte ein Landhaus bei Versailles, von wo aus sie Frau Guyon öfters in das Haus Beauvilliers brachte. Aus den ersten Unterhaltungen wurden bald Religions-Gespräche, in welchen Frau Guyon ihre Lehre mit den glänzendsten Farben, auf eine für reine fromme Seelen fast unwiderstehliche Weise schilderte. Fenelon, welcher sich in seiner Jugend mit den mystischen Schriftstellern eingehender beschäftigt hatte, freute sich sehr, ihre Grundsätze, ihre Gefühle, ihre innige Sprache aus dem Munde einer Frau wieder zu hören, welche diesen Anschauungen so viel zum Opfer gebracht hatte. Ihm war diese eigenthümliche Gefühls-Sprache längst geläufig, auf deren überschwengliche Ausdrücke, seltsame Vergleichungen, kühne Gelübde man nicht die Regeln gewöhnlicher Kritik und den Maßstab eines verweltlichten Geschmacks anwenden darf; zudem hatte er sich über das, was etwa zu dunkel oder zu weitgehend zu sein schien, nähere Erklärungen von Frau Guyon geben lassen, und in ihren Antworten nichts anders gefunden, als das lauterste Verlangen einer schönen Seele nach völliger Heiligung verbunden mit dem demüthigsten, einfältigsten Gehorsam gegen die kirchliche Autorität.

Auch Frau v. Maintenon war von den religiösen Unterhaltungen, welchen sie anwohnte, erbaut, und kam auf den Gedanken, die Gaben einer Person, welche ihren Umgebungen so viel Verlangen nach der Heiligung einzuflößen wußte, ihrer Anstalt in St. Cyr zu gut kommen zu lassen. Fenelon war damit einverstanden und besonders die Oberin von St. Cyr, Frau v. Brinon ergriff diese Idee mit Begeisterung. Dazu kam der Einfluß der obengenannten Frau v. Maisonfort, mit welcher Frau v. Maintenon in einem innigeren Verhältniß stand, als mit irgend einer andern unter den Frauen von St. Cyr, und gegen welche sie sich in ihren Briefen mit einer rückhaltlosen Herzlichkeit und Vertraulichkeit ausspricht, welche ihr sonst fremd war. Von einer altadeligen armen Familie abstammend, aber reich an geistigen Gaben und Phantasie, umsichtig und verständig und wahrhaft fromm, schien sie die geeignetste Person zu sein, um die Anstalt von St. Cyr in demselben Geist wie bisher fortzuführen. Ihre Verwandtschaft mit Frau v. Guyon und ihre Geistes-Verwandtschaft mit

Fenelon, dessen anhänglichste Schülerin und Verehrerin sie war, flößten ihr das lebhafteste Verlangen ein, die schönen Ideen von reiner Liebe, Selbstverleugnung, Heiligung und Läuterung aus dem Munde der Frau Guyon, zu welcher sie sich innig hingezogen fühlte, recht oft vernehmen zu können.

So kam denn Frau Guyon mit dem hohen Ruf, den sie sich in Versailles erworben hatte, nach St. Cyr, wo Frau v. Maintenon ihr öfter sich einige Zeit aufzuhalten gestattete; und um ihre persönliche Thätigkeit zu unterstützen, übergab sie der Frau v. Maisonfort und andern gleichgesinnten Klosterfrauen einige ihrer Schriften, in welchen ihre ganze Lehre entwickelt war. Wenn aber Frau Guyon durch die Unterstützung, die sie an Frau v. Maintenon fand, so wie durch das Vertrauen, das sie bei den edelsten Männern des Hofes genoß und durch die Begeisterung, die sie in St. Cyr erweckte, sich bereden ließ, daß sie zu einer ausserordentlichen Mission berufen sei, so sollte ihr diese Täuschung theuer zu stehen kommen.

### 4. Anfang des Widerstands gegen die Lehre der Frau Guyon.

So sehr Frau v. Maintenon den frommen Eifer der Frau Guyon und ihr edles Streben zu schätzen wußte, so konnte sie doch vermöge ihres klaren Verstandes sich nicht in die Begeisterung mit hineinziehen lassen, von welcher die Gesellschaft der Beauvilliers ergriffen war; die Gunst, die sie ihr erwies, war mehr ein Ausfluß ihrer Hochachtung und ihres Vertrauens gegen Fenelon und die andern Freunde der Frau Guyon, als daß sie selbst an ihrer Persönlichkeit und ihrer Lehre eigentlich Geschmack gefunden hätte. Wenn sie auch jetzt noch nicht, wie später, bestimmte Irrthümer in ihren Lehren bemerkte, so war doch schon damals, da sie ihr noch Achtung und Gewogenheit bewies, ein inneres Mißbehagen über ihre eigenthümlichen sittlichen Regeln, eine Verwunderung über diese neuen Lehren bei ihr vorhanden. Sie schrieb damals an eine Freundin: „In der „Auslegung des Hohenlieds“ sind erbauliche, aber auch dunkle Stellen; manche kann ich durchaus nicht billigen. Von dem „Kurzen Mittel“ behauptet

Fenelon, es enthalte die Geheimnisse der erhabensten Frömmigkeit, bis auf wenige Stellen, die sich auch in mystischen Schriften finden. Ich habe dem König daraus vorgelesen, der es für Träumereien erklärte; er ist noch nicht so weit in der Frömmigkeit um an dieser Heiligkeit Geschmack zu finden."

Es war natürlich, daß sie über diesen Gegenstand ihren Beichtvater befragte, welcher schon im Allgemeinen einen, solchen Neuerungen entgegengesetzten Einfluß auf sie ausübte. Dieser Prälat, welcher neuerdings Bischof von Chartres geworden war, wird von dem weltlich gesinnten, aber sonst scharf beobachtenden St. Simon als „ein besonders in der Theologie gründlich gelehrter, geistreicher und feingebildeter Mann" beschrieben, „von dessen diplomatischer Gewandtheit die geübtesten Hofleute hätten lernen können, wenn er nicht, ganz auf seinen Beruf sich beschränkend, dieses Talent für gewöhnlich ganz verborgen gehalten hätte. Um so mehr zeichnete er sich durch seinen festen Charakter, seine Uneigennützigkeit, seine Frömmigkeit und seine Wohlthätigkeit aus, zu welcher Frau v. Maintenon ihm die Mittel verschaffte. Mit ihr stand er in sehr enger Verbindung schon als Beichtvater von St. Cyr, das in seine Diöcese gehörte, und dann als ihr eigner Beichtvater."

Als der Bischof um seine Meinung über Frau Guyon befragt wurde, war er vorerst befremdet, daß eine Frau sich so zu sagen in den Kirchendienst eindränge und eine selbsterfundne Geistlichkeit zu lehren sich unterfange. Doch war er zu besonnen und zu bescheiden, um über eine Person, welche wegen ihrer Frömmigkeit von den trefflichsten Personen des ganzen Hofs geehrt wurde und Fenelon's Stimme für sich hatte, schnell ein absprechendes Urtheil zu fällen. Auch fanden sich in seinen persönlichen Ansichten Anklänge an diejenigen, welche ihm zur Beurtheilung vorlagen. Ehe er daher sich näher erklärte, hielt er für nöthig, die Grundsätze selbst und den Gebrauch, den man in St. Cyr davon machte, gründlicher kennen zu lernen, und rieth vorerst nur, die Werke der Frau Guyon mit Vorsicht zu lesen, ihr den freien Zutritt in St. Cyr nicht mehr zu gestatten, und bei den Kloster-Frauen den leidenschaftlichen Hang für solche neue Lehren zu unterdrücken.

Nachdem er aber die Grundsätze der Frau Guyon möglichst aufmerksam geprüft hatte, erklärte er, wiewohl mit aller rücksichtsvollen Schonung gegen Fenelon, dem er mit der aufrichtigsten Freundschaft und Hochachtung zugethan war, doch frei und entschieden, daß die Schriften der Frau Guyon voll verdächtiger Neuerungen und gefährlicher Irthümer seien, und deßwegen stellte er als Bischof von St. Cyr an Frau v. Maintenon das Ansinnen, unverweilt kräftige Maßregeln zu ergreifen, um die Anstalt vor den drohenden Gefahren zu schützen.

Da Frau v. Maintenon die gewichtige Stimme ihres Beichtvaters gegenüber ihrer Vorliebe zu Fenelon in die Wagschale gelegt sah, und es sich ohnehin um einen schwierigen, eigentlich über, den weiblichen Gesichtskreis hinausliegenden Gegenstand handelte, so zog sie die bedeutendsten Männer zu Rath, namentlich solche, welche mit Fenelon befreundet oder jedenfalls ganz unparteiisch waren; Bossuet, de Noailles, Bischof von Chalons, Bourdaloue, Joly, Tiberge, Brisacier und Tronson; aller Antworten lauteten einstimmig gegen Frau Guyon, so daß die Entscheidung nicht mehr zweifelhaft bleiben konnte. Der berühmte Prediger Bourdaloue weist in seiner Antwort, in welcher er die gute Meinung der Frau Guyon anerkennt, besonders auf das Unbiblische des Quietismus hin. „Wenn Christus uns beten lehrt, so schreibt er uns einzelne Bitten vor, die wir als Sünder und als Begnadigte um die verschiedenen Gnadengaben, deren wir bedürfen, an Gott richten sollen. Wenn die heilige Schrift sonst an unzähligen Orten uns zum Umgang mit Gott auffordert, so versteht sie darunter: sein Gesetz betrachten, seiner Gnaden-Erweisungen gedenken, ihn anbeten, anrufen und ihm danken, vor ihm uns demüthigen über unsern bisherigen Wandel, in seiner Gegenwart unsre Verpflichtungen erwägen. So betete David, der Mann nach dem Herzen Gottes, und so haben es die Heiligen aller Zeiten geübt. Aber nach diesem Buche soll das Alles abgethan sein, nicht nur als entbehrlich, sondern als unvollkommen, als der Einheit und dem innern Wesen Gottes entgegenstehend, als etwas der Creatur Eigenes, und der Seele Schädliches. Die Seele soll sich durch den einfachsten Act des

Glaubens darauf beschränken, Gott selbst, wie er ist, in sich anzuschauen und in sich wirken zu lassen; dieser Glaube soll weder eine evangelische Wahrheit, noch ein Geheimniß der Offenbarung, noch eine Eigenschaft Gottes, noch irgend etwas als eben Gott selbst zum Gegenstand haben; dieses Ruhen in Gott soll das Lesen der heiligen Schrift, das Beten in Worten, die Selbstprüfung, das Erkennen und Bekennen der Sünden überflüssig machen; und diese Methode soll für jedermann ohne Ausnahme, selbst für ungebildete, unwissende Leute geeigneter, leichter zu üben, zur Heiligung und zum Heil nothwendiger sein, als das Gebet, wie es Christus die Apostel und durch sie die ganze Kirche gelehrt hat — von solchen gefährlichen Behauptungen ist das Buch „Kurzes Mittel" voll . . . . . Ich danke Gott, daß Sie, gnädige Frau, an sochen Büchern keinen Geschmack finden, denn wenn Ihr Einfluß noch dazu käme, was für Fortschritte würde da die gegenwärtige Bewegung der Geister besonders am Hofe machen! Uebrigens ist Gott mein Zeuge, daß ich nicht auf meinem Kopf bestehen will; aber die geschicktesten, gelehrtesten und frommsten Männer, die ich kenne, sind ganz derselben Ansicht, wie ich . . . ."

Nach solchen entscheidenden Aussprüchen solcher Männer konnte Frau v. Maintenon nicht mehr im Zweifel sein, was sie von der Sache zu halten hätte; und Fenelon, obgleich er seinerseits nicht nur von der Reinheit des Charakters, sondern auch der Ansichten der Frau Guyon überzeugt war, welche er ganz mit seinen Ideen von der reinen Gottes-Liebe übereinstimmend fand, war doch ganz darin mit Frau v. Maintenon einverstanden, daß man die in St. Cyr eingerissene Neuerungs-Sucht, welche sie beunruhigte, bekämpfen müsse; und er rieth ihr selbst, nicht nur der Frau Guyon sondern auch seine eignen Schriften den Klosterfrauen wegzunehmen. Da ihn sowohl Frau v. Maintenon als auch der Bischof von Chartres selbst auf die Meinungs-Verschiedenheit aufmerksam machte, welche sich zwischen ihm und diesem Bischof herausstellte, so glaubte Fenelon, Bossuet's Geist und Ansehen könnte Licht in die Dunkelheit bringen, welche nach Fenelon's Meinung nur durch falsche Darstellung oder Auffassung in diese Sache gekommen sei.

### 5. Bossuets Urtheil über Frau Guyon.

Schon einige Monate vorher hatte Frau Guyon — ohne Zweifel durch Fenelon veranlaßt — sich an Bossuet gewendet, und ihm nicht nur ihre gedruckten Werke, sondern auch ihre Vertheidigungs-Schriften und alle ihre Papiere, worin sie ihre geheimsten Gedanken niedergelegt hatte, namentlich auch ihre Selbst-Biographie, welche sie selbst Fenelon nicht mitgetheilt hatte, übergeben, um ein entscheidendes Urtheil darüber von ihm zu vernehmen. Bossuet gab ihr vorerst die Weisung, sich einstweilen in die Stille eines Land-Aufenthalts zurückzuziehen, und mit Niemand über ihre inneren Erlebnisse Verkehr zu pflegen, worin sie ihm willfahrte; sodann, nachdem er ihre Schriften mehrere Monate lang sorgfältig geprüft, hatte er mit ihr am 30sten Januar 1694 eine lange Besprechung; und nach derselben reichte er ihr eigenhändig das heilige Abendmahl — ein Beweis, daß er sie, wenn auch nicht irrthumsfrei, doch nicht verwerflich fand. Er suchte in dieser Verhandlung das Ueberstiegene in ihren Lehren und das Unbegründete in ihrer Meinung von ihrer Person und ihrem Beruf durch gemessenen Rath in die rechten Schranken zu bringen. Nachdem er Frau Guyon überzeugt zu haben glaubte, suchte er — noch immer in aufrichtiger Liebe — auch Fenelon zu überzeugen, und theilte ihm die schlagendsten Stellen aus ihren Schriften mit; aber Fenelon, der sich die Lehre von der reinen Gottes-Liebe nicht nehmen ließ, blieb nur bei der Idee stehen, ohne auf ärgerliche Schlußfolgerungen einzugehen, und wollte es mit einzelnen Ausdrücken bei einem Weibe um so weniger streng nehmen, als auch die bewährtesten Schriftsteller über denselben Gegenstand zum Theil eine ähnliche Sprache geführt haben. Für das kühne Selbstlob der Frau Guyon führte er sehr schlagende Beispiele Andrer an und hinsichtlich ihrer Offenbarungen und Weissagungen erinnerte er, daß man nach dem Wort des Apostels „die Geister prüfen" und nicht voreilig richten solle.

Der Widerstand, den Bossuet bei Fenelon und ebenso nachgehends bei Frau Guyon fand, fieng an, ihn unangenehm zu be-

rühren; doch schrieb er ihr noch im März 1694 einen langen Brief, in welchem er ihr nach Auszügen aus ihren Schriften die seltsamen Ausschweifungen ihres frommen Gefühls mit der theilnehmendsten Herzlichkeit vorhält, ihre Verirrungen mit einer Mäßigung zurückweist, wie man sie von einem so hochgestellten Manne kaum erwarten konnte, und ihren Träumereien mit der ruhigen, nüchternen Klarheit des Verstandes begegnet; auch über Fenelon und die anderen Freunde der Frau Guyon spricht er sich auf die rücksichtsvollste und wohlwollendste Weise aus. Frau Guyon schien diesen Brief gut aufgenommen zu haben und suchte nur einzelnen ihrer Behauptungen eine richtigere, unschuldigere Deutung zu geben; aber auf einmal, ohne Zweifel durch widrige Gerüchte aufgeregt, schrieb sie an Frau v. Maintenon und bat, „eine aus Geistlichen und Weltlichen gemischte Commission zur Untersuchung ihrer Lehre und ihres Wandels einzusetzen" — weil ihr nemlich sittliche Vergehen vorgeworfen werden, worüber Geistliche nicht gerne sich aussprechen, so seien zu ihrer völligen Rechtfertigung auch weltliche Richter erforderlich. Auf dieses Verlangen gieng man nicht ein, weil, wie Frau v. Maintenon an Beauvilliers schrieb, „die Gerüchte über ihre sittlichen Vergehungen durchaus keinen Glauben verdienen, aber ihre Lehre schlecht sei, wenigstens in ihren Wirkungen. Die Lehre müsse man einmal gründlich durchnehmen, dann werde das Uebrige von selbst fallen. Wollte man aber ein moralisch billigendes Urtheil aussprechen, so möchten Solche, die schon verführt wären, darin auch einen Freibrief für ihre Meinungen erblicken."

### 6. Untersuchungs-Commission über die Lehre der Frau Guyon.

Da Bossuet in ganz Frankreich in Glaubens-Fragen eine entscheidende Stimme hatte, und überdieß durch Frau Guyon selbst veranlaßt worden war, sich mit ihrer Angelegenheit genau bekannt zu machen, so verstand sich eigentlich von selbst, daß er an die Spitze der Commission gestellt wurde. Aber Bossuet hatte sich gegen Frau Guyon selbst über ihre eigenthümlichen geistlichen Erfahrungen und ihre Ansprüche auf ausserordentliche Gaben so unverholen ausgesprochen, daß sie von ihm und geistesverwandten

Richtern nichts Gutes erwartete. Deßwegen erbat sie sich neben Bossuet den Bischof Noailles von Chalons, dessen Nichte, die Gräfin von Guiche zu ihren eifrigsten Anhängerinnen gehörte und Tronson, wegen seiner innigen Freundschaft mit Fenelon; aber sie täuschte sich in beiden, wenn sie glaubte, daß sie solchen Rücksichten die Wahrheit opfern würden.

Je ernster die Sache sich gestaltete, desto eifriger bemühten sich gerade diejenigen Personen, welche am meisten gegen Frau Guyon eingenommen waren, Fenelon, der fortwährend ihre völligste Hochachtung genoß, von aller Verwicklung mit dieser hoffnungslosen Sache frei zu machen. So spricht sich Frau v. Maintenon, bei allem Unwillen, den sie gegen „das lästige Weib" blicken läßt, durchaus schonend über Fenelon aus: „Er ist so fromm, daß er sichs nicht nehmen läßt, man könne Gott einzig um Sein selbst willen lieben, aber doch ist er zugleich zu verständig, um zu glauben, daß man ihn auch mitten unter schändlichen Lastern lieben kann. Er versichert mich, er habe in der Sache kein anderes Interesse, als daß man nicht über wahrhaft fromme Gefühle unbedachtsamer Weise ein verwerfendes Urtheil ausspreche. Obgleich der Freund der Madame Guyon, ist er doch nicht ihr Advokat, wohl aber der Vertheidiger der wahren christlichen Frömmigkeit. Ich verlasse mich auf sein Wort, weil ich wenige so aufrichtige Menschen kenne, als er ist."

Ungeachtet Frau v. Maintenon es für unumgänglich hielt, dem Erzbischof von Paris, in dessen Sprengel diese Irrlehre aufgekommen sei, die erste, entscheidendste Stimme zu geben, so blieb es doch, weil man von seiner ungünstigen Stimmung gegen Frau Guyon zum Voraus überzeugt war, bei den obengenannten 3 Richtern, und ihre Verhandlungen wurden sogar vor ihm geheim gehalten.*) Sie fanden in dem Landhaus zu Issy Statt, welches zu

*) Der Erzbischof erfuhr das Geheimniß dennoch und war nur um so empfindlicher darüber; er beklagte sich bei dem König, und erließ am 16. October 1694 eine Verfügung, in welcher Lacombe's Anweisung zum Gebet und das „Kurze Mittel", so wie das „Hohelied" der Mad. Guyon in den strengsten Ausdrücken verworfen wurden. Er glaubte so den Conferenzen schnell ein Ende zu machen, wenn die Streitfragen durch den ausschließlich berechtigten Richter entschieden wären; aber

dem Seminar St. Sulpice gehörte, und für die Kränklichkeit des alternden Tronson ein geeigneter Aufenthalt war. Die Richter glaubten auf die Verleumdungen gegen die Sittlichkeit der Frau Guyon zum Voraus gar nicht eingehen zu dürfen, und verlangten nur von ihr Erläuterungen über einige anstößig scheinende Lehrsätze und Ausdrücke, über welche sie die befriedigendste Erklärung gab: sie habe sich nie von der kirchlichen Lehre entfernen wollen und es sei ihr herzlich leid, wenn sie Veranlassung gegeben habe, an der Reinheit ihrer Glaubens-Ansichten zu zweifeln. Zugleich bat sie Bossuet um Aufnahme in das Kloster „zur Heimsuchung" in Meaux, wo sie ein ganz zurückgezogenes Leben ohne Verkehr mit der Aussenwelt zu führen, und sich der Leitung des Beichtvaters zu unterwerfen versprach, welchen er ihr geben würde. Bossuet war über ihre Folgsamkeit sehr erfreut und sie trat etwas später, im Anfang Januars 1695 in das Kloster ein.

Die Verhandlungen, durch die häufigen Reisen der beiden Bischöfe in ihre Diöcesen unterbrochen, dauerten ein halbes Jahr; die Zwischenzeit benützten die Commissaire zu gründlicher Untersuchung der ihnen vorliegenden Fragen, und namentlich zum Studium der Mystiker, auf deren Vorgang man die neuen Lehren zu stützen suchte. Ruhig, unbefangen, leidenschaftslos suchte man die Wahrheit ans Licht zu stellen; jede Sitzung wurde mit Gebet begonnen und beschlossen.

Fenelon, der vorerst zu den Verhandlungen keinen Zutritt hatte, folgte ihrem Gang mit gespannter Aufmerksamkeit. Da er in den Schriften der Mystiker sehr bewandert war, so hatte ihn Bossuet selbst, der bis dahin weder Franz v. Sales, noch die meisten ähnlichen Werke gelesen hatte, um Auszüge aus denselben gebeten, bei deren Uebersendung Fenelon, am 28sten Juli 1694, ihm schrieb:

---

Bossuet erinnerte, daß es sich ja nicht um eine canonische Entscheidung sondern nur um eine möglichst genaue Feststellung der Begriffe handle, wobei das persönliche Vertrauen zu den Commissions-Mitgliedern maßgebend sei; — und Frau v. Maintenon, deren Haupt-Absicht bei diesen Verhandlungen war, Fenelon und Beauvilliers von den Träumereien der Madame Guyon loszumachen, stimmte dieser Ansicht aufs entschiedendste bei.

„Machen Sie sich keine Sorge um mich, ich bin in Ihrer Hand wie ein Kind. Ich kann Sie versichern, daß meine Lehre nicht mein Eigenthum ist; sie geht durch meinen Mund ohne mein Wesen zu verändern; ich halte nichts eigensinnig fest. . . Der Glaube ist mir in einer Form so lieb als in der andern. Sobald Sie sich aussprechen, so ist es bei mir im Reinen. Sie haben die Güte mir zu sagen, daß Sie wünschen uns übereinstimmend zu sehen; ich kann sogar sagen: wir sind jedenfalls einstimmig, wie Sie auch entscheiden mögen; und zwar unterwerfe ich mich nicht blos äußerlich, sondern in aufrichtiger Ueberzeugung. Wenn mir etwas, was ich gelesen habe, so gewiß scheint als daß 2 mal 2 = 4 ist, so ist mir das doch noch gewisser, daß ich meinem eignen Verstand nicht trauen darf gegenüber von einem Bischof wie Sie. . . . Die kirchliche Ueberlieferung ist mir so wichtig, daß ich die Haupt-Säule derselben in unseren Tagen nicht daraus wegnehmen darf. . ."

Doch wollte Fenelon seine Ansicht von der „reinen Liebe zu Gott, ohne Rücksicht auf die eigne Seligkeit" nicht eher aufgeben, als wenn ihm Bossuet bestimmt erklärte, daß es ein förmlicher Irrthum sei, und ihm diejenigen kirchlichen Lehren nennte, gegen welche er angestoßen hätte; und dazu konnte Bossuet, dem die ganze Sache noch zu wenig geläufig war, sich damals noch nicht entschließen; er suchte ihn nur zu überreden, daß die entgegengesetzte Meinung die bessere sei.

## 7. Fenelons Ernennung zum Erzbischof von Cambrai; sein Eintritt in die Untersuchungs-Commission.

Wie mild die Commission und der Beichtvater der Frau v. Maintenon die Meinungsverschiedenheit damals noch auffaßten, geht am besten daraus hervor, daß eben um diese Zeit, den 4. Februar 1695, Fenelon auf Anregung der Frau v. Maintenon zum Erzbischof von Cambrai ernannt wurde. Als der König Fenelon diese Ernennung mittheilte, erwiederte er ihm mit ehrfurchtsvollem Dank, daß er über eine Würde, durch welche er einem ihm so theuren Beruf enthoben werde, sich nicht freuen könne. „Ja aber meine Absicht ist," sagte der König, „daß Sie zugleich

Hofmeister bei meinen Enkeln bleiben." Fenelon wendete ein, daß die kirchlichen Regeln dem Wunsch Sr. Majestät entgegenstünden. — Nein, nein, erwiederte Ludwig der XIV., die Regel ist ¾ Jahre am Bischofs-Sitz zu verweilen; ¼ Jahr widmen Sie meinen Enkeln, und die übrige Zeit des Jahrs überwachen Sie ihre Erziehung von Cambrai aus, wie wenn Sie in Versailles wären."

An demselben Tage noch gab Fenelon seine Abtei St. Valerie in die Hände des Königs zurück, ohne auch nur seinen Neffen, v. Beaumont, oder seinen Freund Langeron, welche durch ihre Thätigkeit bei den Prinzen eine solche Gnade wohl verdient hätten, zu dieser Stelle vorzuschlagen. Sein uneigennütziges Benehmen machte um so größeres Aufsehen je seltener es war; und der Erzbischof von Rheims z. B. meinte, „Fenelon nach seinen Grundsätzen habe wohl daran gethan, auf diese Pfründe zu verzichten, er aber, nach seinen Grundsätzen thue auch wohl daran, die seinigen zu behalten."

In Folge der Ernennung Fenelon's zum Erzbischof hielten der Bischof v. Chartres und Frau v. Maintenon es für passend, ihn zu den Verhandlungen in Issy beizuziehen; sie hofften dadurch zu erreichen, daß er von selber auf eine Herabstimmung seiner Ausdrücke über die „reine Liebe" sich geführt sehen werde; und es war in der That nahe daran, daß durch diese Maßregel Alles ins Geleise gebracht worden wäre.

### 8. Die 34 Artikel von Issy.

Zwar hatte Bossuet seine Ansicht über den Gegenstand schon ziemlich abgeschlossen, und theils nach den Mittheilungen aus mystischen Schriften, die er von Fenelon erhalten, theils nach den Aeusserungen der beiden andern Commissions-Mitglieder eine Reihe von Artikeln über die geistlichen Führungen zusammengestellt, welche ihm durch ihre innere Wahrheit und durch gewichtige Belege gegen alle Angriffe von rechts und links gesichert zu sein schienen. Mit Fenelon hatte er sich schon bisher weder mündlich noch schriftlich in irgend eine Auseinandersetzung eingelassen, so sehr Fenelon es wünschte; und selbst jetzt, da Fenelon ihm nicht mehr als untergeordneter Geistlicher, sondern als Erzbischof und als Commissions-

Mitglied gegenüber stund, schickte er ihm einfach seinen Entwurf von 30 Artikeln zum Unterzeichnen zu, wie den beiden andern Commissionsgliedern, welche zu der Entstehung dieser Artikel mitgewirkt hatten, was bei Fenelon nicht der Fall war. Fenelon machte ihn in zwei Briefen vom 6. und 8. März 1695 auf diese seine ganz verschiedene Stellung aufmerksam, und erklärte, auch nachdem Bossuet einen einzelnen Ausdruck auf Veranlassung Fenelon's berichtigt hatte: „er sei zwar bereit, aus Nachgiebigkeit die Artikel gegen seine Ueberzeugung mit zu unterzeichnen, aber wenn gewisse Zusätze noch gemacht würden, dann könnte er mit seinem Blut dafür einstehen." *) Nach zwei Tagen theilte man ihm die Artikel mit vier weiteren noch eingeschobenen mit, und jetzt erklärte er, er wollte sie mit seinem Blut unterschreiben. So unterzeichneten alle vier Commissionsglieder, ganz einstimmig über Inhalt und Form, die 34 Artikel zu Issy am 10. März 1695.

Fenelon's Briefwechsel mit Bossuet athmete auch ferner den Ton der alten Freundschaft; „es gibt hier nichts Neues," schrieb er ihm am 27. März, „als daß Sie nicht hier sind, und daß es den Philosophen um Sie fehlt. Ich denke, nach der Festzeit, wenn schöne Tage kommen, werden Sie nach Germigny gehen, um Ihren Landsitz in voller Frühlings-Pracht zu begrüßen; sagen Sie ihm doch, er bleibe mir unvergeßlich, und ich hoffe noch in seinen Hainen lustwandeln zu dürfen, ehe ich zu meinen Belgiern an der Grenze der Welt zurückkehre."

Bossuet und der Bischof von Chalons waren übereingekommen, die Artikel von Issy sammt einem Verdammungs-Urtheil über die Werke der Frau Guyon unverweilt in ihren Diöcesen bekannt zu machen. In Bossuets Hirtenbrief vom 16. April waren, ausser einigen Werken von Molinos, Malaval und Lacombe, drei Schriften der Frau Guyon, jedoch ohne ihren Namen bezeichnet; ebenso in

*) Als später ihm diese Erklärung von Bossuet zum Vorwurf gemacht wurde, sprach sich Fenelon bestimmter so darüber aus: Wenn er die Artikel für falsch gehalten hätte, so hätte er seinen Kopf daran gesetzt, sie nicht zu unterzeichnen; aber er habe sie ganz wahr, nur nicht hinreichend gefunden, um gewisse Mißdeutungen zu beseitigen und alle Fragen bestimmt zu entscheiden.

dem Hirtenbrief des Bischofs von Chalons vom 25. April. Fenelon scheint eine solche Bekanntmachung nicht zugemuthet worden zu sein, entweder, weil er noch nicht förmlich in sein Erzbisthum eingesetzt war, oder, weil in seiner Diöcese diese mystischen Irrthümer noch keinen Eingang gefunden hatten, oder, weil man seiner bisherigen und noch dauernden Freundschaft und Hochachtung für Frau Guyon soviel Rechnung tragen zu müssen glaubte. Sechs Wochen später, am 10. Juni 1695 fand in der Kapelle von St. Cyr die feierliche Weihe Fenelon's zum Erzbischof Statt; Bossuet hatte sichs ausdrücklich gewünscht, diese Handlung vorzunehmen;*) die Bischöfe von Chartres und von Amiens waren seine Assistenten; auch Frau v. Maintenon und die Enkel des Königs waren anwesend, und letztere konnten in der Erhebung ihres Lehrers auf eine so hohe Stelle nur die gerechte, ehrenvolle Anerkennung seiner Verdienste um ihre Erziehung sehen; Niemand aber hätte geahnt, daß auf diesen schönen Tag so bald die auffallendste Verkennung und Ungnade folgen würde.

Gleich nach seiner Rückkehr nach Meaux beeilte sich Bossuet, die Sache der Frau Guyon zum Abschluß zu bringen. In dem halben Jahr, welches sie unter seinen Augen in dem Kloster zur Heimsuchung zubrachte, hatte er die übeln Nachreden und schweren Beschuldigungen, die man gegen sie in Umlauf gesetzt hatte, genau geprüft und nichts Haltbares daran gefunden; dagegen konnten die Klosterfrauen ihre Frömmigkeit, ihre Freundlichkeit, ihre Gelassenheit nicht genug rühmen; sie hatte auch ganz nach Bossuets Verlangen sich mit Niemand ausser dem Kloster in Verbindung gesetzt, sie hatte den Beichtvater, den ihr der Bischof angewiesen, angenommen und sich so gegen ihn ausgesprochen, daß er mit

*) Als Bossuet später in seinem Bericht über den Quietismus sagte: „er habe längst vorausgesehen, daß Fenelon der Montanus der neuen Priscilla werden würde“: so konnte Fenelon mit Recht ihn fragen, warum ihm dann so viel daran gelegen gewesen sei, einem solchen Ketzer die Hände aufzulegen? Denn obgleich Bossuet später es nicht Wort haben wollte, so sind doch bestimmte Zeugnisse vorhanden, daß Bossuet viel daran lag, und daß sogar erst formelle Schwierigkeiten weggeräumt werden mußten, weil die erste Stelle bei der Handlung dem Bischof von Chartres gebührt hätte, in dessen Sprengel St. Cyr lag.

ihrer Gesinnung und mit ihren Ansichten ganz zufrieden sein konnte. Bossuet ließ sie daher seinen Hirtenbrief vom 16. April, worin er die 34 Artikel und die Verwerfung ihrer Schriften bekannt gemacht hatte, unterschreiben, wobei sie die Bemerkung beisetzen durfte, „daß sie die darin bezeichneten Irrthümer nie wirklich gehabt habe, sondern stets gut katholisch gewesen sei und sein werde; sie hätte nicht geglaubt, daß man in ihren Worten einen andern Sinn finden könnte; sie wolle damit dem Hirtenbrief nicht widersprechen, noch sich selbst entschuldigen, sondern ganz einfach sich über ihre eigentliche Absicht erklären.“ Mit ausdrücklicher Beziehung auf diese ihre Erklärungen stellte ihr sofort Bossuet unter dem 1. Juli ein ganz günstiges Zeugniß über ihren Wandel und Charakter aus, und noch ein ehrenvolleres Abschieds-Zeugniß gaben ihr die Vorsteherin und die Frauen des Klosters, welche auch in einem Brief zwei Tage später ihr ihre völligste Hochachtung und Anhänglichkeit ausdrückten.

### 9. Unvorsichtiges Benehmen der Frau Guyon.

Bossuet hatte ihr den Austritt aus dem Kloster völlig freigestellt, und nur verlangt, daß sie sich in Paris nicht aufhalte und mit ihren Anhängern am Hof nicht zusammenkomme, sondern unmittelbar sich in das Bad Bourbon begebe, wohin sie zu gehen Lust bezeugte. Statt dessen entfernte sie sich ganz in der Stille von Meaux — wahrscheinlich am 9. Juli — und hielt sich längere Zeit in Paris auf; sie schrieb ihm zwar wenige Tage nachher einen höflichen Brief und bat ihn, ein Gemälde als Beweis ihrer ehrerbietigen Dankbarkeit anzunehmen, aber verbarg ihm ihren Aufenthalts-Ort und bezeichnete nur auf verdeckte Weise, unter welcher Adresse er an sie schreiben könne; und als Bossuet, auf welchen ein aufrichtiges, gerades Benehmen einen besseren Eindruck gemacht hätte als schmeichelhafte Worte, doch in wohlwollendem Tone antwortete, Einiges über ihre sonderbare Abreise von Meaux bemerkte und ihr noch Ermahnungen für ihr zukünftiges Verhalten gab: so äusserte sie sich in einem zweiten Brief beleidigt über die Vorwürfe, die er ihr gemacht, suchte ihre Flucht durch

dieses und jenes zu rechtfertigen, und, was das Schlimmste war, stellte sich, als ob sie irgendwo auf dem Lande wäre, und zur Abreise nach Bourbon bereit, während man später entdeckte, daß sie sich in der Vorstadt St. Germain heimlich aufhielt. Auf das Zeugniß Bossuets pochend verbreitete sie Abschriften desselben, und ihre Schüler gaben dieses Actenstück für eine Erklärung über die Reinheit ihrer Lehre aus, während es doch nur eine Entschuldigung ihrer Absicht enthielt. Deßwegen sprachen wohlgesinnte, einsichtsvolle Männer, wie Tronson, ihre Verwunderung gegen Bossuet aus, daß er sich so leicht dazu hergegeben habe, eine solche Erklärung auszustellen, welche dadurch mißbraucht wurde, daß man die Nebenbemerkungen zur Hauptsache zu stempeln suchte. Bossuet scheint hierauf sein Zeugniß von Frau Guyon zurückverlangt zu haben, aber vergeblich. Das unaufrichtige Benehmen der Frau Guyon und der Mißbrauch, den sich ihre Anhänger mit seinem wohlwollenden Verfahren zu treiben erlaubten, machte einen peinlichen Eindruck auf Bossuet, und von dieser Zeit an hatte der regelmäßige Verkehr zwischen Bossuet und Fenelon und das innige Vertrauen, das ihre Herzen so lange verbunden hatte, ein Ende; bald mußte Fenelon's standhafte Anhänglichkeit an Frau Guyon auch seiner Stellung zu Frau v. Maintenon schaden, weil diese, wie Bossuet, durch das Betragen der Frau Guyon mehr und mehr gereizt wurde.

### 10. Wahl eines neuen Erzbischofs von Paris.

Als am 6. August 1695 der Erzbischof von Paris, Franz v. Harlay starb, konnten Fenelon's Freunde bedauern, daß er zuvor noch auf den erzbischöflichen Stuhl von Cambrai erhoben worden war; sie wagten kaum zu hoffen, daß auf diese hohe Gnade sobald noch eine höhere folge. Aber so sehr der König Fenelon achtete, so sagte ihm seine Persönlichkeit doch eigentlich nicht zu; seine lebhafte Phantasie und seine politischen Theorien giengen dem nüchternen Verstand des Königs zu weit. Frau v. Maintenon war

zwar durch seine Zustimmung zu den Artikeln von Issy über seinen Glaubens-Grund beruhigt, doch wurde durch seine und seiner Freunde Vorliebe für Frau Guyon ihre frühere Begeisterung für Fenelon abgekühlt und in gleichem Maße stieg der Bischof von Chalons, v. Noailles, in ihrer Gunst. Fand sie auch nicht so viel in ihm, wie sie früher in Fenelon gefunden hatte, so konnte sie mit desto unbedingterer Zuversicht auf die anspruchlose, sanfte, fromme Gemüthsart dieses Mannes bauen. Allerdings schien Bossuet, der anerkannte Stimmführer der gallikanischen Kirche, auf ihren ersten Bischofs-Sitz noch mehr Anspruch zu haben, und Frau v. Maintenon wollte, ehe sie einen festen Entschluß faßte, durch das Organ des Pfarrers von Versailles, Franz Hebert, die öffentliche Meinung über die drei bedeutendsten Männer der französischen Geistlichkeit vernehmen. Zuerst nannte er Fenelon, — „aber Sie wissen ja," fiel sie ihm ins Wort, „warum wir ihn nicht vorschlagen können; so bleiben noch Bossuet und Noailles, welchen von beiden würden Sie vorziehen?" „Den, welcher die Wahl ausschlüge," erwiederte der Pfarrer, und gewiß wird der Bischof von Chalons sie nicht annehmen." In der That erwiederte der Bischof von Chalons auf eine vertrauliche Anfrage, welche Frau v. Maintenon schon sieben Tage nach der Erledigung des Erzbisthums von Paris an ihn richtete, ausweichend; aber auf eine zweite dringendere Zuschrift vom 18. August erwartete sie keine Antwort mehr und am 19. wurde er zum Erzbischof von Paris ernannt.

Während seines ersten Aufenthalts in Cambrai gab Fenelon einen schönen Beweis seiner Uneigennützigkeit und seiner patriotischen Gesinnung. Da die ausserordentlich großen Kriegskosten den König nöthigten, zum erstenmal eine allgemeine Kopfsteuer auszuschreiben, so bot Fenelon in einem Schreiben an den Minister neben dem verhältnißmäßigen Antheil seines bischöflichen Einkommens seinen ganzen Gehalt als Hofmeister der Prinzen zur Verwendung für die Zwecke des Staats an. Durch die ablehnende Antwort des Ministers im Namen des Königs, welche sich unter Fenelon's Papieren gefunden hat, ist dieser Zug des Edelmuths der Geschichte erhalten worden.

## 11. Frau Guyon verhaftet.

Noch stund Fenelon, wie früher, in freundschaftlichem Verkehr mit Frau v. Maintenon; einen Brief mit einer heiteren Beschreibung der eigenthümlichen Sitten in einigen flandrischen Klöstern theilte sie ihren Klosterfrauen in St. Cyr als eine Erinnerung an den beliebten Verfasser mit; und als er wieder nach Versailles zurückkam, sprach sie mit ihm über Frau Guyon, aber ohne über seine standhafte Verehrung derselben empfindlich zu werden. Erst nach seiner zweiten Abreise nach Cambrai, in der Mitte des Decembers 1695 wurde die Sache ernster, als auf fortwährendes Betreiben Bossuets Frau Guyon, deren Versteck man lange nicht gefunden hatte, noch im December 1695 in einem kleinen Hause in der Vorstadt St. Antoine verhaftet und nach Vincennes geführt wurde.

Die einfachste, natürlichste Maßregel wäre nun gewesen, sie in einem Kloster in einer entlegenen Provinz unterzubringen, wo man ihren Briefwechsel leicht hätte überwachen und sie ganz in der Stille leben und sterben lassen können. Aber ihre Feinde, oder vielmehr die Feinde ihrer Freunde verlangten strengere Maßregeln und eine gerichtliche Untersuchung, in welche sie auch höher stehende Personen hineinzuziehen hofften; und Frau Guyon selbst benahm sich so, daß man sich nicht bewogen fühlen konnte, ihr die Freiheit zu schenken, welche sie jedenfalls mißbraucht haben würde. Statt der reumüthigen, unterwürfigen Gesinnung, die sie in Meaux gezeigt hatte, wollte sie jetzt Recht haben; sie erklärte: „sie sei in fortwährendem Verkehr mit dem Pater Lacombe gestanden, weil man es ihr nie verboten habe, und weil sie ihn für einen Heiligen halte; sie behauptete, man habe ihre Bücher wegen des Ausdrucks verurtheilen können, aber die Lehre sei richtig; sie habe nie geirrt und nie einen Widerruf nöthig gehabt; auf eine bloße Erklärung habe ihr der Bischof von Meaux förmlich bezeugt, daß er mit ihr zufrieden sei; darin liege eine Gutheissung ihres Wandels und ihrer Lehre." Einen förmlichen Widerruf, den der Erzbischof von Paris von ihr verlangte, verweigerte sie hartnäckig mehrere Monate lang.

## 12. Fenelon's feste Haltung.

Als Fenelon bald nach seiner Ankunft in Cambrai von dieser Wendung der Sache hörte, verhielt er sich ganz stille, um in keiner Weise als Anhänger dieser jetzt so mißliebigen Lehre aufzutreten. Wie sehr bei der wachsenden Erbitterung am Hofe seine und seiner liebsten Freunde Stellung untergraben war, geht aus einem Briefe des Herzogs v. Beauvilliers an seinen Beichtvater Tronson vom 29. Februar 1696 hervor. Er sagt darin, daß der Untersuchungs-Richter seit sechs Wochen die gefangene Frau Guyon verhöre, um etwas über ihre Freunde herauszubringen, und daß ihre Antworten durchaus geheim gehalten werden; daß eine mächtige, entschlossene Partei am Hof sich gegen Fenelon verschworen habe; daß der Bischof von Chartres, ohne derselben anzugehören, mittelbar doch unter ihrem Einfluß stehe; daß namentlich Frau v. Maintenon ganz von derselben eingenommen es für eine Pflicht der Frömmigkeit halte, zur Ehre Gottes den Erzbischof v. Cambrai zu opfern. Obgleich der Herzog versichern konnte, daß keiner von den Prinzen noch je den Namen Guyon oder den Titel von einem ihrer Bücher gehört habe, so gieng man doch damit um, Fenelon seiner Hofmeister-Stelle zu entsetzen, damit er seinen Zöglingen nicht gefährliche Irrthümer beibringe, und der Herzog wußte nicht, ob er dann warten sollte, bis die Reihe an ihn käme, oder lieber freiwillig seine Entlassung anbieten.

Wenn Fenelon das, was am Hof vorgieng, nur aus der Ferne beobachten konnte, so sieht man doch aus seinen Briefen, daß ihm die Schwierigkeit seiner Lage nicht entgieng. Er schreibt an Tronson vom 26. Februar 1696: „Ich bitte Sie herzlich, nach Ihrer längsterprobten Freundschaft die beiliegenden Hefte (über das Wesen der Liebe) möglichst genau zu prüfen. . . Wenn Ihnen etwas im mindesten zweideutig scheint, so bemerken Sie die Stelle; ich werde sie in den bezeichnendsten Ausdrücken erläutern; finden Sie, daß ich in Grundlehren irre, so weisen Sie mich zurecht, Sie werden mich gewiß folgsam finden. So viel von meiner Lehre.

Was die Person betrifft, so will man, daß ich ihre Schriften verwerfe. Wenn die Kirche eine Formel darüber aufstellt, so bin ich der erste, der sie mit seinem Blut unterschreibt und Andere zum Unterschreiben veranlaßt. Ausserdem kann und darf ich es nicht thun. Ich habe mit eigenen Augen Vieles gesehen, was mich in hohem Grad erbaut hat; warum soll ich sie über Anderes richten, was ich nicht gesehen habe, und was von keiner entscheidenden Bedeutung ist, und dazu noch, ohne sie selbst darüber gehört zu haben?"

„Was ihre Schriften betrifft, so erkläre ich unumwunden, daß ich sie mit Fleiß nicht gelesen habe, um, wenn man mich aus böser Absicht zum Sprechen nöthigen will, weder Gutes noch Böses darüber sagen zu können. Gesetzt, sie wären noch verderblicher, als man behauptet: — sind sie nicht genug verurtheilt durch so viele Erlasse, welchen Niemand widersprochen, welchen die Freunde der Verfasserin und sie selbst sich geduldig unterworfen hat? Was will man noch weiter? Ich habe keine Verpflichtung, über alle möglichen schlechten Bücher ein Urtheil auszusprechen, namentlich wenn sie in meiner Diöcese völlig unbekannt sind. . . . Warum sollte ich auch noch über eine arme Person herfallen, die schon von vielen Andern niedergeschmettert worden ist, und deren Freund ich war. Auch gegen ihre Schriften kann ich nicht eine Erklärung vom Zaun reissen; die öffentliche Meinung müßte darin unfehlbar eine Art von mir abgenöthigtem Widerruf erblicken. . . Was den Bischof von Meaux betrifft, so würde ich mit größtem Vergnügen seinem Buch, wie er es wünscht, meine Zustimmung geben, aber Ehre und Gewissen erlaubt es mir nicht, wenn er eine Person, die mir unschuldig scheint, oder Schriften angreift, welche ich Andere verurtheilen lasse, ohne noch unnöthiger Weise mit meinem Urtheil hinten nach zu kommen. Der Bischof von Chartres — er ist ein frommer Kirchenfürst, ein warmer, treuer Freund; aber er will aus übergroßem Eifer für die Kirche und aus übergroßer Freundschaft für mich mir einen Mißgriff zumuthen. Auch Frau v. Maintenon ist, glaube ich, im gleichen Zug; nur der Bischof kann sie zurückhalten, und nur Sie können den Bischof von der Richtigkeit meiner Gründe überzeugen, wenn

Sie selbst davon überzeugt sind. Es greift alles im Verborgenen in einander, um mich unbemerkt Schritt für Schritt weiter zu führen; der Bischof von Meaux gibt den ersten Anstoß, der Bischof von Chartres wirkt aus lauter Eifer und Freundschaft fort; Frau v. Maintenon wird durch jeden neuen Eindruck immer mehr verletzt und gereizt. Tausend Hofleute lassen auf allerlei Umwegen giftige Aeusserungen gegen uns zu ihr gelangen, weil man voraussetzt, daß sie schon gegen uns eingenommen ist. Sie und der Bischof von Chartres halten es für unerläßlich, daß ich über die Person und über die Schriften ein Verwerfungs-Urtheil ausspreche; — das würde kein Ketzer-Gericht von mir verlangen! Das thue ich auch nimmermehr, ausser aus Gehorsam gegen die Kirche, wenn sie ein förmliches Urtheil, wie gegen die Jansenisten, ausspricht. Was liegt daran, wenn ich Frau Guyon weder für unsittlich noch für verrückt halte, so lange ich sie mit völligem Stillschweigen übergehe und sie in ihrer Haft sterben lasse, ohne mich mittelbar oder unmittelbar mit ihren Angelegenheiten zu befassen? . . . Es läuft alles darauf hinaus, daß ich nicht gegen mein Gewissen reden, und daß ich nicht unnöthigerweise eine Person beschimpfen will, welche ich nach Allem, was ich mit eignen Augen beobachten konnte, als eine Gläubige ehrte. Kann man denn wirklich an meiner Aufrichtigkeit zweifeln? habe ich diplomatische Winkelzüge gemacht? wäre ich in dieser schwierigen Lage, wenn ich irgendwelche Menschen-Rücksichten befolgt hätte? Warum verlangt man von mir, was man kaum einem des Betrugs verdächtigen Menschen zumuthen würde? Ich bitte Sie aufs dringendste, dieß Alles recht aufmerksam zu lesen, auch, wenn Sie es für gut finden, es den Bischof von Chartres lesen zu lassen. . . . Im Uebrigen überlasse ich die Sache der Vorsehung."

Der Bischof von Chartres, welchem Tronson diesen Brief mittheilte, gieng auf Fenelon's Gründe ein und gestand zu, daß Fenelon in seiner persönlichen Stellung weder über Frau Guyon, noch über ihre Bücher ein verwerfendes, noch auch über das Buch, welches Bossuet herauszugeben beabsichtigte, ein billigendes Urtheil aussprechen könne. Er verlangte nur, daß Fenelon bei vorkommenden Veranlassungen zugebe, man sei zu einem verwerfenden

Urtheil berechtigt gewesen. Dieß versprach Fenelon und hielt es auch.

Ein Brief Fenelon's an Frau v. Maintenon vom 6. März bezeichnet ebenfalls Bossuet als den Haupturheber der Verdächtigung Fenelon's und läßt den Riß schon recht stark hervortreten, den diese Angelegenheit in die innige Verbindung Fenelon's sowol mit Bossuet als mit Frau v. Maintenon gemacht hatte; aber auch Fenelon's Charakter, seine Sanftmuth wie seine entschiedene Festigkeit, seine Offenheit wie seine Besonnenheit wird durch denselben in helles Licht gestellt. Er schreibt:

„Ihr letzter Brief hätte mich eigentlich recht betrüben sollen, und doch ist er mir insofern tröstlich, als ich im Hintergrund die Güte Ihres Herzens erkenne, woran mir am meisten liegt. Wäre ich im Stande, einer Person beizustimmen, welche ein neues Evangelium lehrt, so würde ich mich selbst verabscheuen; da dürfte man mich nicht dulden, wie Sie thun, sondern absetzen, verbrennen. Aber ich kann sehr unschuldiger Weise mich täuschen in Beziehung auf eine Person, die ich für eine Gläubige halte, weil sie, wie ich glaube, nie etwas der kirchlichen Lehre Zuwiderlaufendes hat lehren oder glauben wollen. Bin ich in Beziehung auf diese Thatsache im Irrthum, so ist dieß ein für mich unschuldiger und für die Kirche unschädlicher Irrthum, da ich nie etwas reden noch schreiben werde, um dieser Person Glauben zu verschaffen oder sie zu entschuldigen.

Ich kenne die Ansichten und die Gesinnung der Frau Guyon besser als alle die Männer, welche sie ausgefragt haben um sie zu verurtheilen, denn sie hat sich gegen mich vertraulicher ausgesprochen als gegen sie. Ich habe sie sehr scharf geprüft und bin vielleicht im Widersprechen nur zu weit gegangen. Ich war von keinem Vorurtheil, von keiner besonderen Vorliebe für ihre Person oder ihre Schriften befangen oder für sie eingenommen. Ganz frei und natürlich hat sie mir ihre Erfahrungen und Gefühle mitgetheilt; sie hat eine natürliche Neigung zur Uebertreibung und wenig Vorsicht im Ausdruck ihrer Erfahrungen; namentlich ist sie nur zu offenherzig gegen diejenigen, welche sie ausfragen; — der deutlichste Beweis dafür ist, daß der Bischof von Meaux

Aeusserungen, die sie ihm ehrerbietig als Beichtvater anvertraut hatte, Ihnen als lästerliche Reden hinterbracht hat. Ihre Ausdrücke vertheidige ich nicht, aber ich lege auch kein Gewicht auf die Ausdrücke eines Weibes, wenn nur der Sinn rechtgläubig ist. Auf ihre vorgeblichen Weissagungen und Offenbarungen lege ich keinen Werth, und wenn sie einen Werth darauf legte, so würde sie selbst dadurch in meinen Augen nur um so mehr verlieren. Eine Person, welche mit Gott in einem innigen Verhältniß steht, kann ihre augenblicklichen Gefühle aussprechen, ohne sie begrifflich zu fassen und ohne zu wollen, daß Andre sich dabei aufhalten. So etwas kann eine göttliche Wirkung sein, denn Seine Gaben sind nicht versiegt, es kann aber auch leere Einbildung sein. Gott lieben um Sein selbst willen mit völliger Selbstverleugnung ist ein reiner Glaubens-Act, der mit Wundern und Gesichten nichts zu thun hat. In dieser Beziehung kann Niemand vorsichtiger und nüchterner sein als ich. Daß Frau Guyon der Eckstein sei, habe ich sie niemals sagen hören. Gesetzt, sie habe es gesagt oder geschrieben, so macht mir der Sinn dieser Worte keine Anfechtung. Will sie sagen, sie sei Christus, so ist sie verrückt, sie lästert und ich verabscheue sie, das kann ich mit meinem Blut unterschreiben; meint sie aber nur, sie wirke erbauend, sie einige die Leute, die Gott dienen wollen, wie der Eckstein die Steine des Gebäudes zusammenschließt, so sagt sie nur, was man von jedem, der seinen Nächsten erbaut, in seinem Maße sagen kann. Ebenso ist es mit andern Ausdrücken, welche in sich selbst nichts Verkehrtes haben; man darf nur nicht die Lehre einer Person nach solchen Einzelheiten beurtheilen, sondern vielmehr die einzelnen Ausdrücke nach der ganzen Lehre derjenigen Person, die sie gebraucht. Es ist unverantwortlich, wenn der Bischof von Meaux einen Traum oder einen bildlichen Ausdruck der Frau Guyon und dergleichen bei Ihnen für eine eigentliche Lehre derselben ausgibt, während sie es ihm als Beicht-Geheimniß anvertraut hat . . . . Wenn man die Worte des Apostels: *ich erstatte an meinem Fleisch, was noch mangelt an Trübsalen in Christo* (Kol. 1, 24.) nach dem strengsten Sinn des Buchstabens nehmen wollte, so könnte es auch scheinen, als ob das Opfer Christi für unvollkommen

erklärt würde und Paulus das Fehlende ergänzen sollte. Ich will zwar gewiß nicht Frau Guyon mit Paulus vergleichen; doch steht jedenfalls der Sohn Gottes höher über dem Apostel, als Paulus über einer Frau Guyon. Es sind eben häufig begeisterte Ausdrücke, die man nicht so genau nehmen darf, am wenigsten bei einer Frau. . .

Alle unsre Noth kommt daher, daß Sie, gnädige Frau, nicht Ihrem Herzen und Ihrer Einsicht in dieser Angelegenheit gefolgt sind, sondern sich von Andern haben leiten lassen. Früher von der Unschuld der Frau Guyon so gut überzeugt als wir, sind Sie auf einmal zu der entgegengesetzten Ansicht übergegangen; seitdem sind Sie gegen mich verschlossen und mißtrauisch gegen meinen eigensinnigen Kopf; Leute, welche mit Ihnen in nähere Verbindung zu treten und sich wichtig zu machen suchten, haben Ihnen mittelbar zu verstehen gegeben, daß ich in einer Täuschung begriffen sei, daß ich vielleicht ein Erzketzer werden werde. Diese Leute, unter deren Einfluß Sie in Folge der Verhandlung dieser Sache durch die Gelehrten gekommen sind, meinen es nicht gerade böse, aber sie haben eben zum voraus ihre Ansichten und ihre Absichten. Hätten Sie, gnädige Frau, offenherzig, ohne Mißtrauen mit mir gesprochen: ich hätte in drei Tagen die exaltirten Köpfe in St. Cyr in die vollständigste Unterwürfigkeit unter ihren ehrwürdigen Bischof zurückgeführt; ich hätte Frau Guyon über alle überschwänglichen oder zweideutigen Stellen ihrer Schriften ganz haarscharfe Erklärungen zu geben veranlaßt, welche freiwillige Erklärungen (oder Widerrufe, wenn man's so nennen will) einen ganz andern Eindruck auf ihre Verehrer gemacht hätten, als Urkunden, die sie im Gefängniß hat unterschreiben müssen, und streng richtende Urtheile von Leuten, welche zur Zeit, da sie sich zur Abfassung eines Urtheils erboten, gewiß sich selbst noch kein Urtheil über die Sache gebildet hatten; — endlich hätte ich dafür gehaftet, daß Frau Guyon sich an einen beliebigen entfernten Ort zurückgezogen und auf alle mündlichen und schriftlichen Verhandlungen über geistliches Leben verzichtet hätte. Noch jetzt, da es unter Gottes Zulassung ganz anders gegangen ist, stehe ich dafür, daß ich sie zu einer ganz bestimmten, klaren Auslegung ihrer Lehren bringen wollte, wodurch diejenigen, die sie mit ihren Irrthümern angesteckt haben soll, ent-

weder von diesen Irrthümern oder von ihrer Anhänglichkeit an ihre Person los würden. Denken Sie nicht, daß ich dieses Anerbieten mache, um ihre Freiheit auszuwirken. Nein! sie bleibe im Gefängniß, ich will sie nicht sehen; ich will ihr Briefe schreiben, die Ihnen und den Bischöfen zur Prüfung vorgelegt werden; ihre Antworten sollen ganz offen auf demselben Weg zurückkommen; mit ihren Erklärungen mag man anfangen, was man will; und dann lasse man sie im Gefängniß absterben, ohne daß wir sie je wieder sehen oder von ihr etwas hören. Sie halten mich doch wohl für keinen Schelm oder Lügner oder Verräther oder Heuchler oder Abtrünnigen von der Kirche; und ich schwöre Ihnen im Angesicht Gottes, der mich richten wird, daß ich ganz aufrichtig gegen Sie bin — „aber eigensinnig"? nun das ist dann wenigstens ein gutmüthiger, ein verzeihlicher, ein unschädlicher, für Niemand anstößiger Eigensinn, welcher weder den Irrthümern der Frau Guyon noch ihrer Person irgend ein Gewicht verschaffen wird. Warum sind Sie denn so verschlossen gegen uns, gnädige Frau, als ob wir eines andern Glaubens wären? warum wollen Sie nicht mehr mit mir von Gott reden, als ob Sie Gewissenshalber der Verführung ausweichen müßten? warum meinen Sie, es sei unmöglich, Frieden im Herzen zu haben und zugleich mit mir herzlich gut zu sein? warum wollen Sie das Band lösen, das offenbar Gott geknüpft hatte? Ich gebe die Hoffnung noch nicht auf, daß Gott, der unsre Herzen sieht, sie wieder einigen wird; aber daß ich Ihr Kreuz sein soll, ist mir ein unaussprechlich peinlicher Gedanke.

Ich habe vergessen, Ihnen zu sagen, daß ich mit dem Bischof von Chartres besser zufrieden bin, als je. Ich habe ihm zwar immer zugetraut, daß er von reinem Eifer für den Glauben und von herzlicher Freundschaft gegen mich sich leiten läßt, aber ich hatte geglaubt, er habe sich zu arg in Harnisch bringen lassen; nun haben wir in den letzten Tagen eine sehr herzliche Unterredung gehabt, und ich bin überzeugt, daß er bald auch mit mir ganz zufrieden sein wird; denn ich werde mich gegen das Publikum so entschieden erklären, daß gutgesinnte Leute befriedigt und die Kritiker zum Schweigen gebracht werden. Fürchten Sie nicht, daß ich dem

Bischof von Meaux widerspreche; ich werde von ihm immer nur reden als von einem Meister und von seinen Sätzen*) als von einer Glaubens-Regel. Er soll nur Sieger bleiben und den Ruhm haben, mich von allen möglichen Verirrungen zurückgebracht zu haben; es handelt sich nicht um mich, sondern um die Lehre, welche ins Licht gestellt werden muß; es handelt sich nicht um die Ausdrücke, die ich ganz nach seinem Belieben anwenden will, um ihn nicht zu ärgern, sondern nur um das Wesen der Sache; man soll in jeder Beziehung sehen, daß ich nur seine Sprache rede, daß ich nur im Einklang mit ihm und nach seinem Sinn handle; ich will ganz aufrichtig, ihm gegenüber ganz ehrerbietig und lenksam sein . . . . .

Es hat mich sehr gefreut, zu sehen, daß Sie an den Werken des Franz v. Sales noch immer Geschmack finden; seine Bücher sind viel besser für Sie, als Nicole's . . . ein Buch, welches sehr leicht zu widerlegen wäre, aber am Streiten haben Kinder Gottes keine Freude . . . ."

Obgleich der Brief, auf welchen Fenelon im Vorstehenden antwortete, nicht mehr vorhanden ist, so ist doch aus der Antwort leicht zu erkennen, wie viel Fenelon in kurzer Zeit von der Gunst der Frau v. Maintenon eingebüßt hatte. Mit ihrem Beichtvater konnte sich Fenelon noch eher verständigen, doch ließ sich auch dieser fortwährend angelegen sein, der neuen Andächtelei, die ihm so verdächtig schien, in seiner Diöcese und namentlich in St. Cyr entgegen zu wirken. Auf seine Bitte veranlaßte Frau v. Maintenon den Bischof von Meaux, in St. Cyr öffentliche Besprechungen über das Wesen der wahren und der falschen Andacht zu halten, welchen sie selbst beiwohnte, am 5. Februar und am 7. März 1696. Frau v. Maisonfort, welche bei ihr vorzüglich in Gunst stand, durfte überdieß eine Reihe schriftlicher Fragen über diesen Gegenstand Bossuet zur Beantwortung vorlegen. Es ist merkwürdig, mit welcher Feinheit, mit welchem Scharfsinn, mit welcher Gewandtheit des Ausdrucks eine einfache Klosterfrau da die tiefsten Geheimnisse zu behandeln wußte, und auf der andern Seite, mit welcher Klarheit, Einfachheit und welch schlagenden Gründen der

---

*) den 34 Artikeln von Issy.

hochgestellte, allgemein gefeierte Bischof, der ja wohl seine Amts-Gewalt gegen sie hätte geltend machen können, ihr mit den Waffen der Wissenschaft gegenüber trat.

Frau Guyon saß schon gegen 8 Monate im Thurm von Vincennes und weigerte sich beharrlich, dem Officialen des Erzbischofs von Paris die von ihr geforderte Erklärung ihrer unbedingten Unterwerfung zu geben. In der Hoffnung, daß Tronson, als Freund Fenelon's, leichter zu befriedigen sein werde, schrieb sie, sie wolle Alles unterschreiben, was dieser ihr vorlege, und der Erzbischof, der zwar Tronson's Freundschaft für Fenelon, aber auch seine Charakterfestigkeit und Rechtgläubigkeit kannte, übergab ihm die Sache mit völligem Vertrauen. Zuerst verfaßte Fenelon selbst einen Entwurf einer Unterwerfungs-Urkunde, den er Tronson und dem Erzbischof vorlegte. Tronson fand ihn nicht ganz genügend, änderte ihn ab und fügte namentlich die förmliche Verpflichtung für Frau Guyon bei, künftig sich im Verhalten und Bekenntniß ganz nach der Vorschrift ihres Vorgesetzten des Erzbischofs zu richten. Diese Erklärung unterzeichnete sie den 28. August 1696. Hierauf wurde sie — obgleich Bossuet jede Milderung ihrer Haft mißbilligt zu haben scheint — im October in eine kleine Wohnung in Vaugirard gebracht mit zwei Frauen zur Bedienung, welche mit ihr verhaftet worden waren; sie wurde da unter die geistliche Leitung des Pfarrers von St. Sulpice gestellt, und beinahe eben so streng bewacht als in Vincennes; jeder Verkehr nach aussen war ihr verwehrt.

## 13. Steigende Entfremdung zwischen Fenelon und Bossuet.

Bis jetzt konnte es noch scheinen, als ob ein völliger Bruch zwischen Bossuet und Fenelon und alles damit verbundene öffentliche Aufsehen hätte abgewendet werden können; das entscheidende Ereigniß aber war die Herausgabe von Bossuets Bericht über den Quietismus und von Fenelons Grundsätzen der Gläubigen über das innere Leben.

Seit den Conferenzen zu Issy hatte Bossuet sich mit allem Eifer auf ein gründliches Studium der Mystiker gelegt, um die in den 34 Artikeln enthaltenen Grundsätze zu einem vollstän-

digen Lehrbegriff über den Umgang mit Gott zu entwickeln. Die Zustimmung des Erzbischofs von Paris und des Bischofs von Chartres war ihm schon zugesichert und er setzte voraus, daß Fenelon ihm die seinige auch nicht verweigern könne. Fenelon war von Anfang an ganz einverstanden; er schrieb am 18. December 1695: „Wenn es Ihnen beliebt, komme ich einige Tage nach Meaux und nach Germigny, um mich an Ihrer Arbeit zu betheiligen, so weit es Ihnen recht ist. Es wird mich sehr freuen, wenn ich — zwar nicht Ihrem Werk mehr Gewicht geben, aber doch ein öffentliches Zeugniß ablegen kann, wie sehr ich Ihre Lehre hochschätze."

Als aber eben um diese Zeit Frau Guyon — hauptsächlich auf Bossuet's Verlangen — verhaftet wurde, wurden Fenelon's Briefe an Bossuet merklich kühler und zurückhaltender. Er schreibt am 9. Mai 1696: „Wenn Sie, hochwürdiger Herr, mich mit einer Sendung beehren wollen, so bitte ich sehr, es nicht so bald zu thun. Ich habe so lange als möglich in Cambrai darauf gewartet; jetzt bin ich mit einer Visitation beschäftigt und nachher habe ich einen Besuch in Versailles im Sinn; ich denke, es ist besser, wenn das, was ich thun soll, auf diese Zeit verschoben wird." Und am 24. Mai: „Wenn ich das, was ich ansehen soll, noch während der Fasten bekommen hätte, so würde ich mich beeilt haben, Ihnen darüber meine Aeusserung abzugeben. Sobald ich mit meiner Visitation fertig bin, werde ich nach Versailles kommen um Ihre Weisungen entgegen zu nehmen; einstweilen bitte ich Sie, hochwürdiger Herr, überzeugt zu sein, daß meine Ehrerbietung und Anhänglichkeit an Sie keines Zuwachses bedarf. Ich werde Ihnen immer mit aller Offenherzigkeit über meine Ansichten Rechenschaft geben und dieselben mit völliger Hingebung den Ihrigen unterordnen. Uebrigens seien Sie um mich unbesorgt, Gott sorgt für mich. Durch das Band des Glaubens sind wir hinsichtlich der Lehr-Ansichten verbunden, und im Herzen habe ich nur Ehrerbietung, warme, eifrige Liebe für Sie. Gott ist mein Zeuge, daß ich nicht lüge."

Bei seiner Rückkehr nach Paris erhielt Fenelon über den Geist, in welchem Bossuet's Werk abgefaßt war, schon so viel

Kunde, daß ihm klar wurde, er könne seinen Namen nicht dazu hergeben. Ohnehin konnte er sich nicht verbergen, und Bossuet sprach es auch in der Folge unverhohlen aus, daß es sich bei dieser verlangten Gutheißung des Werks eigentlich darum handelte, ihm in guter Manier einen förmlichen Widerruf abzunöthigen. Er sah zwar wohl, daß er durch seine Weigerung sich mit dem Manne, der durch seine hohen Geistes-Gaben, wie durch sein hohes Ansehen gleich gewaltig dastund, in eine schwierige und heftige Polemik verwickeln werde; aber er fühlte auch, daß er eben so gut auf seine eigene Ehre als auf seine ruhige Stellung Rücksicht zu nehmen habe.

Um nun vor Allem über die genaue Uebereinstimmung seiner Ansichten mit der kirchlichen Lehre keinen Schatten von Zweifel übrig zu lassen, verfaßte er eine ausführliche Erläuterung der 34 Artikel von Issy, worin er seine Ansichten über die Liebe und den Umgang mit Gott frei darlegte. Diesen Aufsatz unterstellte er dem Urtheil des Erzbischofs von Paris und Tronson's, welche beide den Verhandlungen in Issy beigewohnt, die Artikel mit abgefaßt hatten und am besten über ihren Sinn urtheilen konnten; beide waren mit dem Aufsatz durchaus einverstanden nnd fanden keinen Irrthum darin, wie ein noch vorhandener Brief Tronson's vom 22. März 1696 ausdrücklich bezeugt. Besonders viel lag aber Fenelon daran, bei Frau v. Maintenon der Einwirkung Bossuet's, welcher seine Weigerung, Bossuet's Buch zu billigen, als sicheren Beweis seiner Mitschuld mit Frau Guyon darstellen konnte, entgegenzuarbeiten. Er begründete seine Weigerung durch eine umfangreiche Denkschrift, die er an Frau v. Maintenon richtete, nachdem er sie zuvor am zweiten August 1696 in Issy bei Tronson, den Herzogen v. Beauvilliers und v. Chevreuse, dem Erzbischof von Paris und dem Bischof von Chartres vorgelesen hatte; in derselben gab er zugleich das bestimmte Versprechen, seine Ansichten über die streitigen Gegenstände öffentlich darzulegen und sein Glaubensbekenntniß der Prüfung des Erzbischofs von Paris, Tronson's und andrer ausgezeichneter Geistlichen der Pariser Diöcese zu unterwerfen.

Im Vertrauen auf den günstigen Eindruck, den seine Denkschrift auf die Bischöfe und auch auf Frau v. Maintenon zu

machen schien, schickte Fenelon Bossuet's Schrift durch den Herzog v. Chevreuse an den Verfasser zurück, mit der Bitte, sich von dem Herzog seine Beweggründe näher auseinander setzen zu lassen. „Er würde gerne alles Mögliche ihm zu gefallen thun, wenn er in dieser Sache nur ungehindert seinem Herzen folgen dürfte" u. s. w. Bossuet ließ seinem Unwillen über Fenelon's Weigerung freien Lauf, erklärte es für ein öffentliches Aergerniß, daß Fenelon seine Uneinigkeit mit seinen Amtsbrüdern, seinen innigsten Freunden, mit denen, die ihn geweiht haben, vor der ganzen Welt offenbar werden lassen wolle — worauf Fenelon erwiederte, daß der Erzbischof von Paris und der Bischof von Chartres seine Gründe zu würdigen wissen, und er mit ihnen in keinen Zwiespalt komme.

### 14. Fenelon's Werk: Grundsätze der Gläubigen.

Seinem Versprechen gemäß verfaßte Fenelon seine Schrift: „Grundsätze der Gläubigen über das innere Leben." Seine Hauptabsicht war, darzuthun, daß die Liebe zu Gott eine rein uneigennützige Liebe sein müsse, selbst ohne die Rücksicht auf die Seligkeit, die er uns schenkt; man fand aber darin die Behauptung, daß dem Christen ein beständiger Zustand vollkommener Liebe zu Gott und vollkommenen Ruhens in Gott (Quietismus) möglich sei, wodurch die Nothwendigkeit des beständigen Wachens und Kämpfens in Schatten gestellt werde. Uebrigens arbeitete Fenelon sein Werk nach den Wünschen des Erzbischofs von Paris mehreremal um; er bat denselben, zu streichen, zu ändern, beizusetzen was ihm beliebe, es zu behalten so lange er wolle; zu dieser Prüfung beizuziehen, wen ihm gutdünke; nach dreiwöchiger Prüfung, und nachdem Fenelon alle angemerkten Punkte genau nach des Erzbischofs Andeutungen geändert hatte, erklärte dieser das Buch zwar für ein kühnes, aber nützliches und gut ausgeführtes Unternehmen. Auf seinen Wunsch, daß das Buch noch von einem strengeren Schul-Gelehrten geprüft werden möchte, schlug ihm Fenelon den Dr. der Sorbonne, Pirot vor, welcher gewöhnlich mit der Prüfung gelehrter Werke beauftragt war,

welcher auch bei der Untersuchung gegen Frau Guyon mitgewirkt hatte und gar nicht für sie eingenommen, wohl aber Bossuet sehr ergeben und eben auch mit der Prüfung seiner gerade jetzt zum Druck bereiteten Schrift beschäftigt war. Mit ihm gieng Fenelon das Buch in drei Zusammenkünften von je 4—5 Stunden ganz genau durch, änderte willig Alles was Anstand fand; und zuletzt erklärte Pirot, diese Prüfung habe ihm große Freude gemacht und es sei ein wahrhaft goldenes Buch. Ebenso urtheilte Tronson, der es genau durchgelesen hatte, es sei Alles richtig und nützlich.

Mit Recht konnte also Fenelon fragen: „war denn Niemand in der Welt im Stande mein Buch zu beurtheilen ausser dem Bischof von Meaux, daß er so böse darüber wird, daß ich Andre zu Rath zog und nicht ihn? . . Gesetzt ich hätte übel gethan mich von ihm zurückzuziehen, sollte er nicht meine Schwachheit schonen und sich freuen, daß Andre mich freundlich zum rechten Ziel führen? So sieht man die Sache an, wenn man aus sich selbst nichts macht und nur die Wahrheit, den Frieden sucht! . . . Wie konnte ich übrigens ihn um ein anerkennendes Urtheil für mein Buch bitten, da ich ihm für sein Buch das meinige versagen mußte? Zudem wußte ich schon aus sicherer Quelle, daß er äußerst empfindlich über meine Weigerung war und sich kaum enthalten konnte, loszubrechen. . ."

Da der Erzbischof von Paris wünschte, daß Fenelons Buch nicht vor Bossuets, welches eben im Druck begriffen war, ausgegeben würde: so wies Fenelon noch vor seiner Abreise nach Cambrai, in der Mitte Decembers 1696, den Herzog von Chevreuse, der den Druck zu leiten übernommen hatte, bestimmt an, das Werk nicht ohne Vorwissen des Erzbischofs ausgeben zu lassen. Unglücklicher Weise kam der Herzog auf den Gedanken, wenn man länger zögere, werde Bossuet durch seinen Einfluß die Herausgabe des Werks ganz unterdrücken; darauf hin bat er den Erzbischof, ihn der von Fenelon gegebenen Zusage zu entbinden, und der Erzbischof, der nicht: ja und nicht: nein sagen wollte, erklärte: er habe die Sache in seiner Hand; er könne thun, was er für gut halte. So erschien Fenelons Buch durch den allzu geschäftigen Eifer seiner Freunde vor Bossuets Werk, gegen das Ende Januars 1697.

Je sorgfältiger Fenelon sich bei der Abfassung desselben vor jedem Verdacht eines Verstoßes gegen die reine Glaubens- oder Sitten-Lehre zu verwahren gesucht hatte, desto mehr mußte er durch die entschieden ungünstige Aufnahme, die demselben begegnete, überrascht sein. Bossuet schrieb am 13. Februar an den Bischof von Chartres: „Das Buch macht viel Lärm, aber ich habe noch von Niemand sagen hören, der es billigte. Die Einen sagen: die Darstellung sei nicht gelungen; Andre: einzelne Behauptungen seien zu kühn; Andre: es sei mit der möglichsten Feinheit und Vorsicht abgefaßt, aber die Grund-Principien taugen nichts; Andre: in einer Zeit, wo falsche Mystik so viel Schaden anrichte, hätte man nur gegen diese schreiben und die wahre Gott anheimstellen sollen; die wahre sei so selten und so wenig nöthig, die falsche so häufig und so gefährlich, daß man der letzteren nie zu viel entgegentreten könne. Ich wünsche herzlich, daß Gott Alles zu Seiner Ehre lenke. Man thut sich viel auf Tronsons Urtheil zu gut; aber was man seine Weisheit nennt, möchte vielleicht zu große Nachsicht sein."

Gewiß weit gesucht und dem ganzen Charakter Fenelon's wiedersprechend ist die Ansicht, welche der Kanzler Aguesseau als die Meinung vieler Zeitgenossen bezeichnet: Fenelon habe die immer bestimmter hervortretende religiöse Richtung des Königs, in welche die bedeutendsten Personen des Hofs wenigstens scheinbar mit hineingezogen waren, als einen Hebel benützen wollen, um sich auf die höchste Stufe des Einflusses zu erheben; er habe gehofft, durch das geheimnißvolle Band einer mystischen Sprache die Gewissen zu fesseln, und, wenn nicht bei den Lebzeiten des Königs, doch nach seinem Tode, vermöge der hohen Stellung des Herzogs von Burgund, der ihm ganz hingegeben war, den ganzen Hof in seiner Gewalt zu haben — wobei freilich sich zugleich herausstellen würde, daß Fenelon eine sehr unglückliche Politik befolgt hätte, indem gerade durch die Mittel, durch welche er sich hätte emporschwingen wollen, sein Sturz herbeigeführt wurde.

Ganz entgegengesetzt äusserte sich Frau v. Maintenon, welche sowohl durch vielfachen Umgang mit Fenelon, als durch ihren gebildeten Verstand und richtigen Tact ein Urtheil zu haben befähigt war; sie schrieb an den Erzbischof von Paris am 13. Juli 1697:

Wenn Fenelon auf sein eignes Interesse Rücksicht nähme, so könnte man noch hoffen, ihn herumzubringen; so aber, da er ganz aufrichtig nur für die Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit zu eifern glaube, sei keine Hoffnung mehr für ihn vorhanden.

Welchen Eindruck aber seine Schrift auf seine besten Freunde mache, ergibt sich am deutlichsten aus einem Brief des Abbé Brisacier vom 28. Februar 1697. „Hochwürdiger Herr! ich bin untröstlich über die Aeusserungen, die ich täglich von Leuten jedes Standes und Charakters über ein Buch hören muß, das Ihren Namen trägt. Schon als ich den Titel und Gegenstand desselben, sowie die Umstände seiner Bekanntmachung vernahm, war ich aus herzlicher Anhänglichkeit an Ihre Person äusserst bestürzt, weil ich die Gefahr sogleich voraussah, welche Ihnen drohte; und meine Befürchtungen haben sich nur zu sehr gerechtfertigt. Da man mich als einen Ihrer treusten Anhänger kennt, und ich vorher jeden Verdacht, den man gegen Sie erhob, aufs entschiedenste bekämpfte, so fragt man mich jetzt von allen Seiten, wie Sie haben sich entschließen können, über einen so gefährlichen Gegenstand zu schreiben und warum Ihre vertrautesten Freunde Sie nicht davon abgehalten haben. Jedermann sagt mir und ich sehe es mit eignen Augen, daß die unparteiischsten Bischöfe, die einsichtsvollsten und eifrigsten Geistlichen, die gelehrtesten Doctoren, die ehrenwerthesten und in geistlichen Dingen erfahrensten Laien, daß Ihre aufrichtigsten Anhänger laut oder leise sich theils gegen den Inhalt, theils gegen die Darstellung des Buchs aussprechen, und fast Niemand es zu vertheidigen wagt. Ihre innigsten Freunde, auch wenn sie es Ihnen nicht sagen, bedauern aufrichtig, daß Sie sich in eine Bahn verfahren haben, aus welcher Sie schwer einen geschickten Ausgang finden werden; daß die Ehre Gottes dadurch gewiß nichts weniger als gefördert werden kann. Zuverlässige Männer versichern, daß am Hof die Aufregung ebenso groß ist, als in Paris, obgleich man noch aus Hochachtung gegen Sie etwas zurückhält, und nur halblaut davon redet; aber offenbar fehlt zu einem völligen Losbrechen gar nicht mehr viel, und das wäre in jeder Beziehung, besonders aber wegen Ihrer hohen Stellung in Kirche und Staat sehr beklagenswerth. Ich selbst spreche mit Niemand davon, als

mit vertrauten Freunden, welche zugleich die Ihrigen sind, und meistens nur, wenn sie selbst davon anfangen. . . Niemand weiß, daß ich mir die Freiheit nehme, Ihnen zu schreiben, ich habe keinen Zeugen als die dunkle Nacht; . . . ich will nicht als Kritiker oder als Richter auftreten, sondern nur meinem Herzen Luft machen, welches täglich vor Gott seufzt in Erwartung dessen, was aus dieser Sache werden kann. . . ."

Natürlich wurden im Publikum noch ganz andre Stimmen laut; besonders wurden zwei Briefe des Abts Rancé von La Trappe an Bossuet viel verbreitet und gelesen, worin er unter Anderm sagt: „er könne an dieses Machwerk des Erzbischofs von Cambrai nicht ohne Entrüstung denken"; er spricht von „Meinungen solcher unsinnigen Schwärmer" und von „einer unter täuschenden Redensarten verborgenen entschiedenen Gottlosigkeit". Mit rührender Sanftmuth entgegnete ihm Fenelon, indem er ihm ein halbes Jahr nachher, im Oktober 1697, ein Exemplar seines Hirtenbriefs zusandte, in folgendem Brief, den wir des Zusammenhangs wegen gleich hier einrücken:

„Ehrwürdiger Vater! Ich nehme mir die Freiheit, Ihnen einen mein Buch betreffenden Hirtenbrief zuzuschicken, welchen ich zu schreiben für nöthig hielt, als ich aus Ihren vielverbreiteten Briefen ersah, wie ein Mann von so viel Einsicht und Erfahrung, wie Sie, mich mißverstehen konnte. Es wundert mich nicht, daß Sie das, was man über mein früheres und jetziges Thun Ihnen Ungünstiges gesagt hat, geglaubt haben; denn Sie kennen mich nicht, und ich bin nicht zu gut dazu, daß man Böses von mir glauben könnte; auch haben Sie von den Ansichten eines sehr erleuchteten Kirchenfürsten sich leiten lassen. Indessen, wenn Sie, ehrwürdiger Vater, mir über das, was Sie in meinem Buch Aergerliches fanden, zu schreiben die Ehre erwiesen hätten, so hätte ich mich bemüht, entweder den Anstoß zu beseitigen, oder mich zurechtweisen zu lassen. Auch jetzt noch, wenn Sie mir diese Güte erzeigen wollen, nachdem Sie diesen Hirtenbrief gelesen haben, bin ich bereit, von Ihrer Einsicht den ehrerbietigsten Gebrauch zu machen. Unverletzt bleibt mir die Achtung vor Ihrer Person und vor der Wirksamkeit, zu welcher Ihnen Gott Gnade gegeben hat.

Uebrigens bin ich überzeugt, daß Sie die Lehre von der reinen Liebe zu Gott nicht verwerfen, wenn die Mißverständnisse, durch welche sie in Schatten gestellt wird, gehörig beseitigt sind, und wenn Sie sich überzeugen, wie fern mir der Gedanke steht, das Verlangen nach unsrer Seligkeit in Gott als den nothwendigen Grund unsrer Hoffnung bestreiten zu wollen. Ich behaupte nichts Anderes, als was, wie Ihnen besser bekannt ist als mir selbst, Bernhard von Clairvaux in so erhabenen Ausdrücken gelehrt und seinen geistlichen Kindern als das kostbarste Erbtheil hinterlassen hat; eine Lehre, welche in La Trappe, in den Herzen unsrer Einsiedler noch ihren Sitz haben würde, wenn sie sonst überall auf Erden verloren und vergessen wäre; denn wodurch anders bekommen ihre ernsten frommen Uebungen ihren Werth, als durch die reine Liebe? Sie hält sich allein an die Gnade und läßt der Selbsttäuschung der natürlichen Eigenliebe keinen Raum; nicht das führt in Verirrungen, wenn man der reinen Liebe sich hingibt, sondern wenn man ihr zu wenig folgt.

Ich kann diesen Brief nicht schließen ohne Sie um Ihre und Ihrer Klosterbrüder Fürbitte zu ersuchen; ich bedarf derselben und Sie haben ein Herz für die Kirche. Gott ist mein Zeuge, daß ich nur für die Kirche leben will, und daß ich mich selbst verabscheuen würde, wenn ich in dieser Angelegenheit mein Ich irgendwie im Auge hätte. Mit aufrichtiger Verehrung bleibe ich lebenslänglich" &c &c.

Eine Antwort des Abts auf dieses Schreiben ist nicht bekannt; soviel ist aber gewiß, daß er in dem weiteren Verlauf des Streits nicht mehr gegen Fenelon aufgetreten ist.

## 15. Feuersbrunst in Fenelon's Pallast.

Ein Unglück andrer Art traf Fenelon eben um die Zeit, wo so viele Stürme sein Gemüth erschütterten; eine Feuersbrunst verzehrte im Februar 1697 in wenigen Stunden seinen erzbischöflichen Pallast, sein Mobiliar, seine Bücher, seine schriftlichen Arbeiten. Er nahm diese Nachricht nicht mit erkünstelter Gleichgiltigkeit, aber mit der ihm eigenen heiteren Seelenruhe auf. Als

nemlich der Abbé Langeron von dem Ereigniß hörte, eilte er nach Versailles, um Fenelon davon in Kenntniß zu setzen. Er fand ihn in ruhigem Gespräch mit seinen Freunden und wollte, in der Voraussetzung daß er noch nichts davon wisse, es ihm mit gehöriger Schonung beibringen. Aber Fenelon sagte: „Weiß schon, lieber Abbé; es ist immer noch besser, daß mein Haus verbrannt ist, als einem armen Tagelöhner seine Hütte" — und hierauf fuhr er an dem Punkt fort, wo die Unterredung unterbrochen worden war. Um so mehr bedauerten aber seine Freunde, und wer immer für Religion, Wissenschaft, Literatur Sinn hatte, den Verlust so vieler werthvollen Handschriften, welche theils für den Unterricht des Prinzen gedient hatten, theils sonst Fenelon's Studien in den schönsten Lebensjahren enthielten.

## 16. Einschreiten des Königs; Anrufung der Entscheidung des Papsts.

Bis jetzt hatten die Bischöfe die Meinungs-Verschiedenheit, die sie selbst in immer stärkere Aufregung versetzte, vor dem Publikum und vor dem König zu verbergen gesucht; jetzt aber glaubte Frau v. Maintenon dem König nicht länger verhehlen zu dürfen, welches leidige Aufsehen das Buch: „die Grundsätze der Gläubigen" unter der Geistlichkeit mache, – und Bossuet hielt es für angemessen, den König um Verzeihung zu bitten, „daß er ihn von der Schwärmerei seines Amtsbruders nicht früher in Kenntniß gesetzt habe." Je inniger das frühere Verhältniß beider gewesen war, desto bedeutender mußte dem König die Sache erscheinen, desto mehr mußte er geneigt sein, Fenelon's Schuld für noch größer zu halten, als man sie darstellte. Eine persönliche Zuneigung hatte Ludwig XIV. ohnehin nie für Fenelon gehabt, sein ganzes Wesen war für einen Charakter wie der des Königs zu ideal; deßwegen war es für ihn kein großes Opfer, Fenelon fallen zu lassen. Der völlige Bruch ließ nicht mehr lange auf sich warten. Im April 1697 ertheilte der König Fenelon durch Vermittlung des Herzogs v. Beauvilliers die Erlaubniß, sein Buch dem Papst vorlegen zu dürfen, nachdem Fenelon den Entwurf seines Schreibens an Seine

Heiligkeit dem König mitgetheilt hatte. Am 11. Mai spricht sich Fenelon gegen den König selbst, mehr in die Sache eingehend, aber noch mit ruhiger Erwartung des Erfolgs aus; er schreibt: „Herr v. Beauvilliers hat in Eurer Majestät Auftrag über mein Buch mit mir gesprochen. Ich nehme mir die Freiheit, Eure Majestät wiederholt zu versichern, daß ich herzlich gerne mein Buch in Gemeinschaft mit dem Erzbischof von Paris, Tronson und Pirot noch einmal durchprüfen und ihre Einsicht dazu benützen werde, um zu ändern oder zu erläutern, wo ich mit ihnen das Eine oder das Andre nöthig finde. So viel glaube ich schon zum Voraus versichern zu dürfen, daß es keine bedeutenden Anstände zu heben geben wird. Ich werde blos Manches, was ich ursprünglich viel weiter ausgeführt, dann aber der Kürze wegen im Druck weggelassen hatte, wieder beifügen müssen, da ich mich durch die Erfahrung überzeugt habe, daß dieß für Viele der Leser nöthig ist, weil sie in dem Gegenstand völlige Neulinge sind. Richter über mich kann ja nur der Papst sein und der Erzbischof von Paris kann nur das Mittel der Ueberzeugung gegen mich anwenden; indessen hoffe ich, ja ich bin's so ziemlich gewiß, daß wir hinsichtlich der Lehre keinen Anstand finden, und daß wir selbst hinsichtlich des Ausdrucks in wenigen Unterredungen im Reinen sein werden. An den Papst habe ich, wie Eure Majestät sich erinnern, nur mit Ihrer Genehmigung geschrieben; ich hätte das sogleich am Anfang thun sollen; denn ein Bischof sollte keine Zweifel gegen seine Rechtgläubigkeit entstehen sehen, ohne alsbald dem heiligen Stuhl darüber Rechenschaft zu geben; und namentlich wäre es für mich von hoher Wichtigkeit gewesen, Männer, welche in Rom mächtige Verbindungen haben, mir nicht zuvorkommen zu lassen.

Die ganze Sache hätte nicht so lange gedauert, wenn Alle so ernstlich als ich auf ihre Beendigung hingearbeitet hätten. Der Bischof von Meaux hat geäussert, er wolle mir als Freund seine Bemerkungen über mein Buch im Vertrauen mittheilen; aber ich warte schon 3½ Monate darauf vergeblich; obwohl er sie Andern schon mitgetheilt hat — dieß ist der Grund, warum die obgedachte Durchprüfung noch nicht den Anfang genommen hat. Uebrigens ist mir

aus sicherer Hand Einiges zu Ohren gekommen, woraus ich schließe daß diese „Bemerkungen" uns keine Schwierigkeit von Bedeutung in den Weg legen werden; alles dreht sich ganz einfach um mißverstandne Ausdrücke, wo sich die Erklärung und Beseitigung des Mißverständnisses ganz leicht und natürlich aus dem Buch selbst geben läßt, ohne daß man einen Augenblick darüber zu verlieren braucht.

Mir ist es nur leid und peinlich, daß wegen dieser Verzögerung das Aufsehen, das die Sache macht, so lange fortdauert, und daß ich meinen gnädigen Herrn und Wohlthäter unangenehm davon berührt sehen muß. Aber ich darf wohl sagen, daß ich hier der Getäuschte bin und nicht Tadel, sondern Mitleid verdiene: übrigens hoffe ich die Sache sehr bald ins Reine zu bringen . . ."

Eben um die Zeit, da Fenelon diesen Brief schrieb, gieng in St. Cyr eine Verhandlung vor, aus welcher Fenelon sich bestimmt überzeugen konnte, wie sehr der König schon gegen ihn eingenommen war; nemlich die Ausweisung dreier Frauen aus dem Kloster wegen vorherrschender Anhänglichkeit an Fenelon's Grundsätze. Der König kam selbst dazu nach St. Cyr und erklärte öffentlich vor der ganzen Hausgenossenschaft, er werde nie dulden daß eine derselben wieder ins Haus zurückkehre. Unter ihnen war Frau v. Maisonfort, welche früher bei Frau v. Maintenon so besonders beliebt gewesen war. Da man ihr die Wahl ihres Aufenthalts frei stellte, begab sie sich nach Meaux unter die beichtväterliche Leitung Bossuet's, mit welchem sie schon früher in Briefwechsel gestanden war; und sie konnte noch nach seinem Tode, wie ein Brief von ihr an Fenelon zeigt, nicht genug rühmen, mit welcher aufopfernden Freundlichkeit und Güte Bossuet unter allen seinen zahlreichen Geschäften sich ihr in ihrer Trübsal gewidmet habe.

## 17. Vergebliche Verständigungs-Versuche.

Den Weg, welchen der Herzog v. Beauvilliers eingeschlagen hatte, und welchen auch Tronson ihm als das einzige Mittel zum Frieden empfahl, konnte Fenelon sich nicht entschließen zu wählen; Amtsbrüdern, welche weder nach kirchlichen, noch nach bürgerlichen Ordnungen irgend eine Gerichtsbarkeit über ihn hatten, konnte er keine

Entscheidung über ein Buch zugestehen, welches er bereits ihrem gemeinschaftlichen Vorgesetzten, dem Papst, vorgelegt hatte. Aber statt es einfach auf die Entscheidung des Papstes ankommen zu lassen, gab er sich immer noch der Hoffnung hin, durch Erläuterungen und Verhandlungen mit seinen Collegen sich zu verständigen; und das konnte nicht gelingen. Fenelon hielt als erste Bedingung der Verständigung fest, daß Bossuet an den Verhandlungen mit dem Erzbischof von Paris, Tronson und Pirot*) keinen Antheil nehme — „nicht als ob er gegen Bossuet gereizt wäre, sondern weil durch Bossuets ganzes Benehmen seit mehreren Jahren jede Verhandlung mit ihm leider zur Unmöglichkeit geworden sei" — ; und der Erzbischof sowohl als der König selbst schienen diese Forderung als billig anzuerkennen; aber Bossuet, indem er seine versprochnen Bemerkungen den drei andern Geistlichen allein mittheilte, brachte es dahin, daß gerade Fenelon von der Prüfung, die er ohne Bossuet hatte vorgenommen sehen wollen, ausgeschlossen wurde; und erst nachdem Alles schon festgesetzt war, sollte Fenelon hinzutreten, um sich zu verantworten, oder das Urtheil über sein Buch zu vernehmen. Bossuet hatte 48 Sätze aufgestellt, die er größtentheils für „eigentliche Irrlehren" erklärte; und „noch viele andre Sätze", sagte er, „führen auf höchst verwerfliche, ärgerliche, quietistische Folgerungen, welche zwar der Verfasser nicht zugeben wolle, welche aber aus seinen Grundsätzen nothwendig hervorgehen; es sei vergeblich, eine in sich selbst unentschuldbare, Entsetzen erregende, schädliche, verhaßte Lehre beschönigen zu wollen." Das ganze Buch von Anfang bis zu Ende sei nichts als eine versteckte Vertheidigung des Quietismus und gereiche der ganzen Kirche zum Aergerniß; deßwegen müssen die drei Geistlichen, wenn sie nicht pflichtvergessen ihrem Amt entgegenhandeln und im Angesicht der ganzen Kirche sich selbst diese falsche Lehre Schuld geben lassen wollen, gegen dieses Buch ein Zeugniß abgeben." Diese leidenschaftliche Sprache war zwar mit den zärtlichsten Versicherungen vermischt: „es thut uns weh" sagte Bossuet, „von einem theuren Manne, von einem Freund so zu reden, welcher so gerne auf

*) Vgl. S. 135.

meine Stimme hörte als ich auf die seinige. Gott, vor dessen Angesicht ich schreibe, weiß, mit welchem Seufzen ich diese schmerzliche Klage erhebe. . . meinen Sünden schreibe ich es zu, daß ein solcher Freund, ein Herzens-Freund, den ich in meinem ganzen Leben geliebt habe, sich so von mir hat entfernen können" — aber Fenelon sah darin einen Mangel an Aufrichtigkeit, über welchen sein gerader, freimüthiger Charakter nur um so mehr entrüstet wurde; während hinwiederum Bossuet von den Erläuterungen, welche Fenelon anbot, nichts hören wollte, „weil sie nicht aufrichtig gemeint seien."

## 18. Fenelon's Verbannung vom Hof.

Da man sich über die vorgeschlagenen Conferenzen nicht vereinigen konnte, weil Fenelon Bossuet nicht als seinen Richter anerkennen konnte, und doch ohne Bossuets Beifall und Zustimmung nichts gewonnen war: so schrieb Fenelon an den König, 25. Juli 1697, und bat ihn um Erlaubniß, selbst nach Rom zu reisen und sein Buch zu vertheidigen; er versprach, dort ganz zurückgezogen zu leben und Niemand zu sehen als den Papst und die von ihm erwählten Richter; sobald der Papst seinen Ausspruch gethan, wolle er, gerechtfertigt oder enttäuscht, jedenfalls als gehorsamer Katholik zurückkehren; und falls Seine Heiligkeit gegen ihn entscheide, dann würde er sich selbst in Stand gesetzt sehen, denjenigen, die seine Lehre gebilligt hätten, ihren Irrthum zu benehmen. — Vergeblich wünschte er, dieses Gesuch mündlich bei Frau v. Maintenon näher zu begründen; sie erklärte es für unnöthig, seinen Besuch anzunehmen; deßwegen schrieb er an sie am 29. Juli 1697, und stellte ihr die ganze Sachlage vor, namentlich, daß die Entscheidung des Papstes das einzige Mittel sei, dem Streit ein unwiderrufliches Ende zu machen, daß er aber Niemand finden könne, der an seiner Statt eine so verrufene und gefährliche Sache auszufechten sich hergeben würde. Zugleich versicherte er, er hoffe, nicht durch eigne Kraft, aber durch Gottes Gnade, was auch geschehen möge, bis ans Ende Geduld und Festigkeit gegenüber seinen Gegnern, unbedingten Gehorsam gegen die Kirche, eifrigste

Ergebenheit gegen den König, ehrerbietige Dankbarkeit gegen ihre Person zu beweisen. Drei Tage darauf, am 1. August 1697, erhielt er die Antwort des Königs: „er halte es nicht für angemessen, ihm Erlaubniß zur Reise nach Rom zu ertheilen; vielmehr sei er hiemit angewiesen, sich in seine Diöcese zu begeben und sie nicht mehr zu verlassen; nach Rom könne er seine Vertheidigung schriftlich schicken; in Paris habe er sich auf dem Weg nach Cambrai nicht länger aufzuhalten, als etwaige Geschäfte es erheischen." An demselben Tage schrieb Fenelon an Frau v. Maintenon:

„Gnädige Frau! Ich werde morgendes Tages Versailles verlassen, um dem König Gehorsam zu leisten; in Paris würde ich mich gar nicht aufhalten, wenn ich nicht in die Nothwendigkeit versetzt wäre, einen Mann zu suchen, der geeignet und willig ist, für mich die Reise nach Rom zu machen. Ich gehe nach Cambrai mit einem Herzen voll eifrigen Gehorsams und dankbarster Anhänglichkeit gegen den König. Das betrübt mich am meisten, daß ich sein Mißfallen und seine Unzufriedenheit erregt habe. Mein Lebenlang will ich täglich Gott bitten, daß er Seine Gnade reichlich über ihn ausgieße. Ich ergebe mich darein immer mehr zertreten zu werden; ich bitte Seine Majestät nur darum, daß die unschuldige Diöcese Cambrai unter den Verirrungen, die man mir Schuld gibt, nicht zu leiden habe. Nur für die Kirche bitte ich um den Schutz des Königs, und verstehe darunter nur das, daß man mir in dem Segen, den ich in meiner gegenwärtigen geistlichen Amts-Stellung stiften kann, keine Hindernisse in den Weg lege.

Erlauben Sie mir noch, gnädige Frau, Sie wegen aller Unlust, die ich Ihnen verursacht habe, um Verzeihung zu bitten. Gott weiß, wie leid es mir ist; ich werde ihn ohne Unterlaß darum bitten, daß Er allein Ihr Herz ganz erfülle. Ihre frühere Güte wird mir so unvergeßlich bleiben, als ob ich derselben nicht verlustig worden wäre, und immer werde ich Ihnen mit ungeschwächter ehrerbietiger Anhänglichkeit zugethan bleiben."

Diese so milde und zugleich feste Sprache, in welcher Fenelon die hohe Frau sowohl an ihre frühere Gewogenheit gegen ihn, als an den Antheil erinnerte, den sie an seiner Ungnade hatte, machte einen so tiefen Eindruck auf Frau v. Maintenon, daß ihre Gesund-

heit dadurch angegriffen wurde. Der König, dem sie die Ursache ihrer Traurigkeit nicht verhehlte, war unwillig darüber und sagte: „Am Ende muß dich diese Geschichte noch das Leben kosten!"

Nach 24stündigem Aufenthalt in Paris reiste Fenelon nach Cambrai ab. Mit bewegtem Herzen fuhr er an dem Kloster St. Sulpice vorbei, wo er die glücklichsten Tage seiner friedlichen Jugendzeit zugebracht hatte, und welches er jetzt nie mehr sehen sollte. Aus zarter Schonung wollte er es auch jetzt nicht betreten, um den Vorsteher der ehrwürdigen Genossenschaft nicht in seine Ungnade zu verwickeln, und aus demselben Grunde enthielt er sich auch während der ganzen Dauer der Untersuchung in Rom alles Briefwechsels mit Tronson; nur unmittelbar vor seiner Abreise am 2. August schrieb er ihm einen Brief, worin er ihm den Beweggrund seiner Abreise ohne Abschied zu nehmen mittheilt, ihm seine Lage auseinandersetzt, ihn bittet, dem Bischof von Chartres die Thatsachen, um die es sich handle, wo möglich ins Licht zu stellen, und ihn um seine Liebe und um seine Fürbitte ersucht, der er in seinem gedrückten Zustand sehr bedürfe, so wie er ihn seiner unveränderlichen Liebe, Dankbarkeit, Verehrung und Vertrauens versichert.

Sobald der Prinz die Verbannung seines Hofmeisters erfuhr, warf er sich seinem Großvater zu Füßen, und versicherte ihn mit der ganzen Wärme seines edlen jugendlichen Herzens, daß die reine Lehre, die er aus dem Munde seines geliebten Lehrers gesogen habe, das sicherste Zeugniß für dessen Rechtgläubigkeit sei. Der König war über den großherzigen Eifer des Jünglings gerührt; aber gewohnt, sich mehr von allgemein giltigen Grundsätzen, als von persönlichen Eindrücken leiten zu lassen, erwiederte er ihm: „Mein Sohn! ich darf hier nicht Gunst oder Ungunst walten lassen; es handelt sich um die Reinheit der Lehre, und da versteht der Bischof von Meaux mehr davon, als Du und ich." Doch ließ er sich trotz allem Vorurtheil, das er sich hatte gegen Fenelon beibringen lassen, durch die Thränen seines Enkels dazu bewegen, ihm den Titel als Hofmeister der Prinzen zu lassen.

Es war ein ebenso schönes als seltenes Schauspiel, welches der Versailler Hof darbot: eine Freundschaft, welche zu dem in Ungnade Gefallenen auch vor dem Thron sich zu bekennen und

ihn zu vertheidigen den Muth hatte. Der König selbst gab in einer Privat-Unterredung dem Herzog v. Beauvilliers zu verstehen, welches Loos er zu erwarten habe; „er, der König, sei Gott und seinem ganzen Königreich für den Glauben des Thron-Erben verantwortlich, und könne daher nicht umhin, ihn auf seine bedenklichen Beziehungen zu dem Erzbischof von Cambrai aufmerksam zu machen, dessen Rechtgläubigkeit ihm verdächtig sei.“ Der Herzog erwiederte: „er wisse, daß er Seiner Majestät Fenelon zum Hofmeister des Prinzen vorgeschlagen habe, und er könne es nie sich reuen lassen; er sei immer sein Freund gewesen und sei es noch; aber in Glaubens-Sachen folge er seinem Beichtvater, nicht seinem Freunde; übrigens dürfe Seine Majestät hinsichtlich der Erziehung des Prinzen ganz ausser Sorge sein, denn der Prinz sei so weit entfernt, die Grundsätze der Quietisten zu theilen, daß er nicht einmal ihren Namen kenne.“ Tief ergriffen und doch fest setzte er hinzu: „Ich bin ein Geschöpf Ew. Majestät, Ew. Majestät haben mich emporgehoben, Sie können mich stürzen; in dem Willen meines königlichen Herrn werde ich den Willen Gottes erkennen; ich werde vom Hof scheiden mit Schmerz, Eurer Majestät mißfallen zu haben und mit der Hoffnung, ein ruhigeres Leben zu führen.“ Diese Erklärung scheint den König zufrieden gestellt zu haben. Beauvilliers gieng aber noch weiter; er ließ einen Brief Fenelon's vom 3. August, worin er vor seiner Abreise nach Cambrai das Bewußtsein seiner Unschuld und seine feste Haltung im Glückwechsel gegen seinen Herzensfreund aussprach, sogleich drucken, legte ihn selber dem König vor und verbreitete ihn am Hof und im Publikum. So setzte er, zur Verwunderung der Hofleute, Rang, Ehre, Gunst daran, seinen Freund zu vertheidigen; ebenso selbstverleugnend wehrte aber auch Fenelon seinem edelmüthigen Bemühen und schrieb ihm (26. August): . . . „Am meisten betrübt mich das, daß ich dem König Verdruß mache, und daß ich Sie in ein ungünstiges Licht bei ihm stelle. Opfern Sie mich auf! es liegt ja doch weit mehr an Ihnen, als an mir!“ . . .

Wenn die zarte Sorge der Freundschaft Fenelon's ruhige Fassung stören wollte, so fand er in den erhabenen Wahrheiten des Glaubens bald wieder die Kraft, der er bedurfte um alle

ihm noch bevorstehenden Kämpfe durchzumachen. Diese seine Stimmung spricht sich in einem Brief vom 20. August aus: „Sei's noch über ein Kleines; so löst sich des Lebens Traum, und wir sind auf ewig vereint im Reich der Wahrheit, wo kein Irrthum, keine Uneinigkeit, kein Aergerniß mehr ist; da ist die Liebe Gottes unser einziges Element und sein ewiger Friede ist unser Friede. Bis dahin wollen wir eben leiden, schweigen, uns mit den Füssen treten lassen und die Schmach Christi tragen, und froh sein, wenn unsre Unehre zu Seiner Ehre dient."

## 19. Die Anklage gegen Fenelon bei dem römischen Stuhl.

Schon am 26. Juli, sechs Tage vor der Verbannung Fenelon's, hatte der König einen eigenhändigen, aber von Bossuet abgefaßten Brief an den Papst Innocenz XII. geschrieben, worin er „das Buch des Erzbischofs von Cambrai als ein sehr verderbliches, gefährliches Buch anklagte, das bereits von Bischöfen, von vielen Theologen und einsichtsvollen frommen Männern verworfen sei; — die Erklärungen, die der Erzbischof darüber zu geben sich erbiete, seien unhaltbar; — die Entscheidung des heiligen Stuhls werde mit allen Mitteln königlicher Gewalt zur Vollziehung gebracht werden." Am 6ten August unterzeichneten der Erzbischof von Paris und die Bischöfe von Meaux und von Chartres eine Erklärung über das Buch: „die Grundsätze der Gläubigen", welche sie am Tag darauf mit der Genehmigung des Königs dem päpstlichen Nuntius Delphini einhändigten. Diese Erklärung war unter dem Einfluß des Erzbischofs von Paris und des Bischofs von Chartres sehr gemäßigt und würdig ausgefallen, nur war unter die angeklagten Sätze einer aufgenommen, welchen Fenelon selbst laut mißbilligte, und welcher nur durch Versehen der Druckerei bei der Abwesenheit Fenelon's in die Schrift hineingekommen war, nemlich daß „die menschliche Natur Christi unwillkührlichen Gemüthsbewegungen und Schwachheiten unterworfen gewesen sei, welche sich jedoch der göttlichen Natur nicht mitgetheilt haben" — ein Satz, welcher nur mit Unrecht zur Begründung der Anklage mit verwendet werden konnte.

Da Fenelon die Erlaubniß, zu seiner Vertheidigung selbst nach Rom zu gehen, von dem König nicht erhalten hatte, so mußte er einen Mann suchen, welcher bei anerkannt edlem und frommen Charakter zugleich theologische Gelehrsamkeit und genaue Kenntniß der vorliegenden Streitsache, welcher namentlich auch die weise Besonnenheit besaß, um bei allem Eifer doch den Gegnern keine Blöße zu geben. Die Vorsehung schenkte ihm einen solchen Mann in dem Abbé von Chanterac, einem nahen Verwandten der Mutter Fenelons — und auch hier zeigt sich die schöne Erscheinung, daß Fenelons Ungnade die Bande, welche seine Freunde an ihn fesselten, nur noch fester anzog —; diesen Freund, welcher Fenelon mit der innigsten Verehrung und der unerschütterlichsten Treue ergeben war, schildert ein entschiedener Anhänger Bossuets (Pirot) als „einen verständigen, friedliebenden, gründlich gelehrten, rechtschaffenen Mann". Sein Briefwechsel mit Fenelon ist ein Ideal von Mäßigung in gelehrten Streitigkeiten, besonders im Gegensatz gegen die Briefe des Abbé Bossuet, des Neffen des Bischofs von Meaux.

Der Abbé Bossuet war schon ein Jahr vorher aus einer anderweitigen Veranlassung mit dem Abbé Phelippeaux, einem geschickten Theologen, nach Rom gekommen; sie waren eben im Begriff, nach Frankreich zurückzukehren, als Fenelon sein Buch dem heiligen Stuhl zur Beurtheilung vorlegte, und sofort veranlaßte Bossuet seinen Neffen, in Rom zu bleiben, um die Verurtheilung des Buchs zu betreiben, indem er ihm Phelippeaux als Rath und Gehilfen zur Seite stellte. Es war dieß für Bossuet selbst, wie für Fenelon, ein eigentliches Unglück, da beide, wie jeder Blick in ihre Briefe und Streitschriften zeigt, durch ihre Heftigkeit und ihre giftigen Aeusserungen ausserordentlich viel dazu beitrugen, Bossuet gegen Fenelon zu erbittern.

Ueberall begegnete Fenelon dem Mißtrauen.*) Obgleich die

---

*) In dem Brief an Beauvilliers vom 3. August hatte er aufs bestimmteste ausgesprochen, wenn der Papst seine Schrift verurtheile, so sei er der Erste, der dieses Urtheil unterschreibe und das Buch in seiner Diöcese verbiete, — nur werde er den Papst um bestimmte Bezeichnung der Stellen bitten, welche in der Verurtheilung gemeint seien, um seine Beistimmung im vollsten Sinn aussprechen zu können. Bossuet glaubte

drei Bischöfe ihre „Erklärung" gegen Fenelon's Schrift gedruckt in ganz Frankreich und Europa verbreitet hatten, so wollte Fenelon doch, um nicht seiner Seits das Aufsehen und das Aergerniß noch größer zu machen, ihnen nicht geradezu entgegentreten. Er erließ am 15. September, wie er schon in Versailles versprochen hatte, einen Hirtenbrief, um etwaige Dunkelheiten und Anstände seiner Lehre zu beseitigen; und stellte namentlich sowohl die 34 Artikel von Issy, als die Bulle des Papsts gegen Molinos und den Quietismus oben an; zugleich aber schrieb er an Chanterac am 15. September: „die ausdrückliche Antwort auf die Angriffe der drei Bischöfe behalte er sich vor, dem Papst ganz im Stillen zu schicken um seine Collegen zu schonen, so schonungslos sie auch mit ihm umgehen". Ebenso in 2 Briefen vom 12. und 19. November. . . „Ich will, nicht aus Politik, sondern um der Sache der Religion und um des Amts willen, auch die Person meiner Collegen durchaus schonen; in Dingen, die man ganz der Oeffentlichkeit hingeben will, kann man nicht vorsichtig genug sein". Es liegt mir Alles daran mich zu rechtfertigen; und deßwegen würde ich 100mal lieber auch den Hof vollends ganz vor den Kopf stoßen, als schweigen; nur aus Rücksicht auf die Kirche und auf meine Collegen, die ich nicht mit Schmach bedeckt sehen möchte, bin ich zurückhaltend. Der Papst, mein Vorgesetzter, soll entscheiden." Dennoch konnte Fenelon es nicht vermeiden öffentliche Schritte zu thun; der Gang der Untersuchung brachte es mit sich. Bossuet hatte geglaubt, die Verurtheilung Fenelons werde nicht lange auf sich warten lassen, und seinem Neffen geschrieben (2. September): „er solle nur dafür sorgen, daß man sich in Rom die Sache nicht schwer vorstelle; der

---

darin nur Ausflüchte zu sehen, und eine Erneuerung der Spitzfindigkeiten, welche der Kirche schon so viel zu schaffen gemacht haben und noch machen; aber Fenelon erklärte in einem zweiten Brief an Beauvilliers: Daß er sich auch einer ganz allgemein gehaltenen Verurtheilung jedenfalls unbedingt unterwerfe; nur um recht gründlich gehorchen zu können, wünsche er genau die ganze Tragweite des Urtheils zu wissen, nur um seines Irrthums recht völlig loszuwerden, wünsche er ganz im Einzelnen zu erfahren, was er glauben und nicht glauben müsse um nicht zu irren."

Erzbischof von Cambrai werde jetzt schon in seiner Diöcese als ein Ketzer angesehen, und sobald ein Ausspruch von Rom komme, werde sich Alles gegen ihn erheben". Aber der Römische Hof fand sich gar nicht bewogen, mit seinem Ausspruch zu eilen; der Papst hätte viel lieber den leidigen Streit zwischen zwei hochgeachteten Bischöfen auf friedliche Weise in Frankreich selbst geschlichtet gesehen, und ließ durch seinen Nuntius wiederholt diesen Wunsch gegen den König aussprechen; nur auf die dringendsten Bitten des Königs ernannte er endlich acht und bald noch zwei Räthe, um vor dem Collegium der Cardinäle ein Gutachten abzugeben. Diese ließen Fenelon eröffnen, daß es ihnen sehr schwer sei, so viele oft schlecht oder unpünktlich geschriebene Streitschriften zu lesen, und so wurde er genöthigt, auch seinerseits von seiner Schrift „Grundsätze der Gläubigen" eine lateinische Uebersetzung drucken zu lassen, deren schöne Sprache allgemeine Bewunderung fand, sodann Uebersetzungen seines Hirtenbriefs vom 15ten September und seiner Antwort auf die Erklärung der drei Bischöfe. Aber, wie Fenelon wohl vorausgesehen hatte, die Veröffentlichung dieser Schriften trug allerdings dazu bei, die Hitze des Streits aufs neue anzufachen, und nur das Ansehen, welches Bossuet und Fenelon allenthalben genossen, konnte das allgemeine Urtheil, welchem damit die Sache preisgegeben war, von allzuärgerlichen Ausbrüchen zurückhalten.

Wie sich Fenelon bemühte, seine Gegner möglichst zu schonen, so drang er auch in seine Freunde, alle Aeusserungen einer entschiedenen Anhänglichkeit gegen ihn, wodurch sie sich selbst bloß stellen könnten, zu vermeiden. Niemand konnte ihm in Rom wichtigere Dienste leisten, als der kurz zuvor ernannte französische Gesandte, Cardinal von Bouillon, welcher ihm mit aufrichtiger Freundschaft und Hochachtung zugethan war, ohne jedoch darüber seine Stellung und seine Pflichten gegen den König zu vergessen, der ihn mit seinem Zutrauen beehrt hatte. Er sah von Anfang an voraus und verhehlte es Fenelon nicht, daß sein Buch, wenn man es mit der Prüfung streng nehme, werde verurtheilt werden; seine Thätigkeit war nur darauf gerichtet, dem Urtheil eine so wenig als möglich verletzende Form zu sichern, was sich

wohl mit seiner amtlichen Stellung vertrug. Fenelon aber trieb die zarte Rücksicht auf v. Bouillon's amtliches Verhältniß so weit, das er (6. November 97) an Chanterac schrieb: „Ich bitte Sie, dem Cardinal zu sagen, ich sei von seiner Güte so gerührt, daß ich ihm weder schreiben noch Briefe von ihm empfangen will um ihn keiner Nachrede auszusetzen. Er weiß ja wohl, wie der Bischof von Meaux alles Mögliche thut, um, wenn es ihm in Rom mißlingen sollte, alle Schuld auf den Gesandten wälzen zu können; deßwegen bin ich ihm schuldig, ihm weder ein Lebens-Zeichen zu geben, noch eins von ihm zu erhalten, damit Alles, was wir beiderseits zu seiner Entlastung vorbringen können, sich als Wahrheit herausstelle".

Von der andern Seite war Fenelon in seiner Vertheidigung sehr eingeengt durch den mächtigen Einfluß seiner Gegner, welchen alle möglichen Mittel der Regierungs-Gewalt zu Gebot standen; sie entblödeten sich nicht, seinen Briefwechsel zu überwachen; so daß er wichtige Briefe auf Umwegen an seinen Bevollmächtigten gelangen lassen mußte, wodurch die Besorgung derselben verzögert wurde; ja der Abbé Bossuet rühmte sich geradezu in einem Brief an seinen Oheim, daß er seine Spione habe, welche ihm von jedem Schritt Chanterac's und andrer Freunde Fenelon's sogleich Nachricht geben.

Ebenso schwierig war für Fenelon die Besorgung des Drucks der Streitschriften, die er den Angriffen der drei Prälaten entgegensetzen mußte. Sie hatten neben dem unbeschränkten Einfluß ihrer Stellung die bequemste Gelegenheit, in der Hauptstadt ihre Schriften drucken und verbreiten zu lassen; er konnte der Pariser Druckereien sich nicht bedienen, weil er fürchten mußte, Bossuet möchte ihm von Seiten der Regierung Hindernisse bereiten; der holländischen Pressen sich zu bedienen, schien ihm auch nicht schicklich für einen Bischof, da dort bei herrschender Preßfreiheit für ganz Europa Alles gedruckt wurde, was gegen Kirche und Königthum geschrieben wurde; die Flamänder Drucker verstanden zu wenig Latein, als daß man ihnen Werke von so entscheidender Bedeutung anvertrauen konnte; so mußte er seine Schriften unter dem Siegel der Verschwiegenheit in Lyon drucken lassen, ohne den Druck überwachen, ja ohne auch nur die Correcturbogen zu Gesicht bekommen zu können, bei einer Streitsache, wo „der kleinste Druck-

fehler die Gedanken und den Sinn des Verfassers gerade ins Gegentheil verkehren, wo die Versetzung eines Punkts oder eines Komma's eine Anklage auf Ketzerei begründen konnte." So machte ihm das Geschäftliche bei seinen Streitschriften noch mehr Verdruß und Zeit-Verlust, als die Abfassung selbst. Die Sache hatte Eile, denn Bossuet drängte wiederholt auf baldige Entscheidung. Er schrieb seinem Neffen (21. October und 27. October 1697): „Erinnern Sie nur, daß das Buch kurz, der Gegenstand genau geprüft, ja in der Person des Molinos, des Lacombe, der Guyon schon gerichtet ist. Man sagt von Rücksichten auf die erzbischöfliche Würde — das wäre ganz verderblich! je höher der steht, von welchem der Irrthum ausgeht, desto nöthiger ist es, seinen Einfluß zu vernichten." Er veranlaßte den König, gegen den Nuntius seine Ungeduld über die Zögerung des Papstes auszusprechen. Aber der Papst erwiederte: „Nachdem die drei Prälaten als Ankläger aufgetreten seien und zwar mit der unbeschränktesten Oeffentlichkeit der Anklage, sei es ganz unumgängliche Forderung des Rechts, auch den Angeklagten sich aussprechen zu lassen." Der König fand dieß durchaus seinen eignen Grundsätzen entsprechend; aber der Abbé Bossuet beredete seinen Oheim (4. Februar 1698): „die Werkzeuge des Erzbischofs von Cambrai stossen alle möglichen Thüren auf, um die Entscheidung zu verzögern," und Bossuet brachte den König, weil die Ehre und Ruhe der Kirche von der baldigen Vereinigung dieser großen Angelegenheit abhänge, dazu, dem Nuntius einen (von Bossuet verfaßten) Aufsatz zu übergeben, wodurch der König, in ganz streng theologischen Ausdrücken in das Einzelne des Gegenstandes eingehend, dem Papst und seinen Räthen die hohe Wichtigkeit der Sache an's Herz legte. Wie ganz grundlos aber das Vorgeben des Abbé Bossuet war, daß Fenelon die Verhandlungen in die Länge zu ziehen oder der Entscheidung auszuweichen suche, erhellt deutlich aus seinen Briefen, in welchen sich vielmehr eine wahre Ungeduld ausdrückt. Er schreibt an Chanterac (27. Januar 1698): Sobald Sie alle meine Vertheidigungs-Gründe vorgebracht haben, so verlieren Sie keinen Augenblick, auf die Entscheidung zu dringen . . ., der Papst ist sehr alt, er kann sterben; neue Umtriebe können dazwischen ge-

worfen werden. . . Wenn man in Rom zögert und uns immer mehr schreiben läßt, so wird die Sache immer giftiger, das Aergerniß immer größer. . .

## 20. Ernstlichere Verwicklung mit dem Erzbischof von Paris.

Auch mit dem Erzbischof von Paris wurde Fenelon immer mehr gespannt. In der Ueberzeugung, daß in diesem Streit der ganze Bestand des Glaubens auf dem Spiel stehe, und deßwegen persönliche Schonung und zarte Rücksicht zum Verrath an der Sache werde, hatte Bossuet in ihn gedrungen, aus seinem Hirtenbrief vom 27. October 1697 einige Wendungen der Achtung und Höflichkeit gegenüber von Fenelon auszustreichen; es gieng ihm aber damit, wie gewöhnlich den vermittelnden, nachgiebigen Naturen; einerseits ließ er sich von Bossuet weiter hinreissen, als ihm selbst lieb war, ohne doch den Vorwurf der Schwäche und Weichheit vermeiden zu können; andrerseits, während er um Fenelon zu schonen, die Nennung seines Namens bei dem Angriff auf seine Lehre vermied, beleidigte er ihn doch so, daß Fenelon erklärte, „dieser Hirtenbrief enthalte bei aller scheinbaren Mäßigung noch mehr Gift und Bitterkeit als die Schriften des Bischofs von Meaux.“ (Brief an Chanterac vom 3. December 1697). Diese neue Verwicklung mußte um so folgenreicher für Fenelon werden, als bald hernach die Familie des Erzbischofs von Paris durch die Vermählung seines Neffen mit einer Nichte der Frau v. Maintenon mit dieser selbst in die innigste Verbindung und dadurch am Hof zum höchsten Ansehen und in die einflußreichste Stellung kam. Merkwürdiger Weise war es Fenelon selbst, welcher den Anstoß zu dieser Heirath gegeben hatte, und die Mutter des Bräutigams, die Marschallin v. Noailles, schlug den Dienst, den Fenelon dadurch ihrem ganzen Hause erwiesen, so hoch an, daß sie ihrem Schwager, dem Erzbischof v. Noailles, Vorschläge machte, wie man die Streitsache Fenelon's auf gütliche Weise zu Ende bringen könnte; aber Bossuet sprach sich in einer Unterredung mit dem Erzbischof von Paris und dem Bischof von Chartres in Gegenwart der Frau v. Maintenon so entschieden für die Noth-

wendigkeit aus ein Zeugniß abzulegen, indem er sogar dem Erzbischof vorwarf, er richte die Kirche zu Grund, daß endlich der Erzbischof von Noailles, ebenso wie Frau v. Maintenon, ihm Recht gab. Fenelon aber konnte schon deßwegen nicht umhin, gegen den Hirtenbrief des Erzbischofs in die Schranken zu treten, weil er Bossuets Schriften mit allem Ernst zu bekämpfen sich genöthigt glaubte, und es ihm unausbleiblich als heimliche Furcht oder Hoffnung ausgelegt worden wäre, wenn er gegen seinen andern Gegner ein ganz entgegengesetztes Verfahren eingehalten hätte. Wie fern ihm solche Beweggründe standen, darüber spricht er sich in zwei Briefen an v. Chanterac vom 9. December 1697 und vom 3. April 1698 aus:

„Man wird natürlich in Rom darauf hinweisen, das einzige Mittel, den König zu begütigen, mich bei Hof wieder möglich zu machen und das Aergerniß zu heben, sei, daß ich entgegenkommende Schritte thue und demüthig anerkenne, ich habe einigermaßen Unrecht. Aber ich erkläre, daß ich auf eine Rückkehr an den Hof weder unmittelbar noch mittelbar umgehe; ich will lediglich entweder aufrichtig zur Einsicht kommen, wenn ich im Irrthum bin, oder in Demuth und Geduld meine Rechtfertigung beharrlich verfolgen, wenn ich nicht im Irrthum bin und mein Glaube verleumdet wird. . . Auf meine Rückkehr an den Hof kommt mir nicht so viel an, als auf einen einzigen Buchstaben meines Buchs. Gott weiß, daß ich kein Freund des Hoflebens bin; überdieß wäre meine Rückkehr mit einem anrüchigen Ruf in Beziehung auf den Quietismus schmählich für mich und schädlich für mein Amt; auf der andern Seite, wenn meine Rechtgläubigkeit sich herausstellt, ist meine Rückkehr an den Hof, wo meine Gegner den Ton angeben, auch nicht im Interesse meines Amts. Das können Sie indessen aufs bestimmteste versichern, daß, wenn ich gerechtfertigt würde und nach Versailles zurückkäme, ich mich zu denen, die mich haben ins Unglück bringen wollen, in das versöhnlichste und christlichste Verhältniß stellen würde."

Seine Erwiederung gegen den Erzbischof von Paris, die er vorerst nicht der Oeffentlichkeit übergab, theilte er in vier Briefe, aus welchen hier einige Auszüge folgen:

„Hochwürdiger Herr! Ich habe so lange als möglich geschwiegen, und ich würde noch jetzt gerne alles Mögliche thun, um nicht in die peinliche Nothwendigkeit versetzt zu sein, mich bei Ihnen selbst über Ihren Hirtenbrief zu beklagen. Gott gebe, daß ich dabei die Ehrerbietung, die Sie verdienen, und meine alte Anhänglichkeit gegen Sie nie aus den Augen verliere. . . Je höher der Rang ist, in welchem Sie stehen, desto größer ist Ihre Verantwortlichkeit; und je milder Sie sich ausdrücken, desto mehr Eindruck machen Ihre Worte auf das Publikum, viel mehr als leidenschaftliche, heftige Vorwürfe. . . . Wenn Ihnen mein Buch bedenklich vorkam und meine Erläuterungen nicht hinreichend schienen, die Gefahr abzuwenden, so hätten Sie ja Hand in Hand mit mir den Papst, unsern gemeinschaftlichen Richter um eine Entscheidung bitten können. Denn wenn es in der Ordnung war, daß ich in meiner eignen Sache nicht entscheiden durfte, war es dann in der Ordnung, daß meine Ankläger entscheiden wollten? wenn ich Ursache hatte, gegen meine Urtheilskraft mißtrauisch zu sein, konnten sie nicht vielleicht auch sich eine Selbsttäuschung möglich denken? . . Gewiß durften Sie nicht fürchten, daß Rom den Quietismus begünstige, auf welchen von seinem Entstehen an die Bannstrahlen Roms gefallen sind, oder daß das Oberhaupt der Kirche die Grundlagen der Kirche einer Gefahr preisgegeben hätte um mein Buch zu schonen, welches ich selbst in diesem Fall nicht hätte schonen mögen. Das hätte der ganzen Kirche zur Erbauung gedient, wenn ihre Bischöfe bei allen verschiedenen Ansichten einmüthig die Entscheidung des Papstes abgewartet hätten, wodurch aller Streit ein Ende gehabt hätte.“ . .

Im zweiten Brief: „Ich gestehe Ihnen, Hochwürdiger Herr! je genauer ich Ihren Hirtenbrief durchlese, desto weniger erkenne ich Sie in diesem Styl, in welchem Sie unter dem Schein der Schonung die furchtbarsten Anklagen nur um so überzeugender zu machen wissen. . . Nichts ist leichter, aber nichts kann auch in Glaubensfragen weniger beweisen, als das Zusammenreihen einzelner aus dem Zusammenhang gerissener Stellen, aus welchen man die gehässigsten Folgerungen ziehen kann. . . Sie sagen: „das Christenthum sei keine Schule der Philosophie“ — allerdings, nicht alle

Christen können Philosophen sein; aber die bedeutendsten Theologen müssen es sein; als tiefsinniger Philosoph hat Augustinus den Heiden und den Irrlehrern gegenüber die christliche Wahrheit auf ihre letzten Gründe zurückgeführt; wegen seiner tiefen Philosophie ist Gregor von Nazianz der Ehren-Name des „Theologen" zu Theil geworden; durch ihre speculative Theologie sind Anselm und Thomas von Aquino in den späteren Jahrhunderten hervorragende Leuchten der Kirche geworden".

Der dritte Brief schließt mit den herzlichen Worten: Verzeihen Sie mir, hochwürdiger Herr, was ich im Interesse der Wahrheit und um meine Rechtgläubigkeit zu beweisen, über Ihren Hirtenbrief zu bemerken mich genöthigt sehe. Wollte Gott, daß wir die Wolken, die unsre alte Freundschaft getrübt haben, verscheuchen könnten! . . Der Herzenskündiger ist mein Zeuge, daß ich bei aller Verschiedenheit der Ansicht, und so schmerzlich ich diesen Zwiespalt beklage, Ihrer Person mit immer gleicher Hochachtung und Verehrung zugethan bin".

Im vierten Brief, welcher am tiefsten auf die Gegenstände des Streits eingeht, hebt Fenelon verschiedene Punkte hervor, in welchen der Erzbischof geradezu mit Bossuet in Widerspruch komme, und beweist also, daß seine Gegner unter sich ebensowenig einig seien, als mit ihm.

Fenelon ließ diese Briefe in Frankreich nicht drucken, aber den päpstlichen Untersuchungs-Richtern schickte er sie zu, wie der Erzbischof mit seinem Hirtenbrief ebenfalls gethan hatte. Bei dem allgemeinen Verlangen, die sämmtlichen Acten dieser großen Streitsache kennen zu lernen, ergab sich von selbst, daß die vier Briefe ohne Fenelon's Zuthun in Italien gedruckt wurden, ebenso wie auch alle Druckereien in Holland mit den Schriften beschäftigt waren, welche sowohl wegen der Berühmtheit ihrer Verfasser, als wegen der Umstände, unter welchen sie erschienen, allgemeines Interesse erregten. Obgleich nun der Erzbischof von Paris seinen Hirtenbrief durch den Druck in ganz Frankreich und Europa verbreitet hatte, so zeigte er sich doch empfindlich darüber, daß Fenelon die Antwort darauf habe in Rom drucken lassen. Er beklagte sich gegen ihn in einem Brief, „daß er seine gedruckten Antworten

nicht unmittelbar an ihn gerichtet, sondern erst auf einem langen Umweg ihm habe zukommen lassen. Er hingegen richte seine Antwort an ihn selbst, nicht an das Publicum; er hätte sie am liebsten Niemand gezeigt, aber einigen hochstehenden Personen habe er sie nicht vorenthalten können". Und eben dieser Brief wurde dennoch mit des Erzbischofs Erlaubniß gedruckt, und Fenelon hatte schon vier Tage nach dem Empfang der Handschrift gedruckte Exemplare in seinen Händen! Am Schluß des Briefs läßt der sonst so gemäßigte Erzbischof zwischen seine freundlichen Aeusserungen unwillkührlich einige Bitterkeit miteinfließen. „Erlauben Sie mir, hochwürdiger Herr, daß ich schließlich die Zeit beklage, um welche Sie mich und sich selbst bringen. Fürchten Sie nicht, wenn Sie sich mit der Rechtfertigung Ihrer haarscharfen Lehrbestimmungen, ohne welche die Kirche so lange hat bestehen können, so viel abgeben, daß Sie wichtigere Pflichten darüber versäumen? Was wird aus Ihrem großen Sprengel werden, dessen Pflege gewiß alle Ihre Thätigkeit in Anspruch nimmt, während Sie mit der Rechtfertigung Ihres Buches die Hände voll zu thun haben? Ich fühle mehr als Sie die Last meines Berufs, weil ich weniger Kraft habe; ich halte es für meine Pflicht, Alles zu vermeiden, was mich meinem Amt entzieht, und will mit dieser Streitsache keine Zeit mehr zubringen. Schreiben Sie gegen mich, so viel Sie wollen, ich antworte nicht mehr. . . . Es soll Ihnen nicht schwer werden, mit mir Frieden zu haben, ich will, soviel mir die Rücksicht auf die Wahrheit erlaubt, mit Ihnen Frieden halten und die aufrichtige, ehrerbietige Freundschaft pflegen, mit welcher ich Ihnen schon so lange ergeben bin".

## 21. Schriftwechsel zwischen Fenelon und Bossuet.

Noch ehe Fenelon in diesen besonderen Schriftwechsel mit dem Erzbischof von Paris verwickelt wurde, hatte ein viel gewaltigerer Kampf gegen Bossuet seinen Anfang genommen. Bossuet war unerschöpflich in Streitschriften, und so wenig der Gegenstand für begeisterte Beredsamkeit geeignet schien, so wußte sein ausgezeichnetes Talent denselben doch mit hohem Schwung und lebendiger Kraft

zu behandeln. Wenn man seinem Eifer fremdartige Beweggründe zu unterschieben geneigt war, so wies er solche Verdächtigungen mit edlem Unwillen zurück und rief aus: Wenn es Leute gibt, welche einen lauteren, uneigennützigen Eifer für die Wahrheit nicht zu fassen im Stande sind, so wollen wir uns über sie nicht ärgern und nicht glauben, daß sie aus bösem Willen uns falsch beurtheilen; es ist ja, wie Augustinus sagt, nicht zu verwundern, wenn sie einem Menschen menschliche Fehler zuschreiben! —" Aber kaum war wieder eines seiner Werke erschienen, so setzte ihm Fenelon die sprechendsten Vertheidigungs-Schriften entgegen, welche mit Schärfe und Klarheit geschrieben die Leser in die tiefsten Geheimnisse der Theologie hineinführten, und mit dem allgemeinsten Interesse allenthalben aufgenommen wurden.

„Beim Schluß Ihres letzten Werks" schreibt er an Bossuet, habe ich mich vor Gottes Angesicht gestellt, wie ich vor demselben im Augenblick meines Todes zu erscheinen gedenke: ich habe ihn inständig gebeten, mich vor jeder Selbsttäuschung zu bewahren. Ich meine, nichts mehr zu fürchten, als Ihre Gründe zu unterschätzen und dadurch mich selbst und Andre irre zu führen. Wie gerne möchte ich mich demüthigen, um Sie zufrieden zu stellen und dem Aergerniß ein Ende zu machen. Aber urtheilen Sie selbst, hochwürdiger Herr, ob ich gegen das Zeugniß meines Gewissens das demüthige Bekenntniß ablegen kann, ich habe unter dem Namen der gänzlichen Aufopferung des eignen Wesens die ungöttlichste Verzweiflung lehren wollen, da doch Gott, der mich richten wird, mein Zeuge ist, daß ich gerade deßwegen mein Buch geschrieben habe, um diese ungeheuerliche Lehre und Alles, was sie begünstigen kann, zu widerlegen." Er beklagt sich sofort über gezwungene Zusammenstellungen, über Entstellung seiner Ausdrücke, über Herausreissen derselben aus dem Zusammenhang, über das Gewicht, das man auf jedes Wort lege, über das Gift, das man durch Verdrehung des natürlichen Sinns in denselben zu finden sich bemühe und fährt fort:

„Wollte Gott, Sie hätten mich nicht gezwungen, aus dem Schweigen, das ich möglichst lange beobachtet habe, herauszutreten. Der Herzenskündiger weiß, wie willig ich gewartet hätte, bis der

heilige Vater seinen Ausspruch thun würde, und wie gerne ich auf das erste Wort von ihm mein Buch selbst verdammt hätte. Halten Sie sich immerhin für berufen, wie ein neuer Augustinus als Vertheidiger der Kirche gegen mich aufzutreten — ein Bischof, der sein Buch dem heiligen Stuhl zu beurtheilen gibt und schweigt, ist kein Pelagius und kein Julian. Hätten Sie nur auch in der Stille Ihre Einwendungen nach Rom geschickt! ich hätte keine Vertheidigung weder gedruckt noch geschrieben in die Welt geschickt; die ganze Kirche hätte ruhig Roms Urtheil erwartet, ich hätte, wenn mein Buch verurtheilt worden wäre, mich rückhaltslos unterworfen und die Sache wäre abgemacht gewesen, ohne weder der Wahrheit, noch der Liebe, noch der bischöflichen Würde Eintrag zu thun."

Im zweiten Brief entwickelt Fenelon aufs genaueste den Begriff der „reinen, selbstverleugnenden Liebe" im Gegensatz gegen die „lohnsüchtige Liebe."

Im dritten beklagt er sich über die Heftigkeit, mit welcher sein Gegner, neben den stärksten Versicherungen zärtlicher Liebe, ihn vor aller Welt als den ärgsten Ketzer hinstelle. Der unparteiische Leser staune, in einem gegen einen Collegen gerichteten Werk keine Spur der Mäßigung zu finden, welche man in Bossuets Schriften gegen protestantische Geistliche gerühmt habe. Wiederholt rügt er in diesem und in dem vierten Brief die offenbare Entstellung und Verdrehung seiner Worte und Behauptungen. Er hält ihm die Aeußerung vor: „seine Freunde rühmen laut, sein Buch trage den Sieg davon — wir wollen sehen!" „Nein, hochwürdiger Herr," entgegnet Fenelon, „ich will nichts sehen, als Ihren Sieg und meine Niederlage, wenn dieß zur Ehre Gottes dienen kann. Behüte Gott, daß ich über irgend Jemand und am wenigsten über Sie zu triumphiren wünsche! Ich lasse Ihnen den Vorrang in der Wissenschaft, im Talent, in Allem was Ehre bringt. Mein Wunsch ist nur, von Ihnen mich besiegt zu sehen wenn ich irre, und wenn ich nicht irre, die Reinheit meines Glaubens zu zeigen und dem Aergerniß ein Ende zu machen. Ich will nichts sehen, als die Wahrheit und den Frieden; die Wahrheit, um die Diener der Kirche zu

erleuchten, den Frieden, um sie zu einigen... Sie sagen, diese neue Innerlichkeit überschüttet die Kirche mit blendenden Briefen, mit Hirtenbriefen, mit Antworten voll Irrlehren! Aber nicht eine neue, sondern die alte Ansicht vom inneren Leben vertheidige ich. Und wer gibt Ihnen das Recht, sich „die Kirche" zu nennen? Die Kirche hat noch keinen Ausspruch gethan, sondern Sie erlauben sich, vor ihr zu sprechen! Wer hat denn zuerst geschrieben? wer hat den Lärm angefangen? wer bitteren Eifer gezeigt? Sie sind böse, daß ich nicht schweige, während Sie die furchtbarsten Anklagen gegen mich schleudern...

Fenelon's Streitschriften machten ein ausserordentliches Aufsehen. Eine so hohe Meinung man auch von seinem Geist und seinen Kenntnissen hatte, so hätte doch Niemand erwartet, daß er in einem theologischen Kampf gegen einen so gewaltigen Gegner wie Bossuet mit so viel Muth und Kraft auftreten würde; dazu wurde die Theilnahme, die sein persönlicher Charakter und sein Geist einflößte, noch gehoben durch die Ungunst des Geschicks. Bossuet, der als Ankläger auftrat, und mitunter auch von oben herab im Ton des Richters sprach, meinte Fenelon in die peinliche und immerhin etwas demüthigende Lage des Angeklagten versetzt zu haben; aber Fenelon trat ihm, ohne irgendwie den Anstand zu verletzen, auf dem Grund seines guten Gewissens und im Bewußtsein seines aufrichtigen Glaubens als gleichberechtigt vor dem gemeinsamen höheren Richter gegenüber; und so sah das Publikum mit Staunen den Bischof von Meaux, welcher schon längst als der Diktator der französischen Kirche das letzte Wort in Lehr-Streitigkeiten hatte, mit gleichen Waffen und zweifelhaftem Erfolg auf einem Kampfplatz stehen, von welchem man sonst ihn triumphirend zurückkehren zu sehen gewohnt war.

Bossuet mußte selbst fühlen, daß er in der Hitze des Streits Ausdrücke gebraucht hatte, welche an leidenschaftliche Bitterkeit und Herbheit wenigstens angrenzten, und welche auch im Publikum Mißfallen erregten; aber unbeugsam, wie er war, nahm er nichts zurück, sondern erklärte in seiner Antwort auf Fenelon's Briefe; „streng und schneidend sei er aufgetreten, weil es nothwendig gewesen sei; bei heiligen Religions-Wahrheiten sei weichliche Welt-

gefälligkeit nicht am Platz." Je höher Fenelon stand als angesehener Erzbischof, als Lehrer des Thronerben, als Rathgeber und Orakel der edelsten Männer am Hof, je höher er durch seine persönliche Tüchtigkeit noch steigen konnte: desto mehr schien einem Mann, wie Bossuet, der noch über seinen kirchlichen Rang hinaus eine gewissermaßen einzige Stellung, die eines Kirchenvaters der Gegenwart inne hatte, daran liegen zu müssen, daß falsche oder zweideutige Lehren sich nicht auf den Vorgang eines solchen Mannes berufen könnten, auch wenn er selbst sie in der reinsten Absicht ausgesprochen hätte. Selbst die theilweise Uebereinstimmung seiner Lehre mit den Schriften hochangesehener älterer Mystiker, wie Franz v. Sales, nöthigte nur um so mehr, dem Mißbrauch vorzubeugen, welcher mit solchen an sich ganz gut gemeinten Ausdrücken gemacht werden konnte und in neueren Zeiten gemacht worden war. Deßwegen sagt Bossuet: Sie meinen, Ihr Name schon sollte Sie schützen, daß man bei Ihnen keine so unsinnigen Lehren, wie man Ihnen vorwirft, voraussetzen dürfe; aber wir können uns nur an Ihre Worte halten, in Ihr Herz können wir nicht hineinsehen. . . Sie beklagen sich über meine starken Ausdrücke — aber es handelt sich um neugemachte Dogmen, die man durch den Mund eines Erzbischofs unter dem Vorwand der Frömmigkeit in die Kirche einführen will; wenn diese Dogmen mit den Irrlehren Molinos' zusammenfallen, darf man da schweigen? Die Welt wirft da mit: „übertrieben, herb, allzuscharf, leidenschaftlich" u. dgl. um sich; da sollte man eine Lehre allmählich aufkommen lassen ohne sie bei ihrem Namen zu nennen, ohne den Gläubigen Abscheu gegen sie einzuflößen; da nennt man Ausdrücke roh, weil sie bezeichnend für die Sache sind, und tadelt ihre Anwendung, die doch nothwendig ist. . . . Wenn der Urheber solcher Lehren sie versteckt, verhüllt, durch gewisse Ausdrücke zu mildern sucht und dadurch nur um so scheinbarer, einschmeichelnder und gefährlicher macht, soll man da um weltlicher Anstands-Rücksichten willen den heiligen Ernst der theologischen Ausdrucksweise herabstimmen und das Gift sich unter der Decke einschleichen lassen?"

Wenn Fenelon sich des Ausdrucks bedient hatte: „Es ist mit dem Verlangen nach Seligkeit, wie mit der Lebenslust; vertilgen

kann man sie nicht, aber aufopfern": so hält ihm Bossuet die allerdings schlagende Erwiederung entgegen: „Man opfert das zeitliche Leben gegen ein höheres Gut, das selige Leben; aber um das selige Leben hinzugeben, müßte man wieder ein höheres Gut sich denken können, für welches man die Seligkeit hingäbe; und wenn man dieses besitzt, wird man wieder selig, wenn man es verliert, unselig sein".

Ueber die „reine Liebe" äussert Bossuet: „Sie haben die Frömmigkeit überkünstelt; es ist Ihnen nichts gut genug, als Gott selbst in seiner inneren Herrlichkeit; die Güte, mit welcher er sich zu uns herabläßt und uns zu sich emporhebt, scheint Ihnen ein für die Vollkommnen zu geringer Gegenstand. Die reine Liebe, welche Sie als die vollkommenste Selbstverleugnung schildern, ist in der That Selbstverzweiflung". . . . Er schließt mit den Worten: „Ich habe Ihnen weiter nichts mehr zu sagen; schreiben Sie Briefe, so viel Sie wollen, zur Unterhaltung des Hofs und der Stadt, lassen Sie als ein zweiter Paskal Ihren Geist und Ihre Beredsamkeit bewundern — ich will an Allem, was Sie dem Publikum zum Besten geben, weiter keinen Antheil haben".

In der That suchten Fenelons Gegner, da ihnen sein lebhafter Widerstand etwas unerwartet kam, ihn durch den Einfluß des päpstlichen Nuntius zum Schweigen zu bringen; allein Fenelon schrieb an den Nuntius; es sei ihm nichts lieber als schweigen und gehorchen, aber wenn es sich um die furchtbarsten Anklagen in Glaubens-Sachen handle, könne er als Erzbischof um der Ehre seines Amts willen nicht schweigen, so lange sein Gegner immer wieder neue Beschuldigungen vorbringe; dem Angeklagten gebühre immer das letzte Wort.

Er richtete also wieder drei Briefe an Bossuet, worin er sagt: Je leidenschaftlicher Sie darauf ausgehen, mich zum Schweigen zu bringen, desto mehr zwingen Sie mich zum Reden. Wehe mir wenn ich schwiege, während Sie mir die entsetzlichsten Lästerungen Schuld geben, welche unter unschuldig klingenden Ausdrücken verkleidet seien. Meine Lippen würden befleckt durch ein feiges Stillschweigen, das ein stummes Geständniß der Lästerung wäre. Wenn der Papst mein Buch verdammt, nun so möge mein Name

auf ewige Zeiten in der ganzen Kirche ein Greuel und eine Schmach sein; ich hoffe, daß Gott mir die Gnade geben wird zu schweigen, zu gehorchen und mein Kreuz zu tragen bis in den Tod. Aber so lange der heilige Stuhl mir gestattet, meine Unschuld darzuthun, werde ich bis zum letzten Hauch Himmel und Erde zu Zeugen der Ungerechtigkeit Ihrer Anklagen aufrufen.

. . Ich fürchte selbst, mich zur Bitterkeit hinreissen zu lassen; die Sache bringt es mit sich, daß einem vollkommneren Mann, als ich bin, die Geduld ausgehen könnte. Sollte ich etwas gesagt haben, was nicht wahr und zu meiner Rechtfertigung erforderlich ist, oder Ausdrücke gebraucht haben, welche nicht nothwendig waren um meinen Gründen den gehörigen Nachdruck zu geben, so bitte ich Gott, die ganze Kirche und Sie um Vergebung. Aber wo sind diese Ausdrücke? sagen Sie mir sie doch! aber prüfen Sie sich selbst, wie Sie dabei gegen mich verfahren! Sie haben mir oft genug Beleidigungen statt Gründen hingeworfen, so können Sie auch meine Gründe als Beleidigungen aufgenommen haben. Wenn ich in gemäßigtem Ton sprach, hat man mir vorgeworfen, das Schuldbewußtsein trete kleinlaut und schüchtern auf; dann habe ich vielleicht den Mund etwas zu voll genommen, aber die Leser werden sagen müssen, daß ich manche harte Ausdrücke vermieden habe, die Ihnen ganz geläufig sind.

Wenn es bei andern Menschen menschlich hergeht, so befremdet es Niemand; aber wenn Diener Christi, wenn die Säulen der Kirche dem ungläubigen weltlich gesinnten Volk ein solches Schauspiel darbieten wie wir, da lachen die Gottlosen, da seufzen die Frommen, da möchte man blutige Thränen weinen. O hätten wir doch statt dieses Federkriegs in unsern Diöcesen den Katechismus getrieben und unsre armen Bauern gelehrt, wie sie Gott fürchten und lieben sollen!"

### 22. Verfahren und Stimmung Roms.

Während ganz Frankreich dem erbitterten Kampf zwischen den zwei ausgezeichnetsten Gliedern seiner Kirche in gespannter Erwartung zusah, verfuhr der römische Hof in der Untersuchung der

Streitfrage mit der Umsicht und Unpartheilichkeit, welche der Gegenstand, und mit der Feierlichkeit, welche die Rücksicht auf zwei berühmte Bischöfe und auf ihren Monarchen erforderte. Der König hatte zwar dem Papst deutlich zu verstehen gegeben, auf welcher Seite er stehe; aber der Papst durfte nicht von den Eingebungen weltlicher Politik, sondern nur von dem Interésse der Wahrheit und von der Würde des Römischen Stuhls sich leiten lassen. So wurde denn ein ganzes Jahr und 64 je 6—7stündige Sitzungen auf die Prüfung von Fenelon's Buch und von den darauf bezüglichen Schriften verwendet. Da sich im Schoß der Commission eine sehr starke Meinungs-Verschiedenheit zeigte, so ernannte der Papst noch zwei der gelehrtesten Cardinäle zu Mitgliedern derselben; aber bei den Abstimmungen waren fortwährend fünf gegen fünf.

## 23. Anstrengungen der Gegner Fenelon's und Fenelon's Entgegnungen.

Dem Abbé Bossuet war kein Mittel zu schlecht um Fenelon seine Vertheidigung zu erschweren, und um seine Verurtheilung auszuwirken. Von Frankreich aus suchte man auf den römischen Stuhl einen Druck auszuüben durch Entlassung von vier der nächsten Verwandten und Freunde Fenelon's aus ihren Stellungen am Hof; was aber den entgegengesetzten Erfolg hatte. Einen gewaltigen Schlag gegen Fenelon führte der Bischof Bossuet durch sein Werk: „Bericht über den Quietismus,“ welcher als ein Meisterstück einer Streitschrift großes Aufsehen machte. Fenelon sah sich genöthigt zu schweigen, weil er erfuhr, daß auch seine übrigen Freunde es würden büßen müssen wenn er fortfahre zu schreiben. Durch die dringenden Aufforderungen Chanterac's ließ er sich jedoch zuletzt zur Abfassung seiner „Antwort auf Bossuets Bericht“ bewegen, deren Veröffentlichung durch den Druck ihm in seiner Lage viel mehr Schwierigkeit machte, als die Abfassung selbst, die er in fünf Wochen zu Stand brachte. Diese Schrift, in welcher die so zuversichtlich vorgebrachten Anklagen Bossuets aufs schlagendste widerlegt waren, bewirkte einen völligen Umschwung

der öffentlichen Meinung sowohl in Frankreich, als in Rom. Seine Freunde, welche bei dem laut ausbrechenden Triumph der Gegner wie niedergeschmettert waren, hoben die Häupter wieder empor und konnten wieder freier aufathmen; auch der Papst und die Cardinäle waren sichtlich erfreut über die Rechtfertigung der geschmähten Unschuld. Bossuet gab wieder „Bemerkungen zu der Antwort des Erzbischofs von Cambrai" heraus, welche aber weit weniger Glück machten, als sein Bericht, und welche von Fenelon ebenfalls in einer „Antwort" widerlegt wurden. Bossuet selbst konnte nicht umhin öffentlich auszusprechen, daß Fenelon in seiner Vertheidigung einen unbeugsamen Muth und eine gewaltige Geisteskraft gezeigt habe; und von jetzt an ließ er sich auf die persönlichen Fragen nicht mehr ein. Auch von Frau Guyon, welche auf den ganz grundlosen Verdacht eines strafbaren Verhältnisses mit Lacombe hin in der Bastille eingesperrt war, und von Lacombe, welcher im Irrenhaus sein Leben geendet hatte, war nicht mehr die Rede. Bossuet suchte noch durch einige dogmatische Schriften die Entscheidung des Papstes zu betreiben, konnte aber die Aufmerksamkeit des Publikums nicht mehr erregen.

## 24. Die Entscheidung.

Während in Frankreich die Streitschriften Schlag auf Schlag folgten, giengen die Untersuchungs-Richter in Rom um so bedächtlicher zu Werk. Am 25. September 1698 waren sie endlich mit der Prüfung des Buchs fertig; aber eine Majorität gegen dasselbe war auch jetzt nicht vorhanden, die Stimmen standen sich gleich. Nach dem sonstigen Rechtsgang hätte der Beklagte auf die Freisprechung Anspruch machen dürfen. Aber auf das heftige Andrängen des Königs ließ sich der Papst, der sich nicht für unfehlbar hielt, bewegen, die Schluß-Entscheidung dem Collegium der Cardinäle zu übertragen. Der ungeduldige König ließ bald darauf ein fulminantes Schreiben an den Papst ergehen, worin er auf Beschleunigung des Urtheils drang und ziemlich bestimmt die Verurtheilung Fenelon's verlangte. Um noch ein deutlicheres Zeichen seiner Willensmeinung zu geben, ließ er sich im Januar 1699 das Verzeichniß der bei

Prinzen angestellten Personen vorlegen, und strich mit eigner Hand den Namen Fenelon's aus.

Endlich nach 37 Sitzungen, denen der Papst zum Theil selbst angewohnt hatte, erklärten die Cardinäle einstimmig 23 Sätze aus dem Buch für tadelnswerth. Mit der Abfassung des Urtheilsspruchs beauftragte der Papst diejenigen drei Cardinäle, von welchen er erwartete, daß sie denselben in die mildeste Form fassen würden, wurde aber nachträglich doch noch veranlaßt, einen der entschiedensten Gegner Fenelon's als vierten in diese Commission eintreten zu lassen. Durch seinen Einfluß wurde die Form des Urtheils wesentlich verschärft, und ebenso ein Versuch, die Streitsache auf einem anderen Wege, durch Aufstellung von zwölf positiven Glaubensregeln über die kirchliche Lehre und einfaches Verbot des Buchs Fenelon's zu beendigen, beseitigt.

Endlich am 12. März 1699 wurde der päpstliche Erlaß (Breve) mit großer Feierlichkeit im Cardinals-Collegium verlesen, vom Papst unterzeichnet und an den Plätzen Roms angeschlagen. Es wurde darin das Buch „Grundsätze der Gläubigen und namentlich 23 einzelne Sätze als vermessen, ärgerlich, übellautend für fromme Ohren, anstößig in der Anwendung, gefährlich und beziehungsweise irrthümlich verurtheilt und verdammt; übrigens der Ausdruck „ketzerisch" oder „an Ketzerei annähernd" vermieden, auch die sonst gewöhnliche Anordnung, das Buch zu verbrennen, unterlassen.

Der Abbé Bossuet hatte, ausser sich vor Aerger über den Vorschlag hinsichtlich der zwölf Canon's einen Kurier an seinen Oheim abgesandt und erklärt, es sei Alles verloren, wenn dieser Vorschlag angenommen werde. Hierauf erfolgte, aber zu spät um einen Einfluß auf die Entscheidung auszuüben, ein donnerndes Schreiben des Königs, in welchem er sein schmerzliches Erstaunen über die klägliche Schwäche der päpstlichen Verwaltung aussprach und bestimmt erklärte, daß er keine andere Entscheidung annehmen und in seinem Reich durchführen werde, als eine solche, wie er sie verlangt und wie man sie ihm versprochen habe. Der Brief war von Bossuet verfaßt, nach seinem eignen Geständniß. Mit dem Urtheil selbst war er nur soweit zufrieden, daß er lieber eine

Ueberarbeitung desselben gewünscht hätte, wenn sich dabei eine strengere Form hätte erwarten lassen.

### 25. Fenelon's Verhalten beim Empfang des Urtheils.

Da der französische Gesandte in Rom und Abbé Bossuet die Nachricht von dem päpstlichen Urtheil durch außerordentliche Kuriere nach Paris übermittelt hatten, so nahm der Graf v. Fenelon, des Erzbischofs Bruder, sogleich Postpferde um ihm die erste Nachricht zu überbringen. Er kam am 25. März nach Cambrai, als der Erzbischof eben im Begriff war, über den Gegenstand des Festes, die Verkündigung der Maria, zu predigen. So sehr ihn die überraschende Entscheidung ergriff, so behielt doch die Religion eine solche Macht über sein edles Gemüth, daß er nur einige Augenblicke der Sammlung bedurfte, um seiner Predigt eine ganz andre Wendung zu geben, und von der völligen Unterwerfung zu reden, welche der Christ seinen Vorgesetzten schuldig ist. Rasch hatte sich die Kunde von seiner Verurtheilung unter seinen zahlreichen Zuhörern verbreitet, auf welche seine schnelle Fassung, seine edle Sprache, und die heilige Ruhe, wodurch seine eigene Unterwerfung so feierlich bestätigt wurde, einen solchen Eindruck machte, daß aller Augen von Thränen der Liebe, der herzlichen Theilnahme und der bewundernden Verehrung erfüllt waren.

Ohne einen Augenblick unschlüssig zu sein fieng er, ehe er noch den Erlaß selbst in Händen hatte, schon an, sich mit der öffentlichen Erklärung seiner Unterwerfung zu beschäftigen. Nur die Rücksicht auf die bestehende Ordnung in Frankreich, daß ein päpstlicher Erlaß von dem Parlament eingetragen sein mußte, ehe er öffentliche Geltung hatte, hielt ihn zurück, sogleich sich zu erklären, weil man ihm die Umgehung dieser Ordnung als ein unverzeihliches Vergehen ausgelegt haben würde.[1]) „Meine Absicht ist", schrieb er[2]) „erstlich, gegenüber von Rom meine volle Unterwerfung aus religiöser Ueberzeugung auszusprechen; zweitens, aus dem Wortlaut des Erlasses in keiner Beziehung etwas für mich Günstiges

[1]) Brief an Chanterac vom 27. März 1699.
[2]) deßgleichen vom 3. April 1699.

herauszuziehen; drittens, gegenüber dem König mich angelegentlichst zu bemühen, sein Mißfallen nicht mehr zu erregen, noch mich der Gnade, die er mir erwiesen, unwürdig oder in irgend einer Beziehung verdächtig zu machen; viertens, in Beziehung auf meine Gegner ihnen bei jeder Gelegenheit ein Herz ohne Stolz und ohne Empfindlichkeit zu zeigen, und zwar keine Zwischenträgerei zu dulden, sonst aber ihnen demüthig und friedliebend entgegenzukommen". Ja er hatte ein solches Verlangen, im Angesicht des Römischen Hofs, vor Frankreich und vor ganz Europa die Erklärung auszusprechen, welcher Andere vielleicht gerne möglichst ausgewichen wären, daß er, weil sich die Förmlichkeiten bei dem Parlament in die Länge ziehen konnten, dem Staats-Secretair Marquis v. Barbezieux eine Denkschrift an den König zusandte, worin er um die bestimmte Willens-Meinung Sr. Majestät ersuchte, ob er mit seiner Erklärung auf die förmliche Anerkennung des Erlasses von Seiten des Parlaments warten solle. In der That war der Hof über das einzuschlagende Verfahren nicht sogleich im Reinen, weil der Erlaß einige, dem Herkommen in Frankreich nicht ganz entsprechende Seiten darbot; erst nach acht Tagen schrieb der Staatssecretair an Fenelon: „der König habe ihm aufgetragen ihm zu melden, daß er die bewußte leidige Angelegenheit nicht schnell genug zum Abschluß bringen könne". Aber auch diese Antwort des Ministers wartete Fenelon nicht ab, um in Rom seine aufrichtige Gesinnung kund werden zu lassen. Er schickte dem Abbé von Chanterac einen Brief an den Papst[1]) und eine Abschrift des Hirtenbriefes welchen er zu erlassen beabsichtigte; nur empfahl er ihm, denselben dem Papst nicht officiell zu überreichen, bis der Hof seine Zustimmung erklärt habe; „meine Gegner möchten sonst behaupten, ich sei nicht gut französisch gesinnt, wenn ich ein Urtheil des Römischen Hofs anerkannt hätte ohne die Erlaubniß des Königs zu haben". Uebrigens möge der Abbé unter der Hand seine völlige Unterwerfung dem Römischen Stuhl und der Römischen Kirche wohl bekannt werden lassen. „Ich denke", setzte er hinzu, „Sie werden den Entwurf des Hirtenbriefs so einfach, so bestimmt,

---

[1]) 4. April 1699.

so unbedingt finden, daß man billig nicht mehr erwarten kann; ich habe nicht einmal irgend etwas zu meiner persönlichen Entschuldigung darin aufgenommen".

Auch in Frankreich ließ Fenelon bei einer ihm dargebotenen Gelegenheit seine Gesinnung rückhaltslos kund werden. Der Bischof von Arras, sein Weihbischof, schrieb sogleich, da ihm das Urtheil des Papstes bekannt wurde, einen äußerst theilnehmenden, achtungsvollen Brief an Fenelon, worin er sein festes Vertrauen, daß Fenelon sich völlig unterwerfen werde, mit einer gewissen Vorsicht leise andeutete. Fenelon antwortete ihm: „Erlauben Sie mir, hochwürdiger Herr, Ihnen grob herauszusagen, daß Sie zu leise und rückhaltsvoll auftreten. Wer hat mehr den Beruf, sich gegen mich zu äußern, als Sie, der Aelteste des Sprengels? Sie dürfen mir ohne alle Schonung Alles sagen. So nahe die Sache mir geht, so kann ich doch sagen, daß ich mehr Frieden in mir fühle als vor vierzehn Tagen. Mein Verfahren steht fest; mein Vorgesetzter hat durch seine Entscheidung mein Gewissen entladen; ich habe nur mich zu unterwerfen und mein Kreuz stille zu tragen. Darf ich Sie versichern, daß eine solche Lage für einen aufrichtigen Mann, der nur auf Gott sieht und nicht an die Welt gefesselt ist, ihr Tröstliches in sich hat? Meine einzige Aufgabe ist jetzt, Gottlob! noch mein Hirtenbrief und er ist bereits abgefaßt; ich habe die kürzesten, einfachsten, unbedingtesten Ausdrücke zu wählen gesucht... er wäre schon veröffentlicht, wenn ich nicht die Weisung des Königs noch zu erwarten hätte, um nicht gegen die Gebräuche des Königreichs hinsichtlich Römischer Erlasse anzustoßen. . . Es fällt Einem schwer, sich zu demüthigen; aber der geringste Widerstand würde meinem Herzen hundertmal so schwer fallen. Ich gestehe, ich begreife nicht, wie man in einer solchen Angelegenheit unentschlossen sein kann. Es thut weh, aber man weiß im Augenblick, was man zu thun hat." Tief ergriffen von diesen edeln, offenherzigen Aeusserungen ließ der Bischof von Arras Abschriften dieses Briefs verbreiten, welche großes Aufsehen erregten; und noch allgemeiner wurde die Bewunderung, als — gleich am folgenden Tage, nachdem des Secretairs Antwort angekommen war — am 9. April Fenelon's Hirtenbrief erschien. Er lautete:

„In dem Herrn geliebte Brüder! Unser Inneres ist völlig aufgeschlossen vor euch, denn wir sind nicht unser selbst, sondern der Herde, die uns anvertraut ist; wir halten uns für eure Diener um der Liebe Christi willen. In diesem Geiste fühlen wir uns verpflichtet, euch jetzt mit Offenherzigkeit mitzutheilen, was uns in Beziehung auf das Buch: Grundsätze der Gläubigen begegnet ist. Unser allerheiligster Vater, der Papst hat das Buch und 23 daraus hervorgehobene Sätze in einem Erlaß vom 12. März 1699 verurtheilt, welcher jetzt in allen Händen und auch euch vor Augen gekommen ist. Diesem Erlaß pflichten wir einfach, unbedingt, ohne den leisesten Vorbehalt bei und verdammen also das ganze Buch sowie die 23 Sätze genau in derselben Weise und mit den gleichen Bezeichnungen, wie sie der Erlaß enthält, einfach, unbedingt, ohne allen Vorbehalt, und verbieten allen Gläubigen dieses Sprengels bei Strafe des Bannes, das Buch zu lesen und zu behalten.

Wir können uns in dieser Demüthigung, die uns trifft, trösten, wenn nur der Dienst am Wort, der uns von dem Herrn zu eurer Heiligung aufgetragen ist, darunter nicht Noth leidet, und wenn dabei die Herde dennoch zunimmt an Gnade vor Gott.

So ermahnen wir euch denn von ganzem Herzen zu einer aufrichtigen, unbedingten, willigen Unterwerfung, damit der einfältige Gehorsam unverrückt erhalten werde, den der heilige Stuhl von den Gläubigen fordern kann, und von dem wir euch mit Hilfe der göttlichen Gnade bis zum letzten Hauch ein Beispiel geben wollen. Gott gebe, daß unseres Namens nie Erwähnung geschehe als zum Gedächtniß daran, daß ein Hirte sich noch mehr als das allerletzte der Schafe zum Gehorsam verpflichtet erachtet und seine unbedingteste Unterwerfung ausgesprochen hat.

Die Gnade unsers Herrn Jesu Christi, die Liebe Gottes und die Gemeinschaft des heiligen Geistes sei und bleibe mit euch Allen. Amen.“

Franz, Erzbischof, Herzog von Cambrai.

Der obenerwähnte Brief an den Papst, vor der officiellen Uebergabe dieses Hirtenbriefs lautet:

„Heiligster Vater! Nachdem ich das Urtheil Eurer Heiligkeit über mein Buch erfahren habe, bin ich zwar tief betrübt, aber meine Ergebenheit und mein Gehorsam sind größer als mein Schmerz. Ich sage nichts mehr von meiner Unschuld, von den Schmähungen, die mir widerfahren sind, von allen Erläuterungen meiner Lehre, die ich gegeben habe, nichts mehr von allem was der Vergangenheit angehört. Ich habe bereits einen Hirtenbrief für meinen Sprengel entworfen, in welchem ich der apostolischen Rüge demüthig beipflichtend, einfach, unbedingt, ohne den leisesten Vorbehalt mein Buch sammt den 23 ausgehobenen Sätzen verdammen und allen Gläubigen meines Sprengels mit Androhung der in dem päpstlichen Erlaß enthaltenen Strafe verbieten werde, das Buch zu lesen oder zu behalten. Diesen Hirtenbrief werde ich veröffentlichen, sobald ich die Erlaubniß des Königs erhalte, und ohne den mindesten Aufschub dieses Zeugniß meiner innigsten und völligsten Unterwerfung in allen Kirchen und selbst unter den Häretikern verbreiten; denn ich werde mich nimmermehr schämen, von dem Nachfolger des Petrus, welcher seine Brüder zu stärken beauftragt worden ist, mich zurechtweisen zu lassen. So sei denn dieses Buch für immer verworfen, um den Ausdruck der kirchlichen Rechtgläubigkeit rein zu erhalten. In wenigen Tagen wird dieß geschehen, und ich werde nicht die leiseste Spur irgend einer Erläuterung mit unterlaufen lassen, wodurch ich mich irgendwie zu entschuldigen oder den Sinn des Erlasses zu umgehen suchen könnte. Ich fürchte, Eurer Heiligkeit, welche mit der Sorge für alle Kirchen belastet ist, beschwerlich zu fallen; aber wenn Eure Heiligkeit den Hirtenbrief, welchen ich derselben nächstens zu Füßen legen werde, als ein Pfand meiner unbedingten Unterwürfigkeit gütigst aufgenommen hat, so werde ich sofort all meinen Kummer in der Stille tragen und mein Leben lang mit unbeschränkter Ehrfurcht und vollkommener Hingebung des Herzens und Geistes verharren &c."

**26. Entgegengesetzte Urtheile über Fenelon's Unterwerfung.**

Kaum sollte man glauben, daß so bestimmte Ausdrücke, so schlagende Zeugnisse der innigsten und unbedingtesten Unterwerfung der

Böswilligkeit irgend einen scheinbaren Vorwand gelassen hätten, um Fenelon's Absichten zu verdächtigen. Es muß gerechten Unwillen erregen, wenn man sieht, daß Abbé Phelippeaux aus diesem Brief eine nur scheinbare, erzwungene Unterwerfung herauslesen will. Er entrüstet sich, daß Fenelon von seinem Schmerz, von erlittenen Schmähungen, von der Reinheit seiner Absichten, von seinen Bemühungen rede, seine Gesinnung durch seine Erklärungen zu rechtfertigen. Er findet in diesem so durchaus herzlichen Erlaß eine trockene Sprache, schwankende, schwebend gehaltene Ausdrücke. Aber in Vergleich mit Abbé Bossuets Ausfällen kann man Phelippeaux' Bemerkungen noch sehr gemäßigt und mild finden. Er schreibt an seinen Onkel[1]): „Sein Brief an den Papst, von welchem ich mir eine Abschrift verschafft habe, hat mich schlecht erbaut; ich habe mich recht tüchtig darüber geärgert. Der Hochmuth und das Gift darin ist leicht herauszufinden, und man kann ihn nicht unbefangen lesen, ohne darüber entrüstet zu werden." Leider hielt sich auch Bischof Bossuet von solcher Befangenheit nicht frei; er schrieb in Beziehung auf Fenelon's Brief an den Bischof von Arras[2]): „Der Eindruck, den er hier macht, ist sehr verschieden. Die Partei-Leidenschaft preist ihn hoch, unbefangene Leute finden viel Zweideutigkeit und Anmaßung darin." Noch schärfer urtheilt er über Fenelon's Hirtenbrief[3]): „Man ist sehr befremdet, daß Herr von Cambrai seine Demüthigung so lebhaft fühlt, aber von seinen Irrthümern nichts sagt; er will, daß man seinen Namen nicht ausspreche, ausser zum Gedächtniß seines Gehorsams, welcher den des allerletzten der Schafe übertreffe — das heißt, er will, man soll Alles vergessen, nur das nicht was ihm zum Vortheil gereicht. Auch findet man den Hirtenbrief sehr trocken; man sagt, er habe offenbar blos daran gedacht, Rom nicht zu mißfallen, aber nicht daran, seiner Herde etwas Erbauliches zu sagen."

Solche mißbilligende Aeusserungen von der kleinen Zahl der thätigsten Gegner Fenelon's werden bei weitem überstimmt durch das allgemeine Urtheil, welches in Rom, in Frankreich, in Europa,

[1]) 5. Mai 1699. [2]) 12. April 1699. [3]) 17. April 1699.

in der ganzen Christenheit, in der Mitwelt und Nachwelt den Hirtenbrief für das ehrenvollste Denkmal erklärt, das Fenelon seinem eignen Ruhm gesetzt hat. Der Kanzler Aguesseau gibt der öffentlichen Meinung ihren Ausdruck in folgenden Worten: „Hatte der Erzbischof von Cambrai, so lange er hoffte, zu siegen oder wenigstens nicht besiegt zu werden, für seine Vertheidigung gekämpft wie ein Löwe, so bewies er nach der päpstlichen Entscheidung wahrhafte Geistes-Größe, indem er ihr sich unterwarf — so lautet der Ausdruck seiner Unterwerfungs-Acte —, „wie das letzte Schaf der Herde.“ . . . Da er der Verurtheilung von Seiten seiner Amtsgenossen nicht mehr entgehen konnte, so sicherte er sich wenigstens die Ehre, seine Verurtheilung zuerst öffentlich bekannt zu machen. Sein Hirtenbrief, kurz und ergreifend wie er war, tröstete seine Freunde, beschämte seine Feinde, und machte namentlich Bossuets in der Hitze des Streits ausgesprochene Voraussagung zu Schanden, daß, wenn Fenelon verurtheilt werde, man bald den Streit um die Entscheidung zwischen Thatsache und Recht und andre Spitzfindigkeiten wieder entbrennen sehen werde.“ Fenelon selbst bemerkt in einem zweiten Brief an den Bischof von Arras, der sich ohne Zweifel auf Bossuets Aeusserungen bezieht: „Es liegt mir in der That nichts so sehr am Herzen, als bis zum letzten Hauch gerade zu verfahren. . . . Ich werde ebenso fest gegen mein Buch auftreten, wie ich bis zum letzten Augenblick des Streits fest zu meiner Rechtfertigung aufgetreten bin. . . . Ich habe in meinem Hirtenbrief absichtlich Alles weggelassen, was mich bei meinen Amtsuntergebenen entschuldigen konnte; je kürzer, desto einfältiger, demüthiger, bestimmter und entscheidender mußte der Erlaß werden. Hätte ich mich weitläufiger ausgesprochen, was für Deutungen würde man nicht meinen unschuldigsten, unterwürfigsten Aeusserungen gegeben haben!“

Sogleich nach der Veröffentlichung des Hirtenbriefs kam der Bischof von Chartres, welcher seinen edeln Amtsbruder immer herzlich geliebt, nur ungern bekämpft und auch dann noch hochgeachtet hatte, ihm mit folgendem Schreiben entgegen: „Hochwürdiger Herr! Ich bin sehr erfreut über Ihre unbedingte Unterwerfung unter das Urtheil des Papstes. Wie ich von jeher an Allem,

was Sie betrifft, den innigsten Antheil genommen, so bin ich, mehr als ich sagen kann, im Innersten bewegt über diese That der großherzigsten Demuth, die ich übrigens von Ihrem frommen Sinn erwartete. Von Herzen bitte ich Gott, daß er sein Gnaden-Werk in Ihnen vollende, Sie bis an Ihr Ende in Ihrer, vor der ganzen Kirche ausgesprochenen, aufrichtigen Gesinnung erhalte, und Sie darin den reichlichsten Trost finden lasse." Fenelon antwortete: „Hochwürdiger Herr! So eben erhalte ich das Schreiben, womit Sie mich beehrt haben, und beeile mich, Ihnen dafür meinen verbindlichsten Dank zu bezeugen. Obgleich mein einziges Augenmerk bei dem betreffenden Schritt auf meine Pflicht vor Gott gerichtet war, so ist es mir doch sehr erfreulich zu vernehmen, daß Sie so ganz damit zufrieden sind. Lassen Sie mich Ihrer Fürbitte empfohlen sein und seien Sie meiner vollkommensten Hochachtung versichert." Es hätte den beiden andern Prälaten nur zur Ehre gereichen können, wenn sie nach errungenem Sieg ebenso großmüthig und zartfühlend dem Besiegten entgegengekommen wären; aber der Erzbischof von Paris war überhaupt von Natur schüchtern, und fürchtete vielleicht auch, Einiges, wodurch er Fenelon verletzt hatte, möchte diesem noch zu tief im Gedächtniß geblieben sein. Bossuet that einen Schritt, der aber freilich nach solchen Vorgängen nicht hinreichen konnte, die Wunden eines so tief fühlenden Herzens, wie Fenelon's war, zu heilen. Er machte einen Besuch bei v. Beauvilliers und veranlaßte ihn zu einem Brief an Fenelon [1]) worin er u. A. sagt: „Der Bischof von Meaux gibt mir einen Auftrag für Sie. Sie sollen kürzlich in einem Schreiben an den päpstlichen Nuntius ihm Schuld gegeben haben, er sage überall, daß Ihre Unterwerfung nur scheinbar, nicht aufrichtig und von Herzen gehend sei. Er erklärt nun, er habe sich nie gegen irgend Jemand in diesem Sinn ausgesprochen; er würde sich ein Gewissen daraus machen, und vor Gott und Menschen Unrecht thun, wenn er eine solche Gesinnung bei Ihnen voraussetzte. Da ihn wohl namentlich jetzt, nachdem die Streitfrage entschieden ist, nichts zu dieser Erklärung nöthigen kann, so denke

---

[1]) 27. März 1699.

ich, sie sei lediglich im Interesse der Wahrheit gegeben. Fenelon's Antwort lautet [1]):

„Ihr Brief, lieber Herzog, hat mir recht wohl gethan; jeder neue Beweis Ihrer Freundschaft ist mir ein Trost im Leid. Daß Sie aus Gehorsam gegen den Papst Ihr Exemplar meiner Schrift abgeliefert haben, kann ich nur loben; ich habe auch nichts Anderes von Ihnen erwartet; Sie wissen, daß ich von jeher kindlichen Gehorsam als den einzigen ächten Grund wahrer Frömmigkeit geachtet und gefordert habe.

Was mich anlangt, so suche ich mein Kreuz in Geduld und Demuth zu tragen, und Gott schenkt mir die Gnade, unter so bitteren Erfahrungen innerlich Frieden zu empfinden. Ich habe einen Trost in der Betrübniß, welchen die Welt nicht fassen kann, welcher aber aufrichtigen Gottes-Verehrern gründlich wohlthut: daß ich nemlich weiß, wo ich daran bin, und nicht mehr wählen, sondern nur mich unterwerfen und schweigen darf. . . . Mein Gewissen ist erleichtert, weil mein Vorgesetzter die Entscheidung auf seinem Gewissen hat, was ich schon lange gewünscht habe. Ich habe in der ganzen Sache nicht meine Gegner, überhaupt keinen Menschen, sondern Gott im Auge, und bin zufrieden mit dem was Er thut. Manchmal möchte ich fast lachen, wenn eifrige Freunde ängstlich besorgt sind, ich möchte vielleicht mich zu einer Unterwerfung nicht entschließen können; manchmal werde ich wohl ärgerlich, wenn ich weitläufige Ermahnungen zur Unterwerfung zu lesen bekomme; da reden sie von dem Ruhm, den ich durch diese Demüthigung, durch diese Heldenthat mir erwerben werde. Bei solchen lästigen Auseinandersetzungen bin ich versucht, zu mir selbst zu sagen: Was habe ich denn all diesen Leuten gethan, daß sie meinen, es werde mir so schwer werden, das Ansehen des Römischen Stuhls höher zu achten, als meine schwache Einsicht, und den Frieden der Kirche höher als mein Buch? Indessen muß ich zugeben, daß sie allerdings Grund haben, viele Unvollkommenheit und viel inneres Widerstreben gegen eine Demüthigung bei mir vorauszusetzen; deßwegen verzeihe ich ihnen gerne und kann ihnen

[1]) 29. März 1699.

sogar für ihre Besorgnisse und Ermahnungen dankbar sein. Das darf ich aber wohl sagen, daß gerade eine völlige, unbedingte Unterwerfung mich nicht im Geringsten sauer ankommt. Die Erklärung war schon am folgenden Tag, nachdem ich die Nachricht erhalten, entworfen, und wird sogleich erscheinen, sobald ich die betreffende Form des Verfahrens weiß, . . . ich habe zwar bis jetzt weder von Rom, noch von dem Nuntius des Papstes das Urtheil mitgetheilt erhalten, aber doch will ich keinen Augenblick verlieren, sobald ich versichert bin, daß die französischen Gebräuche es erlauben, denn man mag sagen, was man will, in Vaterlandsliebe nehme ich es mit Jedem auf. . .

Unbegreiflich ist es mir, wie der Bischof von Meaux sagen kann, er würde sich vor Gott und Menschen ein Gewissen daraus machen, wenn er die Aufrichtigkeit meines Herzens und die Redlichkeit meiner Unterwerfung in Zweifel zöge; — hat er denn schon vergessen, welche abscheuliche Doppelzüngigkeit er mir so oft und noch in seiner letzten Druckschrift im Angesicht der ganzen Kirche vorgeworfen hat? 14 Tage können mich doch nicht in einen ehrlichen Mann verwandelt haben! Aber ich habe nicht nöthig, näher auf seine Worte einzugehen; er mag mit Gott darüber ins Reine kommen; ich habe mit ihm nichts mehr zu verhandeln. Ich schließe ihn in meine herzliche Fürbitte ein und wünsche ihm alles Gute, was man denen wünschen kann, die man um Gottes willen liebt."

Aus dem Briefwechsel Bossuets mit seinem Neffen geht allerdings hervor, daß er an Fenelons Hirtenbrief Manches auszusetzen fand, und nicht übel Lust hatte, den Federkrieg aufs neue zu beginnen; aber da er zu seiner Ueberraschung den Hirtenbrief allenthalben in Paris, in Rom, im Ausland und selbst in Versailles mit dem lebhaftesten Beifall aufgenommen sah, und da auch der Erzbischof von Paris, der Bischof von Chartres und Frau v. Maintenon des langen Haders herzlich müde waren, so schrieb er [1]) „Ungeachtet aller Mängel des Hirtenbriefs glaube ich, daß man in Rom sich damit gegnügen lassen kann. Alles Wesentliche ist

[1]) 19. April 1699.

doch Punkt für Punkt darin enthalten, und ein großer Aufwand von Gehorsam zur Schau getragen. Man muß um des Friedens willen und um der Sache ein Ende zu machen, es nicht zu streng nehmen; also behalten Sie obige Bemerkungen" (über die Mängel des Hirtenbriefs) „nur für sich."

Obgleich man in Rom von der anerkannten Frömmigkeit Fenelons und nach seinen oft wiederholten feierlichen Versprechungen das Beste zu erwarten berechtigt war, so war man doch nicht wenig auf seine Entscheidung gespannt, bis Abbé Chanterac in seinem Namen und Auftrag dem Papst seine vollständigste Unterwerfung ankündigen konnte. Sobald der Hirtenbrief angekommen war, legte ihn der Papst sammt dem Schreiben Fenelon's und der Danksagungs-Adresse des Königs der Versammlung der Cardinäle vor, welche darüber sehr erfreut waren, und einstimmig die Ansicht aussprachen, daß der Papst dem Erzbischof von Cambrai eine ehrenvolle Erwiederung zu Theil werden lassen sollte. Der Papst war von ganzem Herzen geneigt ihrem Wunsch zu entsprechen und beauftragte den Cardinal Albani, Fenelon seine Zufriedenheit und seine Huld in den ehrenvollsten Ausdrücken zu bezeugen; — ein Auftrag, welchen der Cardinal nach seiner persönlichen Ueberzeugung und vermöge seiner innigen Hochachtung für Fenelon mit wahrem Vergnügen übernahm. Aber Abbé Bossuet in seinem unermüdlichen Haß wollte Fenelon auch diese kleine Erleichterung seines Schicksals nicht gönnen; schon bald nachdem das Urtheil ausgesprochen war, hatte er darauf hingearbeitet, ein solches sowohl der Gerechtigkeit als dem Anstand entsprechendes Zeugniß zu verhindern, und jetzt sprach er sogar gegen seinen Oheim den unzarten Wunsch aus, man möchte den Namen des Königs dazwischen werfen, um dem Papst ein freundliches Schreiben an einen ihm herzlich ergebenen und gehorsamen Erzbischof zu verwehren. Er wäre noch weiter gegangen, wenn er die Macht gehabt hätte; namentlich suchte er seinen Onkel dahin zu bringen, daß er auf Amts-Entsetzung des Erzbischofs von Cambrai hinwirken möchte.[1]) Er brachte es wenigstens so weit, daß der Papst und die Cardi-

[1]) Brief des Abbé vom 24. März 1699.

näle durch die Besorgniß, sich des Königs Mißfallen zuzuziehen, sich einschüchtern ließen, und so das Schreiben des Papstes, welches schon völlig abgefaßt und ausgefertigt war, hinsichtlich der bezeichnendsten Ausdrücke noch einmal abgeändert wurde.

Im schneidendsten Contrast gegen diese Umtriebe des ränkevollen Abbé steht die Art, wie Fenelon selbst denselben Gegenstand ansah. Er schrieb an v. Chanterac:[1]) Sie dürfen mir bei dem Papst keine Belobung und keine Verwendung auszuwirken suchen. Wenn meine Geduld, meine Predigt und mein Beispiel mich in meinem Sprengel nicht hält, so würden leere Lobreden mich auch nicht halten; ich halte auch kein Schreiben des Papstes für nothwendig, um meinen guten Ruf herzustellen, denn es kommt mir vor, er habe in den Augen Unbefangener gar nicht Noth gelitten; offenbar ist mein Sprengel gut gegen mich gesinnt, und mein Verhalten dient ihm zur Erbauung. Auch denke ich, daß man sich der Hand der Vorsehung hingeben muß, wenn Einem eine Demüthigung zugeschickt wird. Thun Sie also nicht den geringsten Schritt in dieser Beziehung; kommt es aber aus freien Stücken dazu, so soll es mich freuen, eine förmliche Anerkennung meiner Unterwerfung darin sehen zu dürfen; ich kann dann um so freier aufathmen."

Auf die Vorstellungen, die der Cardinal Albani dem Papst machte, daß man durch eine so ängstliche Rücksicht auf die Willens-Meinung eines auswärtigen Hofs den heiligen Stuhl zu seinem willenlosen Werkzeug herabwürdigen würde, und daß es schmählich wäre, wenn der Papst an einen Erzbischof nicht zu schreiben wagte, ohne vorher mit einem Fürsten sich über den Inhalt des Briefs zu verständigen, — scheint der Papst sich seiner übertriebenen Vorsicht geschämt zu haben und er gab sofort Befehl, das Schreiben dem Abbé Chanterac zu übergeben. Aber freilich war dieses Schreiben so verstümmelt, und so gar nicht mehr dasselbe welches zuerst vorgeschlagen und angenommen worden war, daß die päpstlichen Räthe selbst zugaben, man könne dem Erzbischof von Cambrai nicht zumuthen, auf dieses Breve großen Werth zu legen. Es lautet:

---

[1]) 11. April 1699.

„Verehrungswürdiger Bruder, Unsern Gruß zuvor! Mit großer Freude haben Wir Euren Brief vom Monat April nebst dem Hirtenbrief erhalten, durch welchen Ihr Unser apostolisches Urtheil gegen Euer Buch und die 23 aus demselben hervorgehobenen Sätze in demüthigen Sinn und unverweiltem Gehorsam den Gemeinden mitgetheilt habt, welche Eurer Pflege anvertraut sind. Durch diesen neuen Beweis von Eurer Anhänglichkeit und von dem schuldigen Gehorsam gegen Uns und Unsern Stuhl habt Ihr Unsrer längst gehegten guten Meinung von Euch völlig entsprochen. Wir durften dieß erwarten, nachdem Ihr Euren guten Willen bestimmt kundgegeben hattet von dem Augenblick an, da Ihr das demüthige Begehren ausgesprochen habt, von dieser erhabenen Mutter-Kirche Euch zurechtweisen zu lassen, und die Ohren aufgethan für die Worte der Wahrheit, nur aus Unserem Urtheil zu vernehmen, was Ihr und die Andern von Eurem Buch und der darin enthaltenen Lehre zu denken habt. So ertheilen Wir Euch in dem Herrn das verdiente Lob für den Eifer und die Willigkeit, mit welcher Ihr Euch Unsrer oberstbischöflichen Entscheidung unterworfen habt und bitten Gott aus vollem Herzen, Euch Seine Gnade zu schenken, Euch in Eurem Hirten-Amt beizustehen und Euer Gebet zu erhören. Wir ertheilen Euch, Ehrwürdiger Bruder, mit herzlicher Liebe Unsern apostolischen Segen. Gegeben den 12. Mai, im 8. Jahr Unsrer Amtsführung."

So kühl dieses Schreiben war, so waren Fenelons Feinde doch äusserst ungehalten darüber[1]); schon das, daß der Papst ihm überhaupt geschrieben, daß er ihn nicht als Ketzer behandelt, daß er sich über seine Unterwerfung befriedigt ausgesprochen, konnten sie nicht hinunterbringen; wenn man ihnen die ärgste Schmach zugefügt hatte, hätten sie nicht mehr gereizt und verstimmt sein können; sie meinten, der Papst hätte den Hirtenbrief verwerfen sollen. Dieses empörende Gebahren machte auf die Cardinäle, welche Fenelon verurtheilt hatten, fast durchgängig den Eindruck, daß sie vollends ganz überzeugt wurden, die eigentliche Triebfeder des ganzen Handels sei ein geheimer Plan und Wunsch gewesen, den Erzbischof

[1]) Brief Chanterac's vom 14. Mai 1699.

von Cambrai zu stürzen. Sie sprachen sich nun um so offener gegen Chanterac aus und beauftragten ihn, vorerst unter Verschweigung ihrer Namen dem Erzbischof mitzutheilen, daß sie ihm riethen, das tiefste Stillschweigen zu beobachten, unter welchem Vorwand auch seine Gegner ihn zu weiteren Erklärungen zu nöthigen versuchen möchten; denn sobald er sich darauf einließe, seine Meinung und Gesinnung näher zu erklären, so würde er kaum vermeiden können, irgendwelche Ausdrücke anzuwenden, welchen sie einen schlimmen Sinn unterlegen würden. Der Papst sei zufrieden mit seiner Unterwerfung, in welcher er gerade das verwerfe was der Papst verworfen habe, und so habe Niemand ein Recht, weder einen Widerruf noch eine Erklärung von ihm zu verlangen. Die entschiedene Verweigerung aller weiteren Antwort werde ihnen einen Strich durch ihre Rechnung machen und ihm nur zur Ehre gereichen. Alle Cardinäle mit alleiniger Ausnahme Casanate's gaben dem Abbé auf, den Erzbischof ihrer Achtung und Verehrung zu versichern, von welcher sie ihm bei jeder Gelegenheit mit wahrem Vergnügen Beweise geben würden. „Alles Mögliche", setzt Chanterac hinzu, „was man nur zum Lob Ihrer Unterwerfung, Ihres Hirtenbriefs, Ihrer Briefe an den Papst, Ihres ganzen Verfahrens sagen kann, haben sie gesagt. Selbst wenn die Gutheissung Ihres Buchs durchgesetzt worden wäre, hätte Ihnen nach der Ansicht der Cardinäle nicht so viel Ehre und Hochachtung daraus erwachsen können; sie haben darüber so starke und überraschende Aeusserungen gethan, daß ich dieselben auf mündliche Mittheilung versparen muß".

Rührend ist die herzliche Dankbarkeit und die zärtliche Sehnsucht nach der Wiedervereinigung mit seinem edlen Freund, welche Fenelon in allen seinen Briefen seit der päpstlichen Entscheidung ausspricht.[1]) „Ich kann es fast nicht erwarten, bis Sie von Rom weg sind; Ihr Aufenthalt dort muß Ihnen unter den gegenwärtigen Umständen zu peinlich sein. Nur Ein Grund könnte mir den Aufschub Ihrer Rückkehr erträglich machen; — wenn das Bad in Baji in Neapel Ihrem Fußleiden abhelfen könnte; dieser Rücksicht müßte jede andre weichen. Ueberlegen Sie es wohl, theurer

---

[1]) Vom 27. März 1699.

Freund, ich beschwöre Sie darum, und sparen Sie daran nichts! Nichts kann mich mehr aufrichten als Ihre Rückkehr. Wenn Ihre Bemühungen den vollständigsten Erfolg gehabt hätten, könnte ich Ihnen nicht mehr Dank schuldig sein. Ich begreife wohl, wie viel Sie zu thun und zu leiden gehabt haben, und daß Sie mir nur das Wenigste davon geschrieben haben. Mein Vertrauen, meine Dankbarkeit, meine Hochachtung und meine Liebe zu Ihnen kennt keine Grenzen. Kommen Sie nur möglichst bald, daß wir mit einander aus der wahren Quelle Trost schöpfen, und mit einander Ein Herz und Eine Seele seien im Leben und bis in den Tod. Meine Gesundheit ist ordentlich; innerlich habe ich unter so vielen schmerzlichen Erfahrungen Frieden; es würde mich freuen, wenn Sie durch meine Ruhe auch beruhigt würden. . . . Kommen Sie, kommen Sie sobald als möglich!"

## 27. Schluß-Verhandlungen in Frankreich.

Die weitläufigen Förmlichkeiten, unter welchen die öffentliche Anerkennung des päpstlichen Urtheils vollzogen wurde, giengen nicht ohne neue Kränkungen für Fenelon vorüber. Gemäß den Vorrechten der gallikanischen Kirche wurden (anstatt eigentlicher Provinzial-Kirchen-Versammlungen) sämmtliche Bischöfe je an den Sitz des Erzbischofs zusammenberufen, um sich darüber zu berathen, ob der päpstliche Erlaß dem Glauben und dem Herkommen ihrer Kirchen entspreche. Schon diese allgemeine Bewegung unter den Bischöfen des ganzen Königreichs mußte großes Aufsehen erregen und den Eindruck unter dem Volk machen, als ob das Buch Fenelon's das gefährlichste Werk wäre, das seit Jahrhunderten erschienen sei. Da die Versammlung zu Paris, am 13. Mai 1699, die erste war, deren Verhandlungen allgemein bekannt wurden, so gab sie für die meisten andern den Ton an. Sie bestand, da der Bischof von Orleans als Cardinal den Sitzungen nicht beiwohnte, nur aus den vier Bischöfen von Paris, Meaux, Chartres und Blois, unter welchen gerade die drei erklärten Gegner Fenelon's waren. Um so mehr mußte es als ziemlich unzart erscheinen, daß, während der Papst über die Streit- und Vertheidigungs-Schriften Fenelon's sich nicht

ausgesprochen hatte, diese Versammlung den Antrag an den König stellte, auch diese Schriften Fenelon's zu unterdrücken. Offenbar warfen sich auf diese Weise jene 3 Bischöfe zu Richtern in ihrer eigenen Sache auf; daher auch hinsichtlich dieses Punkts gerade die Hälfte der 16 Metropolitan-Versammlungen dem Beispiel der Pariser nicht folgte, sondern sich auf den Wortlaut des päpstlichen Erlasses zu beschränken für gut hielt. In allen übrigen Stücken spricht sich in dem Protokoll der Pariser Synode ein Geist der Mäßigung und der Anerkennung aus, welcher offenbar unter dem Einfluß der öffentlichen Meinung stand, auf welche Fenelon's Unterwerfung einen allgemein günstigen Eindruck gemacht hatte. Man darf voraussetzen, daß der Erzbischof von Paris und der Bischof von Chartres in diesen Ton einlenkten; denn Bossuet, welcher den Entwurf des Protokolls hatte verfassen dürfen, bekennt selbst in einem Brief an seinen Neffen[1]): „Unter uns gesagt, man hat nicht wenig darin noch gemildert." In den andern Synoden verfuhr man mehr oder weniger glimpflich, je nachdem die Mehrzahl der Bischöfe dem Hof und dem Haupt-Gegner Fenelon's zugethan waren. Einige gefielen sich darin, seine Irrthümer ins Andenken zu rufen; die Mehrzahl rühmte seine unbedingte Unterwerfung, Alle zollten seiner Frömmigkeit, seinem Geist und Charakter Anerkennung. Ein auffallender und eigentlich ärgerlicher Auftritt aber kam in dem erzbischöflichen Pallast in Cambrai selbst vor, dessen Gehässigkeit freilich nur auf denjenigen zurückfiel, welcher ihn unschicklicher Weise herbeiführte, während er für Fenelon nur eine neue Gelegenheit gab, seine aufrichtige Gesinnung zu beurkunden. Einer seiner Suffragan-Bischöfe, der Bischof von St. Omer, wagte es, sich zum Gewissens-Richter seines Erzbischofs aufzuwerfen, indem er behauptete, die Ausdrücke seines Hirtenbriefs enthalten keine innerliche Zustimmung. Unstreitig hätte Fenelon gar nicht nöthig gehabt, eine so gehässige Einrede einer Antwort zu würdigen, denn die Bischöfe der Provinz waren nur berufen, über das Urtheil des Papstes sich auszusprechen und über dessen förmliche Anerkennung sich zu verständigen, und so lautete auch das Schreiben

---

[1]) 18. Mai 1699.

des Königs an den Erzbischof von Cambrai dahin: „er möchte die Bischöfe einladen, gemeinschaftlich zu thun, was er selbst schon für sich gethan habe;“ ein Urtheil über Fenelon's Zustimmungs-Acte gehörte also gar nicht her. Fenelon's Zartgefühl ließ ihn aber von diesem gewöhnlichen Mittel, einen ungerechten Angriff zurückzuweisen, keinen Gebrauch machen, sondern er erklärte ganz ruhig und würdevoll: er wolle, ohne seinem Recht etwas zu vergeben, rein aus persönlicher Rücksicht auf einen geachteten Amtsbruder dessen Ansicht beleuchten. Indem er sodann die Ausdrücke des Hirtenbriefs wiederholte, fragte er treuherzig: ob man eine mehr als äußerliche, eine auf Ehrerbietung beruhende Unterwerfung deutlicher bezeichnen könne? „Beipflichten, verdammen“ seien doch gewiß Begriffe, welche ein innerliches Urtheil enthalten. Er hätte nicht geglaubt, daß man so bestimmte Ausdrücke für zweideutig erklären, oder daß man Grund zu dem Verdacht haben könnte, sein Beipflichten sei nur scheinbar und also erheuchelt, und er verdamme sein Buch mit dem Munde, ohne es innerlich aus aufrichtigem Gehorsam gegen den heiligen Stuhl zu verdammen, — was ein unwürdiger Mißbrauch der Worte wäre, um die ganze Kirche damit zum Besten zu haben. Er versichere seinen Weihbischöfen als Amtsbrüdern — denn er stehe ihnen ja hier nicht als Richtern gegenüber — daß er von Herzen im ganzen Umfang des Worts auf jeden Gedanken, sein Buch zu erläutern, verzichtet habe; daß er das Ansehen des heiligen Stuhls über seine eigne schwache Einsicht stelle; daß er, Gottlob! unfähig sei, je unter dem Vorwand irgend eines Doppel-Sinns die Verurtheilung desselben auf verdeckte Weise umgehen zu wollen. Er könne zwar nicht gegen das Zeugniß seines Gewissens gestehen, daß er je irgend einen der Irrthümer geglaubt habe, welche man ihm vorgeworfen; er sei der Meinung gewesen, sein Buch könne, namentlich unter den hinzugefügten Berichtigungen, den Irrthum weder ausdrücken noch begünstigen; aber er verzichte auf sein Urtheil, um sich dem des heiligen Vaters zu fügen. Er habe sich bestrebt, mit demüthigen, durchaus unterwürfigen Ausdrücken die Demüthigung von Seiten des heiligen Vaters hinzunehmen; und wenn Seine Heiligkeit seine Unterwerfung mangelhaft

finde, dann sei er bereit, sie noch zu verstärken und sie so zu stellen, wie es dem heiligen Stuhl angemessen erscheine."

Offenbar hätte der ergebenste Freund Fenelon keinen besseren Dienst leisten können, als der Bischof von St. Omer durch seinen böswilligen Angriff. Der Bischof von Arras, der sofort das Wort ergriff, dankte dem Sprengel-Vorstand recht ehrerbietig für die Güte, daß er sich herbeigelassen habe, eine mündliche Erläuterung des Sinns seines Hirtenbriefs in so bestimmter offener Weise zu geben, indem er zugleich über das Gebahren des Bischofs von St. Omer einige Bemerkungen hinzufügte. In der Sitzung des folgenden Tags stellte der Bischof St. Omer, um sich dafür zu rächen, daß es ihm mit seinem ärgerlichen Auftreten am vorigen Tag so schlecht gelungen war, den Antrag, nach dem Vorgang der Sprengel-Synode in Paris zu verlangen, daß die Vertheidigungs-Schriften Fenelons unterdrückt würden. Fenelon erklärte sich aus triftigen Gründen gegen diesen Antrag, welcher weder dem Sinn des päpstlichen Urtheils noch dem Sinn des königlichen Berufungsschreibens entspreche, und wodurch namentlich in Beziehung auf die Thatsachen ihm die wichtigsten Zeugnisse für seine Unschuld entzogen werden würden; übrigens werde er als Vorsitzer der Mehrheit der Stimmen das Recht lassen — und so gieng auch in der That der Antrag durch und Fenelon als Vorsitzender erklärte ihn für angenommen „als Beschluß der der Mehrheit, womit er selbst nicht einverstanden sei."

An diese Verhandlung schloß sich noch ein Fall an, welcher zeigt, wie begierig seine Feinde Alles hervorsuchten, wo sie ihm beikommen zu können meinten. Der schon obengenannte Staats-Secretair Marquis v. Barbezieux ließ sich ohne Zweifel auf Eingebung seines Oheims, des Erzbischofs von Rheims, der zu Fenelon's entschiedensten Gegnern gehörte, einfallen ihm Vorwürfe darüber zu machen, daß er es vergessen habe, am Schluß der Sprengel-Synode das Ergebniß derselben in einem Hirtenbrief zu veröffentlichen. Fenelon schrieb dem jungen Minister: „Von vergessen sei hier keine Rede, aber zweimal dasselbe zu thun, sei nicht am Platz. Er habe schon vorher für sich gethan, was sofort

die Versammlung jedem einzelnen Bischof aufgegeben habe, seinerseits auch zu thun. . . . er habe seinem Hirtenbrief die möglichst allgemeine Verbreitung gegeben; er habe sogar eine französische und eine lateinische Ausgabe auf eigne Kosten drucken und austheilen lassen; wenn es übrigens der Wunsch des Königs sei, so wolle er wieder vorn anfangen und seinen Hirtenbrief sammt dem Erlaß vom 12. März französisch und lateinisch noch einmal in allen Kirchen seiner Diöcese bekannt machen lassen."

Nachdem sämmtliche Protokolle der Synoden an den König eingeschickt waren, verordnete der König in einem „Offenen Brief" die Unterdrückung des Buchs: Grundsätze der Gläubigen und aller darauf sich beziehenden Vertheidigungs-Schriften. Dieser königliche Erlaß wurde den 14. August 1699 dem Parlament vorgelegt, bei welcher Gelegenheit der Kanzler Aguesseau in seinem Vortrag dem ebenso demüthigen als offenen Verfahren Fenelon's die vollste Anerkennung zollte; indessen sah er sich veranlaßt, seinen Vortrag vor dem Druck dem König mitzutheilen und auf seinen Wunsch noch etwas von dem Lob Fenelon's zu streichen.

### 28. Versammlung der französischen Geistlichkeit.

Noch einmal kam der Gegenstand, nachdem im Uebrigen Fenelon durch seine feste Haltung im öffentlichen und Privatleben den Haß seiner Gegner zum Schweigen gebracht hatte, ungefähr ein Jahr nachher öffentlich zur Sprache bei der allgemeinen Versammlung der Geistlichkeit in St. Germain (en Laye). Es war nemlich bei diesen Versammlungen herkömmlich, über die in der Zwischenzeit von einer Sitzung zur andern vorgekommenen Ereignisse einen Bericht zu erstatten. Der Ausschuß nun, welcher über die Angelegenheit des Buchs: Grundsätze der Gläubigen zu berichten beauftragt wurde, hatte Bossuet zum Vorstand; und wenn diese Wahl leicht als parteiisch erscheinen konnte, so rechtfertigte Bossuet durch die Mäßigung, die er dabei an den Tag legte, das Vertrauen, welches man in ihn gesetzt hatte, und zeigte, daß das edle Benehmen Fenelon's, und die allgemeine Achtung, die er sich

dadurch erworben hatte, auch auf die Stellung seines lebhaftesten Gegners zu ihm nicht ohne Einfluß geblieben war. „Man hat richtig bemerkt," sagt Bossuet in seinem Bericht, „daß der Erzbischof von Cambrai, welchem die Versuchung am nächsten lag, alle möglichen Mittel aufzusuchen, wodurch das Verdammungs-Urtheil hätte abgeschwächt werden können, der erste war, welcher sich demselben durch einen ausdrücklichen Erlaß unterworfen hat, . . . nach dem Vorgang des Königs hat die Geistlichkeit aller Provinzen einmüthig ihr Lob über diese Unterwürfigkeit ausgesprochen und sich beeifert zu zeigen, daß Alles, was man gegen das Buch zu sagen genöthigt war, der Liebe keinen Eintrag gethan hat."

Uebrigens scheint es, daß die Feinde Fenelon's damit umgiengen, diese Versammlung noch einmal zu einer Anklage gegen Fenelon zu benützen, wovon sie wohl nur durch die Ueberzeugung abgehalten wurden, daß ein so ganz allen Regeln widersprechendes Verfahren bei der ganzen Geistlichkeit allgemeinen Unwillen hätte erregen müssen. Es liegt ein hierauf sich beziehender Brief Fenelon's an den Abbé von Langeron vor[1]), welcher die Worte enthält: „Ich habe von Paris eine vertrauliche Mittheilung erhalten, nach welcher sie mich (wohl durch einen königlichen Befehl) nöthigen wollen, in der Versammlung in St. Germain zu erscheinen und da weitere und bestimmtere Erläuterungen zu geben, als in meinem Hirtenbrief und in dem Protokoll unsrer Versammlung enthalten seien, wo ich, wie sie behaupten, um die Sache herumgegangen sei. So unerhört dieses Verfahren wäre, so wissen Sie ja aus Erfahrung, daß diese Leute zu Allem fähig sind. Wenn Sie etwas erfahren sollten, so bitte ich Sie dringend, es mir mitzutheilen, namentlich auch hinsichtlich der Rechtsformen, welche dabei zu beobachten wären. Uebrigens bitte ich Gott, mir einen Schleier auf die Augen zu legen, daß ich nichts vorher sehe. Denn es soll euch zu der Stunde gegeben werden, was ihr reden sollt; und eures Vaters Geist ist es, der durch euch redet."

[1]) Vom 1. Juli 1700.

## 29. Ende der Frau Guyon.

Für den guten Ruf der Frau Guyon war es ein großer Gewinn, daß gerade Bossuet, der so sehr gegen sie eingenommen gewesen war, den obengenannten Bericht zu erstatten hatte. Er konnte nicht umhin zu erklären: „Von den Ausschweifungen, welche mit ihren Grundsätzen in Verbindung stehen sollten, kann keine Rede sein; sie hat immer ihren Abscheu davor laut ausgesprochen." Eine so bestimmte, feierliche Erklärung ihrer Sittenreinheit war also das Ergebniß der gehässigen Anklagen, von welchen man so geflissentlich so viel Lärm gemacht hatte. Dieses Zeugniß sprach Bossuet vor der versammelten Geistlichkeit aus, während Frau Guyon noch in der Bastille eingesperrt, ihre Feinde mächtig, ihre Freunde in Ungnade waren. In der That verstummten von dieser Zeit an die Anschuldigungen, welche gegen sie erhoben worden waren. Der Abbé v. Labletterie, welcher in der Nähe von Blois wohnte, wo sie die letzten funfzehn Jahre ihres Lebens zubrachte, sagt: „Er habe öfters ganz glaubwürdige Personen sich bewundernd über ihre Geduld und Ergebung in fortwährender Kränklichkeit, über ihre Liebe zu den Armen und über ihren einfältigen Glauben aussprechen hören; von ausserordentlichen Einbildungen und Grübeleien sei sie ganz abgekommen. Nie hörte man von ihr auch nur eine bittere Aeusserung gegen ihre Verfolger; im Gegentheil sie entschuldigte sie: sie haben es gut gemeint, Gott hat mich demüthigen wollen, und ich bin nur noch nicht genug gedemüthiget; Sein Name sei gepriesen! So sprach sie nicht, weil sie sich schuldig gefühlt hätte, denn sie hatte sich früher ganz bereit erklärt, jedem Ankläger sich gegenüber zu stellen."

Sowohl die Anhänglichkeit, ja die Verehrung von Seiten vieler unbezweifelt edler Männer, wie Fenelon, Beauvilliers und Chevreuse, welche ihr bis zu ihrem Tod erhalten blieb, als auch Alles, was von ihr und über sie geschrieben worden ist, begründet das Urtheil, daß sie zwar durch unüberlegten Eifer und unbesonnenes Benehmen so wie durch unrichtige Ausdrücke und unhaltbare Ideen sich manches Mißgeschick selbst zugezogen, aber die schonungslose Behandlung, die ihr widerfuhr, keineswegs verdient hat. Nach

siebenjähriger Gefangenschaft wurde sie im Jahre 1701 auf ein Landgut einer verheiratheten Tochter verwiesen und zuletzt erlaubte man ihr, in Blois zu wohnen, wo sie den 9. Juni 1717 starb im Alter von 69 Jahren. Ihr Testament beginnt mit einem Glaubensbekenntniß, welches von der Lauterkeit ihrer religiösen und sittlichen Grundsätze Zeugniß ablegt.

### 30. Festigkeit Fenelon's gegenüber von Jansenisten und Protestanten.

Durch die unbedingte Unterwerfung Fenelon's unter das Urtheil des Papstes und durch das unverbrüchliche Stillschweigen, das er fortan beobachtete, wurden die Erwartungen derjenigen getäuscht, welche geglaubt hatten, ein so heftiger Streit zwischen zwei so hochgestellten Kirchenhäuptern müsse nothwendig zu einer Spaltung im Schoß der katholischen Kirche und zu einer Schwächung des Römischen Stuhls führen. Ein Benedictiner-Mönch Gerberon, welcher in jener Zeit sich als eifriger Verfechter des Jansenismus hervorthat, ließ Fenelon auf verdeckte Weise einen Brief zukommen, worin er ihm anbot, mehrere Schriften zur Vertheidigung seiner Lehre herauszugeben, ohne daß Jemand erfahren sollte, daß Fenelon dazu mitgewirkt oder davon Kenntniß gehabt habe. Fenelon antwortete: „Lieber wollte er sterben, als mittelbar oder unmittelbar etwas zur Vertheidigung eines Buches thun, welches er unbedingt und von Herzens-Grund aus Gehorsam gegen den Römischen Stuhl verdammt habe. . . Es sei nicht recht und nicht zur Erbauung dienend, wenn ein Schriftsteller die Kirche immer fort mit seinen persönlichen Streitigkeiten beschäftigen wolle, . . . er habe zur Erbauung Andrer und zur Aufrechthaltung seiner persönlichen Würde nichts Anderes zu thun, als zu schweigen." Ebenso hatte der protestantische Schriftsteller Jurieu, welcher sich mit der quietistischen Streitfrage viel beschäftigt hatte, gehofft, daß Fenelon dem Urtheil des Papstes sich nicht unterwerfen werde; er bewies namentlich schlagend, daß Fenelon viel mehr Grund gehabt hätte als die Jansenisten, zu behaupten, daß der Papst, wenn er auch die Lehrfrage zu entscheiden berechtigt sei, doch über die Thatsache, ob der

Schriftsteller den angefochtenen Sinn seinen Behauptungen wirklich beigelegt habe, zu keinem Urtheil befugt sei. Da aber Fenelon durch seine unverweilte und standhaft behauptete Unterwerfung unter den Papst ihm einen Strich durch seine Rechnung machte, so fuhr Jurieu ebenso heftig über Fenelon her, wie vorher über Bossuet. In den Augen der katholisch Gesinnten konnte aber Fenelon natürlich dadurch nur gewinnen, daß er solche Bundesgenossen aus dem entgegenstehenden Lager verschmähte und sich selbst ihre Feindschaft zuzog. Fenelon's Handlungsweise beruhte, wie der Kanzler Aguesseau bemerkt, auf der richtigen Ueberzeugung, daß man durch einen allzugroßen Eifer, sich zu rechtfertigen, oft mehr schadet als nützt, und daß bei weitem die sicherste und wirksamste Art, mit Beschuldigungen fertig zu werden, die ist, wenn man sie nach und nach durch Stillschweigen in Vergessenheit bringt. Ueber den inneren Werth eines päpstlichen Urtheils hat übrigens Fenelon später — ganz ohne Beziehung auf seine eigene Sache, aber so daß sich die Anwendung auf diese von selbst ergibt, — seine Ansicht ausgesprochen:[1]) „Gott wacht immer darüber, daß kein schlechter Beweggrund diejenigen, welchen die Erhaltung der Wahrheit anvertraut ist, gegen die Wahrheit bestimme. Es können im Lauf einer Untersuchung regelwidrige Regungen vorkommen, aber Gott kann das Ergebniß, welches Ihm gefällt, doch herbeiführen; er lenkt sie zu Seinem Zweck hin, und der Beschluß muß unfehlbar genau so ausfallen, wie es von Ihm vorgesehen ist.“ Er erklärt daher an einem andern Ort: seine Unterwerfung sei weder ein Act der Politik, noch ein äußerlich auferlegtes Schweigen gegenüber der höheren Macht, sondern ein innerlicher Willens-Act des Gehorsams gegen Gott selbst. „Als guter Katholik habe ich in dem Urtheil meiner Vorgesetzten das Echo des höchsten Willens erblickt. An den Leidenschaften, den Vorurtheilen und dem Streit, welcher meiner Verurtheilung vorherging, habe ich mich nicht aufgehalten, sondern ich hörte, wie Hiob, Gott selbst reden aus dem Wetter und fragen: Wer ist der, der den Rath verdunkelt und redet so mit Unverstand? Und ich antwortete ihm von Grund

---

[1]) Hirtenbrief vom zweiten März 1705.

des Herzens: Siehe! ich bin zu leichtfertig gewesen, ich lege meine Hand auf den Mund und schweige. . . Allerdings finden sich dieselben Behauptungen und Ausdrücke, die in meinem Buch vorkommen, ja noch viel stärkere und mit viel weniger berichtigenden Einschränkungen in anerkannten Schriftstellern; aber sie waren für ein dogmatisches Werk nicht geeignet; je nach dem Gegenstand und den Personen muß auch der Styl verschieden sein. Ein Anderes ist die Sprache des Herzens und des Gefühls, ein anderes die Sprache der verständigen, wissenschaftlichen Erörterung. Die Kirche gestattet nach ihrer tiefen Weisheit die eine ihren einfältigen Kindern, während sie ihren Lehrern die andre zur Pflicht macht; also kann sie nach Umständen, ohne die Lehre ihrer Gläubigen zu verdammen, doch die Ausdrücke verwerfen, welche zu mißlichem Gebrauch Veranlassung geben."

## 31. Verhältniß Fenelon's zu Bossuet bis zu dessen Tod. Tod Chanterac's.

So wohlthuend es am Schluß dieser leidigen Streitigkeit sein müßte, die beiden Haupt-Personen derselben wieder in das alte Verhältniß des Vertrauens und der Freundschaft zurückkehren zu sehen, in welchem sie so lange Zeit gestanden hatten: so geben doch die vorhandenen Urkunden hierüber kein Zeugniß. Mit Bewunderung äusserte sich allerdings Fenelon, wie einer seiner innigsten Freunde, Herr v. Ramsai berichtet, häufig über Bossuet's Geist und seine unsterblichen Werke, und als Jemand einmal Anstand nahm, Bossuet's Namen in Fenelon's Gegenwart auszusprechen, fühlte er sich dadurch beleidigt; „Was für eine Gesinnung muß man bei mir voraussetzen", sagte er sichtlich bewegt, „wenn man meint, vor mir den Namen eines Mannes nicht nennen zu dürfen, dessen hoher Geist und umfassende Kenntnisse immer eine Zierde seines Jahrhunderts, seines Vaterlands, der Geistlichkeit und der Kirche bleiben werden!" Ebenso sprach auch Bossuet öfter davon, daß man keineswegs mit Unrecht den glänzenden Geist Fenelon's allgemein rühme; „er hat viel mehr Geist, als ich". Er scheint sogar einmal durch einen vertrauten Freund, welchen er zu einer

Reise nach Cambrai veranlaßte, einen Versöhnungs-Versuch beabsichtigt zu haben, welcher aber durch ungünstige Umstände vereitelt wurde. Frau v. Maisonfort, welche in einem Brief an Fenelon diese Thatsache berührt, sagt darüber: „sie habe Gott gebeten, daß Er beide Männer vor ihrem Tode noch wieder zusammenführen möchte, aber der Erfolg habe ihr gezeigt, daß ihr Gebet keiner Erhörung würdig gewesen sei".

Merkwürdig ist, daß Bossuet, als er durch sein hohes Alter und schwere Leiden veranlaßt den König um Ernennung seines Neffen, Abbé Bossuet, zu seinem Amtsgehilfen ersuchte, eine abschlägige Antwort erhielt; der König scheint überhaupt entschlossen gewesen zu sein, dem Abbé niemals ein Bisthum zu geben; erst nach Ludwigs XIV. Tode erhielt er schon 55 Jahre alt durch die Empfehlung des Cardinals von Noailles das Bisthum Troyes. Der Bischof von Meaux starb den 12. April 1704 77 Jahr alt. Es verbreitete sich damals die Sage, Fenelon habe ihm einen feierlichen Trauer-Gottesdienst und eine Leichenpredigt gehalten, in welcher er es ausgesprochen habe, er sei Bossuet Dank schuldig daß er ihn aus dem Irrthum befreit. Ueber diesen Gegenstand liegt ein Brief Fenelon's an den Benedictiner Lami vor[1]), welcher sich darnach bei ihm erkundigt hatte. Er schreibt: „Allerdings habe ich herzliche Gebete für den verewigten Bischof v. Meaux zu Gott gerichtet; nie aber habe ich daran gedacht, öffentliche Fürbitten für ihn in der Diöcese anzuordnen, da dieß nicht in dem Herkommen liegt, und Sie wissen, daß ich kein Freund von ungewöhnlichen Dingen bin, die Aufsehen machen; noch weniger ist mir in den Sinn gekommen ihm eine Leichenpredigt zu halten. Die Aeusserungen, welche man mir unterlegt, hätte ich nur gegen mein Gewissen thun können, denn, wenn ich gleich in aufrichtiger Unterwerfung gegen den heiligen Stuhl mich mit Jedermann messen kann, so habe ich doch in dem Protokoll unsrer Sprengel-Synode mich zur Genüge darüber ausgesprochen. Die Leute, welche diese Erdichtung so eifrig verbreiten, mögen ihre Gründe dazu haben, ob aber ihre Absichten vor Gott redlich sind, daran zweifle ich".

---

[1]) Vom 14. August 1704.

Zum Schluß dieses Abschnitts noch ein Wort über Abbé v. Chanterac. Der edle Mann, in dessen Briefen seine gefühlvolle, bescheidene, friedliebende und fromme Gesinnung sich hinlänglich ausspricht, und von dessen Uneigennützigkeit oben ein sprechender Zug angeführt worden ist, verzichtete gerne auf die Ehren und Würden, auf welche er durch Geburt und Talent Anspruch gehabt hätte, und blieb bis an seinen Tod, welcher im Jahre 1715 bald nach Fenelon's Ende erfolgte, als treuer Herzens-Freund in der Umgebung des Erzbischofs, als Zeuge und Theilnehmer seiner frommen apostolischen Thätigkeit, und als vertrauter Hausgenosse des Mannes, dem er mit kindlicher Liebe und Hochachtung zugethan war.

# Drittes Buch.

## Fenelon's Amtsthätigkeit und Privatleben.

### 1. Stimmung des Hofs gegen Fenelon.

Bei der allgemeinen Freude über die glückliche Entwicklung des Streits lag der Gedanke nahe, Fenelon werde jetzt auch wieder in seine Stellung am Hofe zurückberufen werden und der früheren Gunst sich erfreuen. Wer aber nicht blos dem Eindruck des Gefühls folgte, sondern in die Verhältnisse und Triebfedern genauer hineinsah, konnte diese Hoffnung schon zum Voraus nicht theilen.

Der König, der ohnehin für Fenelon nie besonders eingenommen war, hatte so streng-kirchliche Grundsätze, daß er Fenelon's Unterwerfung als etwas sich von selbst Verstehendes annahm, wodurch der Schatten, welcher durch die Anklage auf ihn gefallen war, nicht völlig verwischt werden konnte. Eher wußte Frau v. Maintenon die großherzige Selbstverleugnung Fenelon's zu schätzen; aber sie konnte die Beleidigungen, die sie in der Leidenschaft einem ehemaligen Freund zugefügt hatte, sich selbst nicht verzeihen, und hätte deßwegen auch schon in seinen Blicken und in seinem Stillschweigen, wenn sie mit ihm wieder zusammen getroffen wäre, einen Vorwurf finden müssen.

Bossuet hatte durch seine Angriffe auf Fenelon's guten Namen ihn so tief verletzt, daß nur die Zeit und der Einfluß der Religion solche Wunden heilen konnte. Der Erzbischof von Paris, der

wegen seines schwankenden Benehmens Fenelon gegenüber kein gutes Gewissen hatte, und in ihm einen überlegenen Nebenbuhler fürchtete, hätte dennoch eine Annäherung gewünscht, wenn Fenelon sich dazu hergegeben hätte, es für eine Ehre zu halten und mit den ersten Schritten entgegenzukommen. In dieser Absicht verweigerte er einem Pariser Geistlichen, welchen Fenelon auf seine Kosten hatte heranbilden lassen, um ihn an die Spitze seines Seminars in Cambrai zu stellen, die erforderliche erzbischöfliche Genehmigung, um Fenelon zu einer Anfrage darüber zu nöthigen, — ein kleinliches Mittel, welches nur geeignet war, Fenelon ihm noch mehr zu entfremden; lieber verzichtete er auf die gehoffte Unterstützung durch jenen Geistlichen, als daß er sich auf eine solche Weise hätte dazu bringen lassen, zuerst an den Erzbischof zu schreiben. Am leichtesten wäre es dem Bischof v. Chartres geworden, sich mit Fenelon zu versöhnen; aber er nahm unglücklicher Weise seine Zuflucht zu einem Vermittler, dessen unsicherer Charakter eher zur Vorsicht als zu unbedingtem Vertrauen auffordern mußte. Der Pfarrer Hebert von Versailles fragte bei Fenelon an, ob der Bischof v. Chartres, der ihm in den nächsten Tagen selbst schreiben werde und die alten Freundschaftsbande wieder anzuknüpfen dringend verlange, eine freundliche Antwort hoffen dürfe. Fenelon versicherte, an ihm solle es nicht fehlen; der Bischof werde gewiß mit seiner Antwort zufrieden sein; aber der so feierlich angekündigte Brief blieb aus. Erst viel später findet sich eine Spur des ehemaligen freundlichen Verhältnisses in einem Brief vom 2. August 1704, worin Fenelon dem Bischof auf eine Frage, die derselbe wegen eines Diöcesan-Geistlichen an ihn richtet, auf eine sehr herzliche Weise antwortet.

Was die Minister betrifft, so waren seit Fenelon's Entfernung vom Hof Alle ausser Beauvilliers gegen ihn aufgetreten, und Alle mußten wünschen, einen Mann, der ihr Verfahren nicht wohl vergessen haben konnte, nicht in der Umgebung des Erbprinzen zu sehen. Nun kam aber etwas Neues hinzu, was mehr als alle persönlichen Interessen und Leidenschaften seiner Gegner und Nebenbuhler Fenelon's Rückkehr an den Hof völlig unmöglich machte.

## 2. Die Veröffentlichung des Telemach.

Nicht lange nach der Bekanntmachung der päpstlichen Bulle erschien in Paris in einer angesehenen Buchhandlung mit königlichem Privilegium vom 6ten April 1699: Fortsetzung des IV. Buchs der Odyssee, oder: Abentheuer Telemach's. Ein Hausgenosse Fenelon's, welchen er beauftragt hatte, ihm eine Abschrift davon zu machen, hatte so viel Sinn für die Schönheit des Werks und so wenig Selbstverleugnung, daß er der Versuchung, dasselbe weiter zu verbreiten, nicht widerstand; er ließ schon im October 1698 ganz unter der Hand eine Abschrift in verschiedenen Gesellschaften umlaufen, ohne den Verfasser zu nennen. Weil aber der unvergleichliche Styl, die malerischen Schilderungen, die weisen Grundsätze allgemeines Aufsehen machten und viel nach dem Werk gefragt wurde, so verkaufte der Mann die Handschrift an die Buchhandlung, welche ebenso wenig als die Regierung bei Ertheilung des Privilegiums eine Ahnung davon hatte, wer der ungenannte Verfasser sei. Erst als ein paar hundert Seiten gedruckt waren, kam der Hof dem Geheimniß auf die Spur, und nun wurden die gedruckten Bogen eingezogen, die Drucker mißhandelt, die schärfsten Maßregeln angewendet, um das Werk zu vernichten. Dennoch entgiengen einige Exemplare den Augen der Polizei und so unvollständig sie waren, fanden sie sehr rasche Verbreitung. Der Drucker, von der Aussicht auf Gewinn gereizt, aber von der Regierung eingeschüchtert, verkaufte unter dem Siegel der Verschwiegenheit einige Abschriften des noch nicht ausgegebenen Theils, und je heimlicher die Sache betrieben werden mußte, desto mehr wurde die Neugierde gespannt. Nach einem solchen Exemplar ließ schon im Juni 1699 ein holländischer Buchhändler im Haag das ganze Werk in vier Bänden erscheinen; die Pressen konnten dasselbe nicht schnell genug liefern, so begierig war das Publikum darnach; und trotz der Druckfehler, wovon diese Ausgaben wimmelten, erkannte man allgemein und sprachen auch die bedeutendsten Kenner jener Zeit laut aus, daß es ein wahres Meisterwerk sei. Noch im Jahr 1699 erschien eine Ausgabe in Brüssel, in welcher der Name des

Verfassers zwar nicht genannt, aber in einem Vorwort ziemlich deutlich bezeichnet war.

Aber je glänzender die Aufnahme war, welche Telemach in Frankreich und ganz Europa fand, desto erbitterter wurde Ludwig XIV. gegen den Verfasser, weil man ihm das Werk als eine offenbare Spottschrift auf seine Regierungs-Grundsätze und auf die Schicksale seines Reichs darzustellen wußte. Man fand in dem Charakter und Verhalten der in dem Gedicht auftretenden Personen beissende Anspielungen auf den Hof und die Minister und St. Simon behauptet in seinen Denkwürdigkeiten ausdrücklich: „Der Marschal v. Noailles, welcher nicht weniger, als alle Stellen des Herzogs v. Beauvilliers für sich gewünscht hätte, habe dem König und Allen, die es hören wollten, gesagt, wer den Telemach habe schreiben können, müsse ein persönlicher Feind des Königs sein.“ Selbst diejenigen, welche kein persönliches Interesse dabei hatten, Fenelon zu schaden, fanden ganz natürlich, daß er unwillkührlich die Bilder, welche er in Versailles vor Augen hatte, die Leidenschaften und Schwachheiten der Könige, die Laster und die Verdorbenheit des Hoflebens, sowie den schmerzlichen Eindruck erlittenen Unrechts und Mißgeschicks in seinem Werk wiedergegeben habe. Da die menschlichen Leidenschaften und Absichten, da namentlich die Umtriebe und Ränke an den Höfen überall in der Welt auf die gleiche Weise sich finden, so war es für ein argwönisches Auge nicht schwer, Beziehungen zu entdecken und Vergleichungen zu machen. Gesetzt auch, daß der König Fenelon die Absicht nicht wirklich zutraute, welche ihm der Mund der Verleumdung unterlegte; die Thatsache war unleugbar, daß die hier ausgesprochnen Grundsätze gegen die des Königs einen Gegensatz bildeten; jedenfalls konnte der König, wie er von seinen angesehensten Bischöfen gehört hatte, daß Fenelon in der Frömmigkeit sich schwärmerischen Ideen hingebe, so nun selbst sehen, daß Fenelon in der Politik ebenfalls schwärme, und also nur bedauern, die Erziehung seines Enkels in solche Hände gelegt zu haben. Wenn ihm seine Geistlichen in der gehörigen Form oft recht starke Wahrheiten in religiöser und sittlicher Beziehung sagten, so ließ er sich das gefallen; aber in der Politik glaubte er, nach

40jähriger glorreicher Regierung mehr zu verstehen und mehr Erfahrung und Menschenkenntniß zu haben, als der Erzbischof von Cambrai. Daß dieser Mann, den er mit Wohlthaten überhäuft, dem er den größten Beweis des Vertrauens und der Achtung gegeben, dem er die Erziehung des königlichen Enkels anvertraut hatte, — es wagte, ihm sein ganzes System, in dem er seinen Ruhm und seine Größe gefunden hatte, als irrig und verkehrt hinzustellen, das erschien ihm nicht nur als in hohem Grad unbefugt und verwegen, sondern namentlich auch als ein schreiender, empörender Undank. In diesen Ansichten und Gefühlen wurde der König durch die vertrautesten Personen seiner Umgebung und namentlich durch Frau v. Maintenon bestärkt. Der Erzbischof von Paris äusserte, wie in einem Brief Fenelons an den Herzog v. Chevreuse erwähnt wird[1]), er hätte es durchgesetzt, daß Fenelon wieder an den Hof zurückberufen worden wäre, wenn nicht Frau v. Maintenon aus Aerger über Telemach den König bestimmt hätte, entschieden nein zu sagen. Noch nach dem Tod des Verfassers und des Königs, als im Jahre 1717 die erste berichtigte Ausgabe Telemach's, besorgt von einem nahen Verwandten Fenelon's erschienen war, und eine Nichte der Frau v. Maintenon, welche eine ausgesprochne Verehrerin Fenelons war, ihre Tante aufforderte, das Werk jetzt in dieser Gestalt zu lesen, antwortete sie kurzweg: „Ich mag nicht." Je allgemeinere Bewunderung Fenelon's Werk, welches rasch in alle Sprachen übersetzt wurde, in ganz Europa fand, je mehr auch die Gegner Ludwigs des XIV. in demselben eine Kritik gegen den König fanden, oder wenigstens zu finden den Schein annahmen, desto mehr mußte der König in der Meinung befestigt werden, daß der Verfasser seinem Ruhm und seiner Person feindlich entgegengetreten sei. Wenn gegen das Ende seiner Regierung feindliche

---

[1]) Vom Jahre 1701. Fenelon wußte zwar wohl, wie er diese Behauptung zu verstehen habe, die mit des Erzbischofs persönlichem Verhalten gegen ihn schlecht zusammenstimmte. „Er wolle vor der Welt mit seiner großmüthigen Gesinnung gegen Fenelon sich einen wohlfeilen Ruhm erwerben, und zugleich doch in seinem eigenen Interesse Fenelon vom Hof entfernt halten."

Heere, welche ganz Flandern in ihrer Gewalt hatten, nur Fenelon's Grund und Boden nicht antasteten und mitten unter dem Toben des Kriegs ihn in seiner friedlichen Amtsthätigkeit schützten, so konnte der König in dieser Huldigung, welche dem edeln Charakter eines seiner Unterthanen dargebracht wurde, leicht die Absicht finden, ihm selbst eine Schmach anzuhängen.

Die Erbitterung des Königs über das Buch war so allgemein bekannt, daß man kaum den Namen desselben auszusprechen wagte, um nicht höheren Orts anzustoßen. Noch bei Fenelon's Tod, 16 Jahre nach der Veröffentlichung des Werks, als dasselbe in allen Sprachen in Europa gelesen wurde, getraute sich weder Fenelon's Nachfolger an der französischen Akademie in seiner Antrittsrede, welche nach dem Herkommen eine Lobrede auf Fenelon war, noch der Präsident der Akademie in seiner Erwiederung ein Wort über Telemach zu erwähnen, weil Ludwig XIV. noch regierte.

Daß aber Fenelon selbst nichts ferner liegen konnte als die Absicht, in einem für den Enkel eines großen Monarchen bestimmten Werk den Großvater durchzuziehen, dafür liegt schon in seinem ganzen Charakter Zeugniß genug, es geht aber auch aus unumstößlichen Thatsachen unzweifelhaft hervor; namentlich aus der Zeit der Abfassung des Werks [1]), in welcher er am Hof in Ehre und Gunst stund, und von dem König durch seine Erhebung zu hohen kirchlichen Würden den sprechendsten Beweis seiner Achtung und Anerkennung erhielt. Auch hat Fenelon bei jeder Gelegenheit seine entschiedenste Anhänglichkeit an den König ausgesprochen und noch unmittelbar vor seinem Tode schriftlich die feierliche Versicherung gegeben, daß er die Persönlichkeit und die Vorzüge Ludwigs des XIV. immer hochgeachtet und verehrt habe. Wollte man sich aber auch mit dem öffentlichen Zeugniß eines Bischofs nicht begnügen, eines Bischofs namentlich wie Fenelon, abgelegt in dem Augenblick wo man von den Fürsten dieser Welt nichts mehr zu hoffen oder zu fürchten hat, wo man vor dem Richterthron des Herzenskündigers zu erscheinen im Begriff steht; so finden wir auch in den vertrautesten Briefen Fenelon's nichts

[1]) Siehe unten, Abschnitt 3.

als die bereitwilligste Anerkennung der guten Absichten des Königs und seines Eifers für die Sache der Religion, und das selbst in Briefen aus der Zeit, wo er wohl Ursache gehabt hätte, sich über die Vorurtheile zu beklagen, welche der König sich von seinen Gegnern hatte beibringen lassen. Besonders bezeichnend für seine Gesinnung ist unter unzähligen andern, welche durchaus ebenso herzlich sich aussprechen, ein Brief an Beauvilliers, welcher in der Zeit geschrieben ist, da das päpstliche Urtheil aufs eifrigste betrieben wurde und da wenige Wochen vorher Fenelon's Freunde und Verwandte ihre Abdankung erhalten hatten. Er schreibt:[1]) „Es drängt mich, theurer Herzog, Ihnen mitzutheilen, was mein Herz bewegt. Ich habe gestern am Gedächtnißtag des heiligen Ludwig so ernstlich für unsern König Ludwig gebetet, daß er es wohl hat spüren können, wenn mein Gebet erhörlich war. Um zeitliches Glück flehte ich nicht für ihn, das hat er ja reichlich, sondern nur, daß er es gut anwenden und in allem Glück so demüthig sein möchte, als wenn schon schwere Demüthigungen über ihn ergangen wären. Ich wünschte ihm, er möchte nicht nur der Vater seines Volks, sondern auch der Schiedsrichter unter seinen Nachbarn, der Lenker der Geschicke Europa's, der Erhalter der allgemeinen Ruhe, der Beschützer der Kirche sein. Ich betete, daß er nicht nur immer Gott fürchten und die Religion ehren, sondern auch daß er Gott lieben möchte, und empfinden wie sanft und leicht Sein Joch ist, wenn man es mehr aus Liebe als aus Furcht trägt. Mehr als je fühlte ich in mir eine eifrige, ja ich darf sagen, zärtliche Anhänglichkeit an die Person des Königs. Was mich so stimmte, sind nicht die Wohlthaten welche er mir erwiesen hat, und für welche ich ihm allerdings herzlich dankbar bin; auch die peinliche Empfindung meiner gegenwärtigen Lage trat so ganz zurück, daß ich mich mit Freuden Gott zum Opfer hingegeben hätte, um des Königs Zufriedenheit zu verdienen. Selbst in seinem Eifer gegen mein Buch sah ich nur eine lobenswerthe Wirkung seiner religiösen Gewissenhaftigkeit und seines gerechten Abscheu's vor Allem, was ihm als Neuerung erscheint. Er stand

---

[1]) 26. August 1698.

vor mir als ein würdiger Gegenstand der Gnade Gottes. Wenn ich an seine vernachlässigte Erziehung dachte, an die Schmeicheleien, von denen er umlagert war, an die Netze, die man ihm in seiner Jugend gestellt hat um seine Leidenschaften aufzuregen, an die weltförmigen Grundsätze die man ihm beigebracht, an das Mißtrauen das man ihm gegen die Frommen eingeflößt hat, weil die Einen Schwärmer, die Andern Heuchler seien; wenn ich an die Gefahren einer so hohen Stellung und so vieler schwierigen Verhältnisse dachte: so kam mich unbeschadet der schuldigen Ehrfurcht ein wahres Mitleid an für ein so schweren Versuchungen ausgesetztes Gemüth; ich mußte ihn beklagen und ihm ein überströmendes Maß der Gnade wünschen, um ihn in einer so furchtbar gefährlichen Glücks-Stellung aufrecht zu halten. Ich flehte den heiligen Ludwig herzlich an, er möchte seinem Enkel die Gnade auswirken, daß er seinem Tugend-Vorbild nachfolge. Ich hatte meine Freude daran, mir den König vorzustellen als demüthig, andächtig, losgebunden von allem Irdischen, erfüllt von der Liebe zu Gott, sich getröstend der Hoffnung auf eine Herrlichkeit und eine Krone, welche unendlich mehr werth ist, als die welche er trägt, kurz ich stellte mir ihn als einen zweiten heiligen Ludwig vor die Augen. Bei all dem suchte ich, soviel ich mir bewußt bin, durchaus nichts Eigenes, denn ich verzichtete ganz willig für mein ganzes Leben auf den Genuß, den König in einem solchen Zustand selber zu sehen, wenn nur er in diesem Stand wäre. Ich würde mich in eine fortwährende Ungnade ergeben, wenn ich nur wüßte, daß der König ganz der Sache Gottes lebte. Ich wünsche ihm nur eine auf dem rechten Grund stehende, seiner Aufgabe entsprechende Gesinnung. Dieß war meine Beschäftigung an dem gestrigen Fest. Auch betete ich viel für unsern jungen Prinzen, für dessen Heil ich mit Freuden mein Leben opfern würde; dann auch für die vornehmsten Personen in der Umgebung des Königs; Ihnen namentlich erbat ich ein neues Maß der Gnade in der schwierigen Lage, in welcher Sie sich befinden. — Was mich betrifft, so habe ich bei fast ununterbrochenem Leiden Frieden im Herzen."

Als Fenelon diese geheimsten Gedanken seines Herzens seinem vertrautesten Freund mittheilte, konnte er nicht denken, daß je der König etwas davon erfahre, oder daß seine Briefe veröffentlicht werden; so lange der König, der Herzog und Fenelon selbst lebten, hat kein Mensch von diesem Briefwechsel etwas gewußt. Wer aber im innersten Grund des Herzens so gegen den König gesinnt war, der konnte nicht über denselben König ein Spottgedicht schreiben und es dem Enkel des Königs zueignen, welchem von Kindheit auf die tiefste Verehrung und der unbedingteste Gehorsam gegen den erhabenen Monarchen eingeprägt war. Fenelon selbst spricht sich in einem Aufsatz, der ums Jahr 1710 oder 1711 geschrieben zu sein scheint, folgendermaßen darüber aus: „Telemach ist ein Heldengedicht, welches ich nach dem Vorbild des homerischen und virgilischen verfaßt habe, um darin einem Prinzen, der für den Thron geboren ist, die Handlungsweise darzustellen die sich für ihn ziemt. Ich habe ihn zu einer Zeit geschrieben, welche ich im vollen Genuß des königlichen Vertrauens verlebte und wo ich mit Beweisen der Güte des Königs überhäuft wurde; ich müßte nicht nur der allerundankbarste, sondern zugleich der unsinnigste Mensch sein, wenn ich da spöttische, höhnische Charakterbilder hätte machen wollen; der bloße Gedanke daran erfüllt mich mit Abscheu. Allerdings habe ich in diese Abentheuer die nöthigen Regierungs-Grundsätze und die Fehler verflochten, welche man bei Ausübung der höchsten Gewalt machen kann, aber niemals habe ich dabei persönliche Beziehungen gesucht; je mehr man das Werk liest, desto mehr wird man finden, daß Alles ohne die Absicht einer fortlaufenden Charakterzeichnung gesagt ist. Die Erzählung ist in Eile, stückweise, zu verschiedenen Zeiten abgefaßt; es wäre viel daran zu bessern, und der Druck weicht ohnehin von der Handschrift vielfach ab; aber ich habe das Werk lieber in dieser entstellten Gestalt erscheinen lassen wollen, als es selbst in seiner wahren Gestalt herausgeben; denn meine Absicht war ja nie auf das Publikum gerichtet; ich wollte blos dem Prinzen eine Unterhaltung und zugleich Belehrung verschaffen, und nur durch die Untreue eines Abschreibers ist bekanntlich das Werk mir aus den Händen gekommen. Ebenso gut ist aber auch den zuverlässigsten Dienern

des Königs wohlbekannt, wie meine Ansichten von Staat, König und Vaterland auf Grundsätzen der Ehre und der Religion beruhen; sie wissen, wie lebhaft und herzlich meine Dankbarkeit für die Wohlthaten ist, mit welchen der König mich überhäuft hat. Fähigere Diener mag der König wohl haben, als ich bin: aber hinsichtlich des aufrichtigen Diensteifers nehme ich es mit Jedem auf“. . . .

Ein Hauptbeweis dafür, daß Fenelon bei der Abfassung des Telemach keinen solchen Hinter-Gedanken hatte, liegt endlich in der Thatsache, welche aus einer Handschrift Le Dieu's, des Secretair's Bossuet's hervorgeht, daß nehmlich Fenelon den Anfang des Werks Bossuet zum Lesen mitgetheilt hat; was er gewiß unterlassen hätte, wenn er irgendwie dadurch dem Ruhm Ludwigs XIV. hätte zu nahe treten wollen.

Ungegründet ist auch die ziemlich verbreitete Ansicht, daß Telemach zunächst aus sprachlichen Aufgaben (Argumentern) für den Prinzen entstanden sei, welche man später in ein Ganzes zusammengefaßt und in die jetzige Gestalt gebracht habe. Es liegt eine beträchtliche Anzahl von Aufgaben von der Hand Fenelon's und des Prinzen vor, von welchen keine sich auf Telemach bezieht. Hingegen ergibt sich aus der Anlage des Werks selbst, daß es offenbar nach einem von Anfang an vorbedachten Plan entworfen ist, wenn gleich die Ausführung im Einzelnen stückweise geschah, wie es Zeit und Umstände erlaubten; ebenso ergibt sich aus der Haltung des Werks, daß es nicht zu Uebungen für einen Schüler geeignet war, welcher das 15. Jahr noch nicht zurückgelegt hatte, als Fenelon ihn verlassen mußte, sondern daß es dem Prinzen erst beim Abschluß des Unterrichts und der Erziehung übergeben werden sollte, in einem Alter, wo er den Einfluß der Leidenschaften, welche so häufig für das innere und äußere Leben der Könige gefährlich werden, besser würdigen und selbst erfahren konnte. Vielleicht hatte Fenelon im Sinn, dem Prinzen damit ein — in der That unvergleichliches — Hochzeitsgeschenk vorzubereiten. Dieß führt uns auf:

### 3. Zeit der Abfassung Telemach's.

In den zahlreichen Briefen Fenelon's an seine Freunde, in welchen er sich über seine wichtigsten Herzens-Angelegenheiten wie über Gegenstände von allgemeinem Interesse ganz ohne Rückhalt ausspricht, findet sich über diese Frage keine Auskunft. Aus der oben angeführten Thatsache, daß Fenelon den Anfang des Werks Bossuet lesen ließ, läßt sich schließen, daß er etwa seit 1693 oder 94 daran arbeitete; denn von 1695 an fieng ihr gegenseitiges Vertrauen schon an gestört zu werden. Während der Jahre 1696 und 97 konnte er offenbar keine Zeit dazu finden, da er neben seiner äusserst gewissenhaften Amtsthätigkeit und einem ungemein lebhaften Briefwechsel mit der Abfassung einer unerschöpflichen Menge von Streitschriften beschäftigt war, die unglaublich rasch aufeinander folgten; auch war er damals, wie er es häufig in seinen Briefen ausspricht, namentlich durch das Unglück seiner Freunde gemüthlich so angegriffen, daß er nicht im Stande gewesen wäre, so liebliche Bilder glücklicher Unschuld und harmlosen Friedens zu zeichnen, wie sie sich in Telemach finden. Da aber schon im Jahre 1698 die handschriftliche Mittheilung von einem Theil des Werks anfieng und im Juni 1699 das ganze Werk im Druck erschien, so ergibt sich, daß Fenelon entweder in unbegreiflich kurzer Zeit das Ganze geschrieben, oder schon bald nach seiner Berufung zu dem Prinzen das Werk ganz in der Stille begonnen haben muß.

So wenig aber Fenelon bei der Abfassung des Telemach ihn zur Veröffentlichung bestimmt hatte, so bestimmte ihn doch die allgemeine Verbreitung des Werks und der lebhafte Beifall, welchen es fand, später noch an demselben vielfach zu feilen und es durch größere Zusätze zu vervollständigen, welche erst nach seinem Tod gedruckt worden sind. Unter diesen Zusätzen findet sich namentlich einer (im 12. Buch), in welchem Mentor die edlen Eigenschaften und guten Absichten des Idomeneus auf eine Weise ins Licht setzt und ihn gegen die Angriffe ungerechter Kritiker vertheidigt, daß die Beziehung auf Ludwig XIV. ebenso unverkennbar ist, als die Ab-

sicht Fenelon's, der Meinung entgegenzutreten, er habe in seinem Werk den Charakter und die Regierung des Königs tadeln oder zum Gegenstand seiner Kritik machen wollen. Fenelon hat aber keine der zahlreichen Ausgaben, welche bei seinen Lebzeiten gedruckt wurden, benutzt, um dieses Stück einschalten zu lassen, das zu seiner Rechtfertigung dienen konnte; offenbar wollte er auch den Schein vermeiden, als ob es ihm darum zu thun wäre, die Gunst des Königs wieder zu gewinnen; erst der Nachwelt sollte das Urtheil darüber überlassen werden, daß dem Verfasser jede Schmeichelei eben so fern lag als Tadelsucht.

Erst in dieser späteren Bearbeitung hat das Werk, welches zuerst in fortlaufendem Zusammenhang erschienen war, auch die Eintheilung in 24 Bücher erhalten, welche der der homerischen Ilias nachgebildet ist.

## 4. Urtheile über Telemach.

Vor Allem muß uns in dieser Hinsicht Bossuet's Ansicht von Werth sein. Er schreibt in einem Brief an seinen Neffen vom 18. Mai 1699: „Der Telemach des Erzbischofs von Cambrai ist ein belehrender Roman für den Herzog von Burgund unter dem Namen des Sohns des Ulysses. Die Ansichten über dieses Werk sind getheilt; die Bosheit bewundert es, andere Leute finden es etwas leichtfertig und eines Priesters nicht recht würdig." Bossuet war freilich damals gerade in einer Stimmung, in welcher Alles, was von Fenelon kam, bei ihm leicht eine ungünstige Aufnahme finden konnte; man muß aber bei diesem strengen Urtheil auch in Betracht ziehen, daß die erste Ausgabe nur erst bis zum Aufenthalt Telemachs bei Calypso gieng, also Bossuet die moralische und politische Richtung des Werks, welche sich erst im ferneren Verlauf entwickelt, noch nicht kennen konnte. Ueberhaupt aber hatte Bossuet in seinem ganzen Wesen etwas Strenges; er beschäftigte sich seit vielen Jahren mit den ernstesten und tiefsten religiösen Gegenständen, und sein Alter nebst seinen körperlichen Leiden mußte ihm den Blick auf die Ewigkeit nahe legen; daher war er vermöge seines Charakters und seiner Gewohnheiten kein Freund der schön-

wissenschaftlichen Schriftstellerei, in welcher sonst oft die edelsten Geister eine angenehme Erholung finden. Bossuet spricht sich in einem Brief an den Dichter Santeul vom 19. Sept. 1690 selbst darüber aus, daß er schon lange einen Virgil und Horaz nicht mehr lese, und eifert gegen den häufigen Gebrauch, welcher in der französischen Poesie von mythologischen Namen und Ausdrücken gemacht wird. Er sagt: „seit vielen Jahren an die kräftige Nahrung des göttlichen Worts gewöhnt, finde ich diese Gebilde der menschlichen Einbildungskraft und der natürlichen Eitelkeit ausserordentlich hohl. Nur insoweit, als ein christlicher Dichter sich derselben zu bedienen so zu sagen gezwungen ist, um seine Gedanken, namentlich für Leser die an solche Bilder gewöhnt sind, zu veranschaulichen und lebhafter darzustellen, mag man sie ihm etwa zu gut halten.“ — Man würde freilich von Bossuet, dessen Gedanken und Sprache durchaus sich durch den erhabensten Schwung und durch den gediegensten Ausdruck auszeichnen, nicht erwarten daß er der Poesie entgegenträte; allein was an Bossuets Styl poetisch ist, das verdankt er nicht weltlichen Dichtern, sondern dem Studium der heiligen Schrift, namentlich der Propheten.

Aus Allem diesem erklärt sich, daß Telemach, welcher der homerischen Odyssee nachgebildet ist, und in welchem Fenelon die Mythologie eine so bedeutende, glänzende Rolle spielen läßt, vor dem strengen Gericht Bossuet's keine Gnade finden konnte; während dagegen Fenelon an den Gedichten eines Santeul die lebhafteste Freude hatte und sie von Anfang bis zu Ende las, ja begierig verschlang. Die Verschiedenheit des Geschmacks beider großen Schriftsteller stund mit der Verschiedenheit ihres Charakters in enger Verbindung.

Voltaire wirft dem Styl Telemach's vor, daß er etwas zu gedehnt sei. Dagegen bemerkt La Harpe: Ein Werk wie Telemach, welches zwar kein eigentliches Gedicht ist, aber doch hinsichtlich seines Umfangs, hinsichtlich der Erfindung und der dichterischen Färbung den wesentlichen Eigenschaften eines Heldengedichts sich annähert, darf sich nicht durch strenge Kürze des Ausdrucks auszeichnen. Es muß in demselben vielmehr ein wiewohl gemäßigter Reichthum der Darstellung, ein leicht fließender, wohlklingender,

nicht ein gedrängter, lakonischer Styl herrschen. Wenn man sonst Fenelon Weitschweifigkeit vorwirft, so hat er offenbar im Telemach sich vor derselben zu bewahren gewußt, da er als glücklicher Nachahmer der Alten, deren Geist er eingesogen hatte, sich ebenso sehr der Besonnenheit Virgil's als dem Reichthum Homer's annähert.

Wenn andere Kritiker meinen, seine Ideen von Moral und Politik sollten gründlicher sein, so bemerkt derselbe Schriftsteller, daß ein Unterschied ist zwischen einer eigentlich lehrhaften Abhandlung und einem auf belehrende Unterhaltung berechneten Werk. Was in jenem gründlich und streng beweisend ist, würde in diesem sich trocken ausnehmen. Jenes richtet sich ausschließlich an den Verstand und fordert zum Denken auf; dieses sucht durch die gefällige Darstellung die Einbildungskraft hinzureissen und das Herz zu gewinnen. Die Haupt-Grundsätze der Gerechtigkeit und Menschenfreundlichkeit, auf welchen jede gute Regierung beruht, erfordern glücklicher Weise kein tiefes philosophisches Denken, sondern sie bringen sich dem Gewissen und dem Gefühl von selbst auf und sind im menschlichen Herzen eingewurzelt.

Ueber die Darstellung Fenelon's im Telemach im Einzelnen und über die kunstreiche Anordnung des Ganzen bemerkt Cardinal Maury: „Das Werk ist so aus Einem Guß, daß der geübteste Schriftsteller nicht im Stand ist, die Abschnitte zu unterscheiden, wo der Verfasser die Feder niedergelegt und wieder angesetzt hat; so natürlich sind seine Uebergänge und der Fluß der Gedanken. Nirgends bemerkt man etwas Gezwungenes, er ist ganz Herr seines Stoffs; er sucht nicht die Ausdrücke für seine Ideen, sondern er malt sie vor uns hin; die Worte für seine Gefühle und Gedanken fließen ihm von selbst zu mit der Anmuth oder der Erhabenheit, welche der Inhalt erfordert. Sein Styl ist immer fließend, der Periodenbau wohlklingend; mit besonderer Gewandtheit handhabt er die von neueren Schriftstellern oft vernachlässigten Satz-Verbindungen, welche zur Schönheit des griechischen Styls so viel beitragen. Man findet bei ihm keine abgerissenen Sätze, wo der Gedanke von Zeile zu Zeile einen neuen Anlauf nehmen muß. Seine Darstellung ist reich an trefflich durchgeführten Vergleichungen, an erhabenen Bildern, welche ebenso eine tiefe Beobachtungsgabe wie eine un-

erschöpfliche Phantasie zeigen. Mit Einem Wort, seine Prosa hat die Farbe, den Reiz, den Wohlklang, das Leben der Poesie und sein Styl ist ebenso anziehend als sein persönlicher Charakter. Besonders hat Fenelon seinem Telemach das Gepräge seiner eigenthümlichen frommen Gesinnung aufgedrückt. Es spricht sich darin vielfach die in ihm vorherrschende Idee aus von der Seligkeit einer innigen Herzens-Verbindung mit Gott. In seiner herrlichen Beschreibung der elisäischen Felder gibt er ein Gemälde von dem Frieden und dem Glück, welches eine himmlisch gesinnte Seele empfindet, wie nur ein reiner, vom irdischen Wesen losgelöster Geist es entwerfen konnte."

### 5. Briefwechsel mit dem Prinzen.

Nach einigen Aeusserungen Fenelon's in seinem oben (S. 196) angeführten Aufsatz vom Jahre 1710 oder 1711 hegten die Freunde, welche er damals noch am Hof hatte, einige Hoffnung, daß, nachdem einige seiner Gegner gestorben, andre in Ungunst gefallen waren, seine Rückkehr an den Hof nicht unmöglich wäre. Er selbst hoffte und wünschte eine solche Aenderung nicht; er bittet vielmehr seine Freunde aufs dringendste, alle Schritte zu unterlassen, welche ihm nichts nützen und ihnen nur schaden könnten. Er fange an alt und kränklich zu werden; er habe überhaupt das Hofleben nie gesucht, und so lange er in dasselbe hineingestellt worden, keinen Vortheil für sich daraus gezogen; jetzt da man ihn beseitigt habe, sei seine Aufgabe, ruhig zu bleiben wo er sei, zu dulden und zu schweigen.

Wie man sich übrigens im Allgemeinen des Königs Stimmung gegen Fenelon dachte, ergibt sich aus den Beschränkungen, welchen der Briefwechsel des Prinzen mit seinem ehemaligen Erzieher unterlag. Der erste Brief des Prinzen an ihn, vom 22. December 1701, lautet:

„Endlich, lieber Erzbischof, finde ich eine günstige Gelegenheit, um mein vierjähriges Stillschweigen zu brechen. So viel ich in dieser Zeit erlitten habe, so war doch eines meiner schwersten Leiden das, daß ich Ihnen nicht sagen konnte was ich für Sie

fühlte, und wie meine Freundschaft für Sie durch Ihr Unglück nicht nur nicht erkaltet ist, sondern vielmehr noch zugenommen hat. Ich freue mich sehr aufs Wiedersehen, aber ich fürchte es liegt noch in weiter Ferne. Man muß es eben dem Willen Gottes anheimstellen, welcher mich seine Barmherzigkeit immer aufs neue erfahren läßt. Ich bin ihm seit unsrer Trennung wohl manchmal untreu gewesen, aber Er hat mir immer die Gnade erwiesen, mich wieder zu sich zu rufen, und ich habe Gottlob! sein Rufen nicht überhört. Seit einiger Zeit glaube ich mich besser auf dem schmalen Wege zu erhalten; bitten Sie ihn, daß er mich in meinen guten Vorsätzen befestige und mich nicht wieder seinen Feind werden lasse, sondern selbst mich lehre, in Allem seinen heiligen Willen zu befolgen. Meine wissenschaftlichen Beschäftigungen setze ich für mich fort, obgleich seit zwei Jahren in freierer Weise, und habe mehr als je Freude daran. Nichts zieht mich mehr an als Metaphysik und Moral, an deren Studium ich nie genug bekomme. Wenn es mir nur möglich wäre Ihnen die Aufsätze zuzuschicken, die ich darüber geschrieben habe, damit Sie mir sie corrigirten, wie früher meine Uebersetzungen. Mein Brief ist wohl ein wenig ungeordnet, aber es thut nichts! Ich kann Ihnen nicht sagen, wie sehr die gegen Sie ergriffenen Maßregeln mich empört haben; aber man muß sich eben dem Willen Gottes unterwerfen und glauben daß Alles zu unserm Besten dient. Lassen Sie diesen Brief keinen Menschen lesen, ausser den Abbé Langeron, wenn er gegenwärtig in Cambrai ist; von seiner Verschwiegenheit bin ich überzeugt. Grüßen Sie ihn und versichern Sie ihn, daß die Abwesenheit meiner Freundschaft für ihn keinen Eintrag thut. Antworten Sie mir nicht, ausser auf ganz sicherem Wege und dann schließen Sie Ihren Brief auch an Herrn v. Beauvilliers ein, der den meinigen einschließt; ihm allein habe ich es anvertraut und weiß, wie viel es ihm schaden würde, wenn es herauskäme. Leben Sie wohl, lieber Erzbischof! Ich umarme Sie aufs herzlichste. Ich habe vielleicht sehr lange keine Gelegenheit Ihnen zu schreiben. Ich ersuche Sie um Ihre Fürbitte und um Ihren Segen.

Dieser Brief ist ein sprechendes Zeugniß einerseits von der innigen Dankbarkeit des jungen Prinzen gegen seinen Erzieher,

von dem ausserordentlichen Einfluß den derselbe auf seinen Zögling behielt, so jung dieser auch noch war als er seinem Unterricht entsagen mußte, und von dem tiefen religiösen Gefühl welches in dem Prinzen lebte, andrerseits aber auch von der auffallenden Abhängigkeit, in welcher der König schon durch die Achtung vor seiner Person und durch die Furcht, ihm zu mißfallen, seine ganze Familie zu erhalten wußte.

Fenelon's Antwort enthält die zärtlichsten Ermahnungen an den Prinzen, um ihn in seiner frommen Richtung zu befestigen, aber keinerlei Bemerkungen über die Vorgänge der verflossenen vier Jahre, noch über die ungerechte Behandlung die ihm fortwährend widerfuhr. Sie schließt mit den Worten: „Ich schreibe Ihnen nur von Gott und von Ihrer Person; von mir habe ich nichts zu sagen; ich habe, Gottlob! Frieden im Herzen; mein schwerstes Kreuz ist, daß ich Sie nicht sehen darf, aber ich trage Sie beständig vor Gott auf dem Herzen und stehe mit Ihnen in einer innigeren Verbindung als durch leibliche Gegenwart. Tausend Leben würde ich wie einen Tropfen Wasser hingeben, um Sie so zu sehen, wie Gott Sie haben will."

Einen solchen Briefwechsel mußte der Prinz und sein edler Erzieher in das Dunkel des Geheimnisses hüllen aus Furcht vor dem Argwohn des Königs. Sollte man nicht denken, wenn er diese Briefe zu Gesicht bekommen hätte, hätten sie ihm die Vorurtheile benehmen müssen, die man ihm gegen den Verfasser des Telemach beigebracht-hatte?

### 6. Fenelon's Amtsthätigkeit.

Von seiner Ernennung zum Erzbischof an betrachtete Fenelon die Sorge für die Bedürfnisse seiner umfangreichen Diöcese als seine Hauptaufgabe: seine Stellung und Thätigkeit am Hof hätte ihn zwar berechtigt, eine Ausnahme von den gewöhnlichen Regeln in Anspruch zu nehmen, aber erklärte sofort, daß sein Hirten-Amt seiner Stellung zu den königlichen Prinzen vorgehe, und daß er dieses Amt nur unter der Bedingung annehme, immer $\frac{3}{4}$ Jahre in Cambrai zu wohnen. So konnte er es um so weniger für ein

Unglück oder für eine Ungnade ansehen, daß er die bestimmte Aussicht hatte, den Rest seines Lebens ganz dort zuzubringen. Nur insofern bedauerte er die Ungnade des Hofs, als ihm dadurch die Mittel genommen wurden, in seiner Diöcese so viel Gutes zu thun als sein gefühlvolles Herz wünschte, was er in folgendem Brief an Beauvilliers vom 1. September 1697 andeutet:

„Ich arbeite hier in der Stille und gehe sachte zu Werk, um die Leute zu gewinnen und auf sie einwirken zu können. Sie haben mich gern, weil sie sehen, daß mein Verfahren nicht hochmüthig sondern ruhig und gleichmäßig ist, weil sie keine überspannte Strenge, keinen Eigennutz, keine Arglist an mir finden; deßwegen haben sie Vertrauen zu mir. Man möchte gern hier zu Lande wissen ob ich ein Verbannter bin; man fragt meine Leute; doch rückt man gegen mich selbst nicht geradezu damit heraus. Wenn ich kein Geheimniß daraus machen soll, so habe ich nichts dagegen, den Befehl den ich erhalten habe bekannt werden zu lassen. Will Gott Einem einen bitteren Kelch zu trinken geben, so darf man nicht mit ihm hadern; will er mich so zu Schanden machen, daß ich nichts Gutes mehr wirken kann, so will ich als ein unnützer Knecht in seinem Hause bleiben und wenigstens allen guten Willen zeigen. Ihn bitte ich, daß er Sie, lieber Herzog, erhalte und mit seinen Gnadengütern erfülle. Das ist mir freilich leid, daß ich Sie, die gütige Frau Herzogin und einige wenige andre Freunde nicht sehen kann. Alles Andre ist mir wohl weit fort; da jubilire ich über meine Erlösung davon und es würde mich im höchsten Grade sauer ankommen, wieder in nähere Verbindung damit zu treten. Den Prinzen schließe ich täglich in mein Gebet ein; das ist das Einzige, was ich in der Ferne für ihn thun kann."

### 7. Das Priester-Seminar.

Vor Allem ließ sich Fenelon die Verbesserung seines Diöcesan-Seminars angelegen sein. Er selbst hatte durch seine Erziehung in dem St. Sulpiz-Seminar, dem ersten, welches in Fankreich nach dem Vorbild des Borromäischen in Mailand eingerichtet worden war, den Segen kennen gelernt, welchen eine solche Anstalt

der Kirche bringt, indem sie die künftigen Geistlichen unter sorgfältiger Pflege ihres geistlichen Lebens und ihrer wissenschaftlichen Bildung zu ihrem hohen Beruf vorbereitet. Gleich nach seiner Ankunft in Cambrai wendete er sich an seinen väterlichen Freund Tronson mit der Bitte um Männer, die in seiner Schule gebildet und von seinem Geist erfüllt das Seminar in Cambrai zu leiten geeignet wären. Aber so gerne Tronson aus persönlicher Freundschaft für Fenelon und aus kirchlichem Interesse für die wichtige Diöcese von Cambrai zu seinen Absichten mitgewirkt hätte, so stellten sich doch längere Zeit verschiedene Hindernisse der Ausführung seiner Plane in den Weg. Tronson konnte die Bedürfnisse einer Menge von Bischöfen, welche dasselbe Verlangen an ihn stellten, nicht alle befriedigen. Er wollte Fenelon nur erprobte, seines Vertrauens würdige Männer vorschlagen, und diese waren schon in andern Diöcesen verwendet, deren Bischöfe sie auch nicht wieder hergeben wollten. Aus Fenelon's Briefen an Tronson sehen wir, wie sehr ihm die Sache am Herzen lag. Er schreibt unter dem 6. Januar 1697: Ich beschwöre Sie bei dem Heil der Kirche und bei Ihrer alten Freundschaft, geben Sie sich alle Mühe, mir rechte Leute zu verschaffen. Es wäre mir eine große Freude, wenn ich G. bekommen könnte; er hat einen trefflichen Charakter, ein offenes, angenehmes Wesen, viel Erfahrung, er hat mich lieb und ich ihn; aber darf ich hoffen, daß er sich in Tülle losmachen läßt? Schon ein Jahr lang hoffen wir es und es geht nicht voran. Wenn wir für die nächste Zukunft nichts ganz Tüchtiges zu erwarten haben, so sagen Sie es wenigstens gerade heraus, damit wir auf andre Weise zu helfen suchen. Wenn es ihm nicht möglich ist so bald zu kommen, könnten Sie uns nicht einstweilen einen ordentlich gesattelten Mann schicken, welcher vorerst unter der Oberleitung Chanterac's Vorsteher des Seminars wäre? Chanterac ist, wie Sie wissen, mit solchen Anstalten aus Erfahrung bekannt, geistvoll, fromm und besitzt die zur ruhigen Leitung erforderliche Weisheit. Fest in Kenntnissen müßte der Director sein, das erfordert die Eigenthümlichkeit unsrer Gegend, wo man dem Seminar gar nicht grün ist; die Professoren von Löwen und Douai sehen auf die wissenschaftliche Bildung in demselben herab

und fürchten seine Reform. Daß unsre Geistlichkeit in den scholastischen Spitzfindigkeiten wohlbewandert ist, darf Sie durchaus nicht schrecken; geben Sie mir nur Lehrer, welche guten Willen, richtiges Urtheil und etwas Herzliches haben, ich stehe Ihnen dafür daß alles recht werden wird. Ich werde selbst überall dabei sein, ich werde sie im Anfang einleiten, ihnen Achtung verschaffen, und Alles persönlich unterstützen. Chanterac, der in seinem Benehmen verständig und in der Dogmatik fest ist, wird uns helfen und alle Angriffe werden verstummen. Was Ihre Leute vorerst noch nicht wissen, werden sie Zeit haben zu lernen. Schicken Sie mir nur gutmüthige, verständige Männer; ich werde sie durch mein brüderliches Verhalten gegen sie schon auf den rechten Weg bringen. Keine feine Bildung, keine glänzenden Talente verlange ich; nur einen ganz gewöhnlichen Verstand und einen Gott ergebenen Willen; können Sie uns mehr als das geben, so werden meine Erwartungen übertroffen. Aber ernstlich müssen Sie daran gehen, mir zu Hilfe zu kommen, das sind Sie meiner Anhänglichkeit an Ihren Orden schuldig. Gewiß werden sie mich gern haben, wenn wir ein wenig zusammen gelebt haben; sie werden, so Gott will, finden, daß ich nicht empfindlich, nicht eifersüchtig, nicht mißtrauisch, nicht veränderlich und nicht eigensinnig bin, das hoffe ich zu Gott, nicht mir selbst traue ich es zu. So bedenken Sie nebst Ihren Gehilfen, was für ein Almosen Sie mir armen Bettler erweisen können. Unendlich viel Gutes läßt sich hier wirken, aber es fehlt an vertrauten Arbeitern; mangeln lasse ich sie an nichts, wenn sie von Ihrem Hause kommen. Indessen bleiben Sie mir mit der wahren Liebe, der Liebe Gottes, zugethan; lassen Sie auch unser armes Seminar Ihrer Liebe empfohlen sein, und zweifeln Sie nie an der innigen Dankbarkeit und der aufrichtigen Verehrung, mit der ich Ihnen von ganzem Herzen ergeben bin.

In einem Brief an Tronson vom 28. Februar 1698 heißt es: So oft Sie es mir schon abgeschlagen haben, komme ich doch wieder mit Bitten um Arbeiter von St. Sulpiz für mein Seminar. Wenn es Gottes Wille ist, so wird er Ihnen Weg und Mittel schaffen; ist es nicht sein Wille, so habe ich doch den Trost, daß ich es gesucht habe.

Ausser dem Mangel an geeigneten Leuten stellte sich später noch ein andres Hinderniß der Ausführung der Plane Fenelon's entgegen. Als er in den gewaltigen Kampf mit drei am Hof so angesehenen Prälaten immer tiefer verwickelt wurde, mußte er für den ruhigen Gang, ja für das Bestehen der ihm so theuren Genossenschaft Gefahr fürchten, wenn er sie in seine Ungnade hinein gezogen hätte. Von nun an ließ es sein Zartgefühl ihm nicht mehr zu, seine Bitten an Tronson zu wiederholen; ja er glaubte sich selbst den Genuß und den Trost eines Briefwechsels auf einige Zeit versagen zu müssen, aus welchem man dem ehrwürdigen Priester einen Vorwurf hätte machen können. Ein Brief von Tronson vom Jahre 1699 zeigt, wie sehr er diese zarte Rücksicht zu schätzen wußte; er schreibt:

„Ich kann Ihnen nicht genug danken, daß Sie mich von der Fortdauer Ihrer Freundschaft versichert und daß Sie nur aus Güte alle Verbindung mit mir abgebrochen haben, um mich in keinerlei Verlegenheit zu bringen und um die Wohlfahrt des Ihnen so theuren Seminars nicht zu gefährden. Herzlichen Dank für diese Ihre freundliche Gesinnung. Möge dieser Brief Sie von meiner herzlichen, aufrichtigen Hingebung überzeugen!"

Erst in den letzten Zeiten seines Lebens gelang es Fenelon, seinen Plan durchzuführen und sein Seminar der Leitung der Sulpiz-Brüderschaft zu übergeben. Vorerst aber versetzte er es von Valenciennes, welches acht Stunden weit entfernt war, in seine unmittelbare Nähe in Cambrai, um es selbst genau beaufsichtigen und die künftigen Priester persönlich kennen lernen zu können. Er hielt an Fest- und Vacanz-Tagen Ansprachen an die Seminaristen; er ließ die Prüfung der Candidaten vor der Ordination unter seinen Augen und seiner Leitung vornehmen, und zwar mit einiger Feierlichkeit, damit die jungen Leute es nicht leicht nähmen, aber zugleich mit so viel Herzlichkeit, daß die Schüchternen und Bescheidenen doch ihre Fähigkeiten und Kenntnisse zeigen konnten. Indem er diese Ordnung unveränderlich fest hielt, brachte er es dahin, daß kein Geistlicher in seiner Diöcese war, der nicht vor seinem Amtsantritt fünf Prüfungen in seiner Gegenwart bestanden gehabt hätte. Weil aber solche Prüfungen immer keinen sichern Maßstab

abgeben, und die Aengstlichkeit der Einen und die natürliche Gewandtheit der Andern, sowie andre zufällige Umstände auf den Erfolg Einfluß üben, so machte Fenelon es sich außerdem zur Regel, wöchentliche Conferenzen in seinem Seminar zu halten, wo seine Zöglinge in freier Besprechung ihm ihre Zweifel, Fragen, Einwürfe vorlegen konnten. So unbedeutend oft auch ihre Bemerkungen und Fragen sein mochten, so hörte er sie doch mit unermüdlicher Geduld an, ja er nahm sie oft so auf, wie wenn er etwas Besonderes darin gefunden hätte, um den Gegenstand desto gründlicher durchzunehmen und die jungen Leute selbst auf die Lösung hinführen zu können.

Der Verfasser einer Geschichte Fenelon's, v. Ramsai, welcher die letzten fünf Jahre bei ihm lebte und diesen Besprechungen öfters beiwohnte, sagt, er habe immer nur die ächt evangelische Freundlichkeit bewundern müssen, mit welcher Fenelon unter den Schwachen ein Schwacher, unter den Kindern ein Kind zu werden verstand, um Aller Herz und Sinn für die Wahrheit und Gottseligkeit zu gewinnen.

Die genaue Kenntniß des Charakters, der Anlagen und Geistesrichtung seiner Geistlichen, welche Fenelon durch diese beständige Aufsicht erlangte, war ihm später von großer Wichtigkeit, um jeden an der Stelle zu verwenden, für welche er sich eignete. Nachfolgender Vorfall zeigt, mit welch richtigem Blick und zugleich mit welcher Milde Fenelon zu verfahren pflegte. Ein vornehmer Herr aus der Diöcese bat ihn einmal dringend, einen Pfarrer, welchen Fenelon wegen bedeutender Verfehlungen entsetzt hatte, wieder in sein Amt einzusetzen, und versicherte dabei aufs bestimmteste, daß der Geistliche einen ganz neuen Lebenswandel angefangen habe. Fenelon entschloß sich, wiewohl ungern, es zu gewähren. Einige Zeit hernach kam derselbe hohe Gönner, welcher die Wiedereinsetzung des Geistlichen so eifrig betrieben hatte, und führte die heftigsten Klagen gegen den Geistlichen, welcher es wieder trieb wie vorher; sein Lebenswandel gereiche der ganzen Gemeinde zum Aergerniß. Fenelon schwieg. Der Herr wurde immer leidenschaftlicher und machte dem Erzbischof Vorwürfe, daß er einen so unwürdigen Menschen in das

wichtige Amt eines Seelsorgers wieder eingesetzt habe. Fenelon schwieg auch jetzt, und unterließ es sogar, den Mann auf die Widersprüche seines Verfahrens aufmerksam zu machen. Jemand, dem Fenelon den Vorfall erzählte, nahm sich die Freiheit ihn zu fragen, ob er sich nicht einigermaßen einen Vorwurf darüber mache, daß er dem Gönner sein unbedachtes Verfahren nicht verwiesen habe. Fenelon schwieg auch dießmal, ohne Zweifel um anzudeuten, daß er von Anfang an den Fehler gemacht habe, und daß er den Schritt, der gegen seine Ueberzeugung war, mit Festigkeit hätte verweigern sollen.

### 8. Aufsicht über andre Geistliche.

Wie die Zöglinge seines Seminar's, so beobachtete Fenelon auch die Geistlichen seiner Diöcese, welche in Paris studirten, hinsichtlich ihres sittlichen Verhaltens und ihrer Richtung, und ertheilte ihnen die geistliche Weihe nur, wenn er auf sichere Zeugnisse hin ein völliges Vertrauen in sie setzen konnte. Seine strenge Gewissenhaftigkeit in diesem Theil seiner Amtsführung geht aus folgendem Brief an einen seiner Neffen vom 1. December 1706 hervor:

Ich habe meinen lieben Neffen Lechassier ersucht, die Prüfung der Tüchtigkeit und des Wandels derjenigen Geistlichen meiner Diöcese zu übernehmen, welche sich in Paris befinden und nicht vor ihrer Ordination den Prüfungen meines Seminars sich unterziehen können, ein Fall, welcher ziemlich oft vorkommt. . . . So kann sich nun auch G. wegen der Erlaubniß zur Ordination an Niemand anders wenden als an ihn als meinen Stellvertreter in dieser Beziehung. Spricht sich Lechassier für seine Zulassung aus, so nehme ich ihn ohne weitere Untersuchung als tüchtig an. Ich muß zu solchen Angelegenheiten einen Mann von anerkannter Frömmigkeit und Einsicht haben und ich habe mich deßwegen an die Sulpiz-Brüderschaft gewendet, in welcher ich erzogen worden bin und für welche meine Familie schon eine hohe Achtung und Anhänglichkeit hatte, ehe ich auf der Welt war. . . . Ich bitte Sie, lieber Neffe, den betreffenden Personen dieß so freundlich als

möglich verständlich zu machen. Ich thue gerne Jedermann einen Gefallen, aber man muß doch seine festen Regeln haben, und darf sich, wenn man sie aus guten Gründen angenommen, und namentlich, wenn man schon ein Versprechen gegeben hat, nicht leicht davon abbringen lassen.

## 9. Fenelon's Lebensart.

Das Stillleben, welches Fenelon in seinem Bischofs-Sitz führte, schildert er in einem Brief an seinen Neffen, v. Beaumont, vom 4. November 1701, da ein gewisser Geistlicher bei ihm in Dienst zu treten wünschte: Könnte er, da er an eine so mannigfaltige Thätigkeit nach aussen gewöhnt ist, sich zu solchem Stillsitzen, zu einem so einsamen, einförmigen Leben entschließen, das sich so regelmäßig bewegt wie der Perpendikel einer Uhr? Hat er die dazu erforderliche Gesundheit, den Sinn dafür, und die nöthige Geduld? Es ist keine Kleinigkeit, so eine verborgene, gleichsam unterirdische Thätigkeit in die Länge auszuhalten, und sich vor Langerweile und Erschlaffung zu bewahren."

Fenelon hatte sich von Jugend auf gewöhnt, nur wenige Stunden zu schlafen und sehr frühe aufzustehen. Täglich las er in seiner Kapelle und jeden Samstag in seiner Domkirche die Messe. Diesen Tag hatte er zugleich festgesetzt, von Allen, welche vor ihm erschienen, Beichte zu hören. Das Mittagessen hatte er, wie es in jener Zeit Sitte war, um 12 Uhr; er eröffnete es mit dem Tischgebet. Es wurde dabei eine gewisse Pracht entwickelt, aber nur, weil sein Rang und seine Stellung ihm dieß zu gebieten schien; er selbst war so mäßig als möglich, aß sehr wenig und nur leichte Speisen, und trank einen ganz schwachen weißen Wein. Alle bei ihm angestellten Geistlichen wurden zur Tafel gezogen, und es waren nie weniger als 13—14 Personen bei Tisch; es erschien dieß um so mehr als ein sprechender Zug seiner Güte und Demuth, da andre vornehme Bischöfe für ihre Secretaire und Almoseniere eine besondere Tafel zu halten pflegten. In Allem herrschte Ordnung, edler Anstand und Fülle. Die Unterhaltung war ungezwungen, herzlich und heiter; Fenelon nahm Theil am

Gespräch und wußte jeden Tischgenossen ins Gespräch zu ziehen. Dieß feine, gebildete und gewandte Benehmen, von welchem er den Ton angab, theilte sich dem ganzen Hause mit, und nie konnte man bei den Verwandten und Freunden des Erzbischofs die geringste Regung von herabsehendem, hochfahrenden Wesen gegen irgend Jemand bemerken.

Eingeladene Fremde, von welchem Stand und Rang sie sein mochten, namentlich Geistliche, bekamen ihren Platz immer zur Rechten des Hausherrn, zur Linken saß der unzertrennliche treue v. Chanterac. Nach dem Essen begab man sich in das geräumige Schlafzimmer, welches er aber nicht als solches, sondern blos als Gesellschaftszimmer benützte und wo er seine Gäste, auch wenn es gewöhnliche Geistliche waren, immer über sich sitzen ließ. Ungefähr eine Stunde brachte er hier in vertraulicher Unterhaltung mit seinen Verwandten, Freunden und seinen Geistlichen zu, welche ihn wie einen Vater liebten und ehrten. Doch blieb auch diese Freistunde nicht ganz unbenützt für das Amt; es stand ein Tischchen vor ihm, worauf seine Secretaire und Almoseniere allerlei Ausfertigungen, die sie zu machen hatten, zum Unterzeichnen vorlegten, und zugleich erhielten sie Weisungen für weitere Geschäfte. Dann zog er sich in sein Zimmer zurück, wo er bis halb 9 Uhr blieb, wenn Wetter und Jahrszeit keinen Spaziergang möglich machte, und wenn kein Gottesdienst, oder Uebungen im Seminar oder Verwaltungsgeschäfte ihn in Anspruch nahmen. Vor 9 Uhr versammelte man sich zum Nachtessen, bei welchem Fenelon nichts als Eier oder Gemüse aß oder vielmehr kaum kostete. Vor 10 Uhr fragte er, ob alle seine Leute beisammen seien; man gieng in das große Zimmer, wo ein Almosenier in Gegenwart der sämmtlichen Hausgenossenschaft das Abendgebet las und der Erzbischof den Segen sprach.

Nach dem Brand im Jahr 1697 ließ Fenelon auf der Stelle des zerstörten Theils seines Pallastes ein prächtiges zweistockiges Gebäude von Backsteinen mit Quader-Ecksteinen aufführen. Die Hauptseiten des Hauses, welches ein Doppelbau war, sahen gegen Süden und Norden; am äußersten Ende gegen Osten war die Kapelle, am entgegengesetzten gegen Westen die Bibliothek. Alle Besuchszimmer

giengen gegen Mittag auf den Garten hinaus, dessen Umfang aber der Großartigkeit des Hauptgebäudes nicht entsprach.

Der Thronhimmel-Saal, in welchen man zuerst eintrat, war mit sehr schönen hochschäftigen Tapeten ausgeschlagen, die die Geschichte des ersten Buchs Mose's darstellten. Der Thronhimmel, unter welchem das erzbischöfliche Kreuz stand, war von carmosinrothem Sammt; unter ihm lag ein großer Fußteppich. Die Sopha's, die Lehnsessel und die Thür-Vorhänge waren ebenfalls von carmosinfarbenem Sammt, mit goldenen Borten und Franzen; die drei Fenster-Vorhänge waren von carmosinfarbenem Taffet. Von diesem Saal kam man in das große Schlafzimmer, welches mit carmosinfarbenem Damast ausgeschlagen war; das Bett war von demselben Stoff mit einer kleinen Gold-Borte, ebenso die Lehnstühle, mit denen das Zimmer meublirt war; vorn standen einige bewegliche Armsessel zum gewöhnlichen Gebrauch. Die Bilder der ganzen königlichen Familie zierten dieses Gemach, auch hiengen auf beiden Seiten des Betts einige Darstellungen der Andacht von ausgezeichneten Malern. An das Schlafzimmer stieß die geräumige und wohlausgestattete Bibliothek.

Gegenüber von dem Schlafgemach, welches als Besuchszimmer gebraucht wurde, im Hinterhaus hatte sich Fenelon ein kleines Schlafzimmer eingerichtet, wo Bett und Meubel mit hellgrauem Wollenzeug überzogen waren; die ganze Verzierung desselben bestand in schönen Kupferstichen mit schwarzen Rahmen. „Alles," bemerkt ein Augenzeuge, „war bei ihm großartig gegenüber der Außenwelt, Alles, was seine Person angieng, bescheiden." Alle Kamine in seinen Gemächern waren von jaspisfarbigem Marmor; alle Fußböden getäfelt und äußerst reinlich gehalten. Kurz, die ganze Erscheinung Fenelon's, sein Hauswesen, wie seine Gestalt und sein Benehmen bekundete den Bischof und den adeligen Herrn. Doch zeichnete sich sein Haus vielleicht noch mehr durch das aus, was darin fehlte. Kein Wappen am Thronhimmel, an den Kaminen, an den Thüren, an den Vorderseiten der Gebäude. Er dachte wohl, ein kirchliches Gebäude, für eine lange Reihe von Bischöfen bestimmt, welche miteinander nicht verwandt wären, dürfe nicht die besondern Erbzeichen Einer Familie an sich tragen. Vielleicht er-

innerte er sich auch noch, wie sehr er sich einmal über die Eitelkeit des Cardinals v. Richelieu lustig gemacht hatte, welcher über jeder Thüre und auf jeder Scheibe der Sorbonne habe sein Wappen angebracht sehen müssen. Seine uneigennützige Rechtlichkeit aber tritt am deutlichsten darin hervor, daß er die Kosten des ganzen Unternehmens, welches seinen Nachfolgern zu gut kam, zu bestreiten wußte, ohne die Einkünfte des Erzbisthums mit einem Anlehen zu beschweren.

### 10. Fenelon's Spaziergänge.

Die einzige Erholung Fenelon's von seinen Anstrengungen, Sorgen und zum Theil peinlichen Erinnerungen war der Spaziergang; sonst kannte er keine Zerstreuung, keine Vergnügungen; dieß war auch der einzige Genuß, den er seinen Verwandten und Freunden versprach, wenn er sie in seine Einsamkeit einlud. Die innige, reine Freude, welche ihm diese ebenso nützliche als unschuldige Art der Erholung gewährte, spricht sich vielfach in seinen Briefen aus. Er schreibt an v. Beaumont: „Wir haben schöne Tage gehabt und Spaziergänge gemacht, wären Sie nur dabei gewesen!" „An den Marquis v. Fenelon: „So oft die Witterung und meine Geschäfte es erlauben, mache ich Spaziergänge, aber bei jedem fehlt es mir um Sie. . . . Ich bin vergnügt auf meinen Spaziergängen, ich fühle mich im Frieden im stillen Umgang mit Gott. Das ist eben die beste Gesellschaft! da ist man nie allein; allein ist man bei Menschen, welche man lieber nicht anhören möchte. Nicht wahr, wir wollen trotz der Entfernung oft beisammen sein; im gemeinsamen Mittelpunkt laufen ja alle Linien zusammen und da ist es nicht weit von Cambrai nach Barège; ist man Eins in Gott, so giebt es keine Entfernung. . . . Ich lebe im Frieden und die Zeit wird mir nicht lang; sie ist nur zu kurz für meine Geschäfte, aber wenn ich meine Freunde sehen kann, ist es mir ein Genuß."

Wie Cicero in seinen Briefen öfters von dem Vergnügen redet, das ihm zur Erholung von dem Treiben Roms die Anschauung der stillen Herrlichkeit der Natur gewährte, so fand

Fenelon auf den Spaziergängen mit seinen Freunden in der Stille der Natur und in der Landluft Ruhe und Frische für Geist und Körper nach den Anstrengungen wissenschaftlicher Studien und sitzender Beschäftigung. Wie Cicero würzte auch Fenelon seine Ausflüge aufs Land mit seinen Freunden durch unterhaltende und bildende Gespräche. Seine Zeitgenossen bezeugen einstimmig, „Niemand habe in höherem Grade als er die glückliche Gabe einer angenehmen, belebten und immer anständigen Unterhaltung besessen; seine fromme Richtung war anziehend, Ehrfurcht einflößend und doch nie abschreckend; nie wollte er geistreicher sein als diejenigen, mit welchen er sich unterhielt; er gab sich zu jedem herunter ohne es fühlen zu lassen; so daß Niemand von ihm gieng ohne den Wunsch, wieder zu ihm zu kommen.“ Wenn er Bauersleuten begegnete, setzte er sich zu ihnen auf den Rasen, fragte sie aus und tröstete sie; oft besuchte er sie in ihren Hütten, und wenn sie ihn zu einem ländlichen Mahl einluden, nahm er es freundlich an und setzte sich mit ihrer Familie zu Tische. Die Leute wurden aber auch so anhänglich an ihn, daß selbst die Stürme der Revolution, welche so viele Entsittlichung und Verwirrung der Begriffe mit sich brachten, das Andenken an seine Persönlichkeit nicht verwischen konnten. Es entstand ein lauter Jubel unter den Flamändern, als man später seine Asche noch auffand, und diese herzliche Dankbarkeit thut Einem doppelt wohl gegenüber von manchen Aeusserungen der Roheit gegen das Andenken von Menschenfreunden, welche sich um das allgemeine Wohl verdient gemacht hatten.

### 11. Besuche bei den Gemeinde-Gliedern.

Fenelon machte sehr viele Besuche und selbst durch die Kriegsunruhen ließ er sich nicht davon abhalten. Sein persönliches Ansehen, die allgemeine Bewunderung, welche Telemach in ganz Europa erregte, die Theilnahme, welche seine Ungnade und sein Unglück auf sich zog, machten, daß er überall in seiner von feindlichen Heeren besetzten Diöcese frei herumgehen konnte. Engländer, Deutsche, Holländer wetteiferten mit den Bewohnern von Cambrai in Ehrfurcht und Hochachtung für den Erzbischof. Aller Unterschied

des Bekenntnisses und der Glaubensparteien, aller Nationalhaß und Eifersucht unter den Völkern verschwanden in seiner Gegenwart. Er mußte oft Umwege machen um dem Eifer feindlicher Truppen auszuweichen, welche ihm Ehrenbezeugungen zugedacht hatten. Sie boten ihm oft militairische Begleitung an, aber er schlug sie aus und zog nur von einigen Geistlichen begleitet in den vom Krieg verwüsteten Gegenden umher, um sein Friedens-Amt auszuüben. Wo er hinkam, brachte er Trost und Linderung des allgemeinen Elends; seine Erscheinung bewirkte die Einstellung der Unordnungen und Nothstände, welche im Gefolge der Kriegsheere zu sein pflegen, so daß das Volk wenigstens einen Augenblick wieder freier aufathmen konnte. Es war allemal eine Art von „Gottes-Frieden".

## 12. Predigt.

Fenelon predigte regelmäßig während der Fastenzeit in einer der Stadtkirchen und an gewissen Festtagen in der Domkirche. Von einem Jahr zum andern gab er demselben Gegenstand wieder eine neue Wendung, ohne sich zu wiederholen. Keine Gemeinde in Stadt und Land ließ er unbesucht und überall verband er öffentliche Vorträge mit seinen Visitationen. Er blieb dabei den Ansichten treu, welche er früher in seinen „Gesprächen über die Kanzelberedsamkeit" verfochten hatte, daß der freie Vortrag dem Ablegen einer wörtlich auswendig gelernten Predigt durchaus vorzuziehen sei. Bei einer auswendig gelernten Predigt werde der Prediger durch die Arbeit des Gedächtnisses so in Anspruch genommen, daß der Zuhörer den Zwang, den er sich anthun müsse und die angewendete Kunst merke und dadurch erkältet werde; auch könne man die Rede nicht mehr nach dem Bedürfniß der Zuhörer verändern; während hingegen bei einer freien Rede die augenblickliche Begeisterung Gedanken und Ausdrücke zuführen könne, wie man sie auf der Studirstube nicht finde, und überdieß der Eindruck, den die Predigt auf die Zuhörer mache, auf den Redner eine Rückwirkung übe. Freilich wird dabei vorausgesetzt und von Fenelon auch ausdrücklich ausgesprochen, daß zu einer solchen Predigtweise eine reiche natürliche Begabung, genaue Menschen-Kenntniß, clas-

sische Bildung, Gewandtheit des Geistes erfordert wird, und daß jedenfalls die Hauptgedanken gründlich durchgearbeitet sein müssen.

Ebenso mißbilligte er die gewöhnliche logische Eintheilung der Predigt, welche den Fluß der Rede hindere und den Eindruck derselben schwäche. Weder die großen Redner des Alterthums, noch die Kirchenväter haben diese Methode befolgt, sondern sie sei lediglich eine neuere, dem Zeitalter der Scholastik entstammende Erfindung.

Großes Gewicht legt Fenelon auf die biblische Geschichte, welche gewöhnlich in den Predigten viel zu wenig berücksichtigt werde. „Unsre Religion", sagt er, „ruht durchaus auf geschichtlichem Grund, und die meisten Predigten sind zu wenig belehrend und überzeugend, weil man zu wenig auf diesen Grund zurückzugehen pflegt. Man erinnert die Zuhörer immer an die Schrift, an das Gesetz, an das Priesterthum, man redet von Mose, Aaron, Melchisedek, von den Propheten und Aposteln, und man gibt sich nicht die Mühe ihnen zu sagen, was diese Männer gethan haben, was jene Einrichtungen bedeuten. Der Prediger sollte ausser den evangelischen Wahrheiten fleißig den Ursprung und die Einrichtung der Sacramente, der kirchlichen Gebräuche und Anstalten im Zusammenhang erklären, welche das Volk ansieht und mitmacht ohne sie zu verstehen".

Er tritt ferner der Gewohnheit entgegen, über kurze, abgerissene Texte zu predigen; wenn man nicht das ganze Evangelium vollständig erkläre, so solle man wenigstens diejenigen Worte desselben herausnehmen, in welchen die wichtigsten und dem Bedürfniß der Zuhörer am meisten entsprechenden Wahrheiten enthalten seien.

Was von gedruckten Predigten Fenelon's vorhanden ist, sind einige wenige, in seiner Jugend verfaßte Vorträge aus besonderen Veranlassungen. Gewöhnlich schrieb er nur kurze Entwürfe, mehr um seinem Reichthum an Ideen bestimmte Schranken zu setzen, als um sich seinen Gedankengang zu sichern. Solcher leichthingeworfener Entwürfe findet sich eine große Menge in seinen nachgelassenen Papieren. Die einzige eigentliche, vollständig geschriebene Predigt ist die, welche er am 1. Mai 1707 bei der Einsegnung des Erzbischofs von Köln, Joseph Clemens von Baiern hielt. Hier schien

ihm der hohe Rang des Fürsten, welcher dringend wünschte, die Weihe von Fenelon's Hand zu empfangen, und die Anwesenheit seines Bruders, des Kurfürsten von Baiern, die Anwendung dieser gehobeneren, feierlicheren Form zu erfordern; es war eine eigentliche Festrede, nicht ein gewöhnlicher Vortrag zur Belehrung und Erbauung der Gläubigen. Uebrigens ergibt sich aus dieser Einen Predigt, daß Fenelon wohl die Stelle eines Bossuet und Bourdaloue auf der Kanzel auszufüllen im Stande gewesen wäre, wenn ihm nicht mehr an der einfachen Belehrung seiner Gemeindeglieder als an der Erlangung des Ruhms der Beredsamkeit gelegen wäre. Der Cardinal Maury, selbst ein ausgezeichneter Redner, homiletischer Schriftsteller und großer Verehrer Bossuet's, sagt, der erste Theil der Predigt sei voll von der Kraft und Erhabenheit Bossuet's, der zweite zeige eine Innigkeit, wie sie nur Fenelon eigen sei. Im Allgemeinen hat Fenelon nie für einen großen Redner im gewöhnlichen Sinn gegolten und nicht dafür gelten wollen; bei der ausserordentlichen Fülle von Ideen, die ihm beim Reden und Schreiben von selbst zuströmte, hätte er sich nicht leicht zu der mühsamen Arbeit bequemt, glänzende Ausdrücke und Bilder zu suchen und seine Gedanken in dieselben einzukleiden. Obgleich er nach Bossuet's Urtheil der geistreichste Mann seiner Zeit war, wollte er doch in seinen Vorträgen und Schriften nicht geistreich sein, sondern herzlich zum Herzen sprechen; und deßwegen hat auch sein Styl immer den gleichen Charakter in seinen Predigten, seinen Briefen und allen seinen Schriften, ruhig, leidenschaftslos, rein und gemüthlich. Sowohl in seinen Predigten als in der Unterhaltung, sagt La Bruyère, gewinnt und beherrscht er so sehr Ohr und Herz derer, die ihn hören, daß man ihn um seine Erhabenheit, seine Gewandtheit, seine Feinheit nicht beneiden kann, sondern eben recht gerne ihm zuhört".

Ein vorherrschender Zug seiner Predigtweise war, daß er die Grundsätze der Religion und der Sittlichkeit nicht als Pflichten darstellte, denen man sich zu unterziehen habe, sondern als Mittel des Heils, als Mittel glücklich zu werden, und daß er das Glück und die Seligkeit seiner Zuhörer als Bedingung seiner eignen Seligkeit bezeichnete. Deßwegen hatten sie ihn auch so herzlich

lieb, weil er sie seine Liebe fühlen ließ; und in dieser gegenseitigen Liebe lag hauptsächlich die Kraft seiner Beredsamkeit. Aber er verstand es auch, sich der Fassungskraft einer Landgemeinde in der Predigt und dem Verständniß der Kinder bei der Erklärung des Katechismus auf eine Weise anzubequemen, wie man es kaum von einem Mann hätte erwarten können, der am Hof Ludwigs XIV. geglänzt hatte und in ganz Europa durch seine Schriften berühmt war. Dieß konnte er nur, weil seine Beredsamkeit eine ächt-biblische war.

In seinen „Gesprächen über die Beredsamkeit" äußert er sich folgender Maßen: Kein griechischer oder römischer Schriftsteller übertrifft die heilige Schrift an edler Einfachheit, Anschaulichkeit und Erhabenheit. Weder Homer, noch irgend ein andrer Dichter des Alterthums kann in Vergleichung kommen mit den Liedern Mose's, namentlich dem letzten, das er den Kindern Israel zum auswendig lernen gab, noch mit dem Schwung der Psalmen, z. B. mit dem großartigen Lied, Psalm 50. Keine menschliche Phantasie hat eine Schilderung hervorgebracht wie die des Jesaias von der Majestät Gottes, in dessen Augen Königreiche sind wie ein Stäublein und der Weltkreis wie ein Zelt, das man heute aufrichtet und morgen wegnimmt. Den Frieden beschreibt dieser Prophet in so lieblichen, heiteren Bildern, wie nur immer in einem Hirtengedicht sich finden können, und ein anderesmal nimmt seine Phantasie wieder den höchsten Schwung. Was läßt sich im ganzen Alterthum mit der Wehmuth vergleichen, mit welcher Jeremias den Jammer seines Volkes beweint? oder mit Nahum, wenn er im Geist die stolze Ninive unter den Schlägen eines zahllosen Heeres zusammenstürzend schaut? Man glaubt die Truppenmassen zu sehen, das Klirren der Waffen, das Rasseln der Wagen zu hören, so anschaulich und lebendig ergreifend ist Alles hingemalt. Man lese Daniel, wie er dem Belsatzar die Rache Gottes ankündigt, welche über ihn hereinbricht, und suche in den gediegensten Klassikern etwas, was man ihm an die Seite stellen könnte! Zudem hat Alles in der Schrift, die Geschichte, die Gesetze, die Schilderungen, die Geheimnisse, die Ermahnungen zum sittlichen Leben und die ernstesten Warnungen, alles hat seine besondere Eigenthümlichkeit

und Alles trägt sich gegenseitig. Die Verschiedenheit zwischen Profandichtern und Propheten ist dieselbe, wie zwischen wahrer und falscher Begeisterung; den Einen fühlt man an, daß sie getrieben vom Geist Gottes wirklich Göttliches aussprechen, bei den Andern tritt, so sehr sie sich anstrengen, sich über sich selbst zu erheben, doch immer die menschliche Schwachheit an den Tag."

Bemerkenswerth ist, daß Fenelon in seiner Bescheidenheit sein Jugendwerk über die Kanzelberedsamkeit, welches der berühmte Redner Maury als die beste Anweisung für Prediger bezeichnet, nicht für werth hielt, der Oeffentlichkeit übergeben zu werden; er ließ es unter seinen zahlreichen andern Handschriften vergraben liegen, und erst nach seinem Tode wurde es von seinen Freunden und Verwandten aus dem Dunkel hervorgezogen und gedruckt.

## 13. Briefe über das innere Leben.

Mehr, als die beredtesten Predigten zu wirken vermögen, hat wohl Fenelon für die Sache des Glaubens durch seine Briefe gethan. Es sind dieß einfache vertrauliche Mittheilungen der Freundschaft, welche er schwerlich noch einmal durchlas, denn es findet sich nichts Durchstrichenes, keine Verbesserungen des Ausdrucks darin; Antworten auf Anfragen, die an ihn gerichtet wurden, flüchtige Bemerkungen, in welchen er den Gefühlen seines für das Gute begeisterten Herzens Ausdruck gab; und daraus ist nach seinem Tode eine werthvolle Sammlung entstanden, aus welcher glaubige Seelen die reinste und erhebendste Nahrung für ihr geistiges Leben schöpfen. Da wird man in die Stille des innern Heiligthums geführt; in ernster Sammlung, losgebunden vom Irdischen erhebt sich der Geist zu seinem Ursprung und stellt sich in die Gegenwart Gottes, um mit Ihm allein zu sein, in seiner Liebe zu leben, seine Herrlichkeit zu betrachten, von deren völligem seligem Genuß ihm schon jetzt ein Vorschmack geschenkt wird.

Aus dem Titel, der dieser Briefsammlung beigelegt worden ist, darf man aber keineswegs schließen, daß die Briefe nur an geförderte Christen geschrieben seien, welche schon eine hohe Stufe des Glaubenslebens und der Heiligung erreicht haben. Auch Welt-

leute, wenigstens solche, die sich noch ihr sittliches Gefühl und Sinn für das Gute bewahrt, und nicht alle Grundwahrheiten des Christenthums weggeworfen haben, können darin für die verschiedensten Umstände, Verhältnisse und Ereignisse des Lebens geeignete Regeln des Verhaltens finden. In vielen dieser Briefe sind Grundsätze ausgesprochen, welche namentlich auf die vornehmsten Stände sich anwenden lassen; manche sind an Hofleute, an hervorragende Militair-Personen oder an Staatsbeamte gerichtet, welche sich beeiferten, einer von ihrer amtlichen Stellung unabhängigen persönlichen Achtung sich würdig zu machen. Ueberraschend ist die genaue Weltkenntniß, der feine Blick, die tiefgehenden Bemerkungen, welche Fenelon unwillkührlich und ungezwungen im raschen Verlauf vertraulicher Briefe fallen läßt, von denen er voraussetzte, daß sie Niemand als den ersten Empfängern zu Gesicht kommen.

So schreibt er z. B. an einen jungen Mann am Hofe, der von Haus aus einen guten Charakter hatte, aber eine gewisse weichliche Schlaffheit nicht zu überwinden vermochte, die oft in den Jahren der Kraft und der Leidenschaft auf eine befremdliche Weise hervortritt: „Am meisten müssen Sie sich vor der Weichlichkeit und vor dem Nichtsthun hüten; denn dadurch kann man bei dem besten Willen das Gute zu thun und bei dem größten Abscheu vor dem Laster doch in die allerärgsten Verirrungen hineingerathen. Die Weichlichkeit ist eine Schlaffheit der Seele, die sie einschläfert und ihr alles Leben, alle Kraft, das Gute zu thun, nimmt. Selbst nach dem Urtheil der Welt ist sie ebenso schädlich, als nach dem Urtheil Gottes. Ein weichlicher Mensch, der sich immer gehen läßt, ist ein trauriger Mensch, und wenn er sich in einem vornehmen Stand befindet, so wird er sich nur Schande zuziehen. Die Weichlichkeit nimmt dem Menschen Alles, wodurch er etwas Ausgezeichnetes werden kann; ein schlaffer Mann ist eigentlich kein Mann, sondern ein halbes Weib. Der Hang zur Bequemlichkeit nimmt ihn so hin, daß er das, was ihm am nächsten liegt, vernachläßigt; er kann seine Gaben nicht ausbilden, sich die nöthigen Berufskenntnisse nicht erwerben, keiner anstrengenden Arbeit sich anhaltend unterziehen, sich nicht zusammennehmen, um sich in die Gemüthsart und Launen Andrer zu schicken, nicht ernstlich sich mit

seiner eigenen Besserung beschäftigen. So beschreibt die Schrift den Faulen; er will und will doch nicht, er will von ferne, was er wollen soll, aber wenn er die Aufgabe in der Nähe sieht, läßt er die erschlafften Hände sinken. Was kann man mit einem solchen Menschen anfangen? Er ist zu nichts gut. Die Arbeit ist ihm zu langweilig, ein ernstes Buch strengt ihn an, der Dienst der Waffen stört ihn in seiner Behaglichkeit; das bewegte Leben am Hof kann er auch nicht leiden; seine Zeit verstreicht und er weiß nicht mit was. Fragt man ihn, wie er seinen Vormittag zugebracht hat, er weiß es nicht zu sagen, denn er hat ihn verlebt ohne sich zu besinnen, daß er lebe; er hat tüchtig ausgeschlafen, hat sich allgemach angekleidet, hat mit dem Nächsten Besten sich unterhalten, ist in seinem Zimmer auf und ab gegangen, hat mechanisch einem Morgen-Gottesdienst angewohnt, so ist Essenszeit gekommen, der Nachmittag geht hin wie der Vormittag und das ganze Leben wie der Tag. Ja, ein solcher Mensch ist zu nichts zu brauchen. Wenn er nur ein wenig Mannesstolz hätte, so könnte er sich selbst nicht in einem so unmännlichen Wesen leiden; das natürliche Ehrgefühl sollte hinreichen, daß Einer vor Aerger und Zorn, sich so unfähig zu sehen, bersten müßte.

Selbst Ihre religiöse Gesinnung kann, wenn sie mit Ihrem Hang zur Weichlichkeit einen Bund eingeht, Sie allmählich in ein ernstes, absonderliches Wesen hineinführen, daß sich einigermaßen gesetzt ausnimmt, aber doch nichts wahrhaft Aechtes ist. Sie rechnen es sich hoch an, daß Sie die ausgelassene Gesellschaft der jungen Leute meiden, und bemerken nicht, daß die Religion nur der Vorwand zu Ihrer Zurückgezogenheit ist; es ist Ihnen nur nicht wohl unter dem muntern ausgelassenen Volk, und Sie können nicht mitmachen. So vertiefen Sie sich aus eigner Liebhaberei in ein ernsteres, düstreres Wesen; aber daß nur dieser Ernst nicht ebenso leer und ebenso gefahrbringend ist, als der Andern tolle Heiterkeit. Ein dumpfes Brüten, in welchem die Leidenschaften ihre finstere Herrschaft ausüben, macht das Leben trübe, lahm, faul, so daß es selbst der Welt, so leicht sie Alles nimmt, zum Abscheu werden muß. Sie würden sich da allmählich von der Welt abziehen nicht um Gottes, sondern um Ihrer Leidenschaften willen, oder wenigstens

um eines Schlendergangs willen, welcher wohl Gott ebenso mißfällig und der Welt ebenso verächtlich ist, als das offenbarste Leben in den Lüsten."

So bemüht sich Fenelon, den jungen Mann dahin zu bringen, daß er sich der Verachtung und Erniedrigung schäme, welche er sich durch sein weichliches Wesen zuziehen könnte; dann entwirft er ihm einen einfachen, leicht zu befolgenden Plan für sein tägliches Leben und für die Anwendung seiner Zeit. Vor Allem dringt er auf regelmäßigen Besuch des Gottesdienstes und Privat-Andachtsübungen, wie sie seinem Alter und seinem Stande angemessen seien, und dann bezeichnet er ihm die Lebensweise, welche sich für ein Glied der vornehmen Gesellschaft geziemt:

„Bei Gelegenheiten, wo große Gesellschaft eingeladen ist, bei Hof, im königlichen Pallast, oder im Feld bei der Generalität, erfordert die Höflichkeit, Niemand zu übergehen, sondern jedem mit Anstand und Würde sich gefällig zu zeigen. Ohne Prahlerei, Ziererei, Zudringlichkeit behandle man Jeden nach seinem Stand, seinem Ansehen, seinen Verdiensten. Verdienten Männern erweist man Achtung; talentvollen, wenn sie zugleich offen und freundschaftlich sind, Vertrauen und Anhänglichkeit; gegen hohe Würdenträger beobachtet man die äußeren Formen der Höflichkeit, und so genügt man nach allen Seiten den Anforderungen eines gebildeten Umgangs. Man muß bei den Gelegenheiten, wo es sich nur um die äußere Erscheinung handelt, jeden Einzelnen begrüßen und sich ihm freundlich bezeigen, aber nur mit Wenigen sich in eine längere Unterhaltung einlassen. Schlechter Umgang bringt Schande, namentlich einem jungen Mann, dessen guter Ruf noch nicht gesichert ist. Es geht wohl an, seinen Umgang auf Wenige zu beschränken, aber es geht nicht an, mit anrüchigen Leuten umzugehen. Statt, wie Andre, über sie zu spotten, bleiben Sie einfach von ihnen weg.

In dem Maß als eine zwecklose Zurückgezogenheit den Mann erniedrigt, erhebt ihn ein zurückgezogenes, ganz der Berufsthätigkeit hingegebenes Leben über den ganzen Schwarm der Müßiggänger, die sich nie eine rechte Berufstüchtigkeit erwerben. Weiß man, daß Sie sich bemühen, eine vollständige Kenntniß der Geschichte und

der Kriegs-Wissenschaften zu erlangen, so wird sich Niemand herausnehmen, Sie wegen Ihrer Andachtsübungen anzufechten; man wird schon gar nicht daran denken, sondern die Meisten werden meinen, Sie seien ein strebsamer Denker. Vermöge einer solchen Lebensordnung können Sie sich von der ausgelassenen jungen Welt entfernt halten und in der Stille sich ganz dem Umgang mit Gott und den Pflichten Ihres von der Vorsehung Ihnen angewiesenen Berufs hingeben.

So viel über das gesellschaftliche Leben im Allgemeinen; was den freundschaftlichen Umgang betrifft, so ist es am besten, auf diejenigen, welche man im weiteren Sinn zu seinen Freunden zählt, sich nicht bestimmt zu verlassen und ihre Dienste nur im äußersten Nothfall in Anspruch zu nehmen, dagegen ihnen möglichst viel Dienste zu leisten und sie sich zu verbinden. Es müssen dieß nicht gerade lauter vorzüglich gediegene Leute sein; in eine äußerliche Verbindung kann man sich mit denen setzen, welche als die rechtschaffensten Männer gelten. Eigentliche Freunde aber muß man mit großer Vorsicht wählen und daher die Zahl sehr beschränken. Ein vertrauter Freund muß ein gottesfürchtiger Mensch sein, der sich durchaus von christlichen Grundsätzen leiten läßt. Wählen Sie sich wo möglich Ihre Freunde in einer etwas höheren Altersstufe, als Sie selbst sind, Sie werden dadurch schneller heranreifen. Gegen wahre, vertraute Freunde seien Sie offenherzig, haben Sie kein Geheimniß vor Ihnen, außer wenn Ihnen etwas von Anderen als Geheimniß anvertraut worden ist, oder, wenn Sie voraussetzen müssen, daß dieselben von Vorurtheilen befangen seien."

Ein älterer Offizier hatte von Jugend auf der Lust gefröhnt und wünschte jetzt ernstlich einen besseren Weg einzuschlagen, konnte aber aus einer falschen Schaam nicht dazu kommen, weil es ihm eine Verlegenheit war, wenn man ihm eine so auffallende Veränderung in seiner ganzen Lebensweise ansehe. Fenelon schrieb an ihn (14. Oct. 1688): Lassen Sie sich nur für das ansehen was Sie sind, nemlich für einen wahren Christen. Allerdings muß man vor den Augen der Welt verborgen halten, was sie nichts angeht, aber das soll sie wissen, daß Sie ein Christ sein wollen, daß Sie dem Laster entsagen, daß Sie sich vom Unglauben los-

machen. Entschiedenes Auftreten ist das beste Mittel, fortwährende Zudringlichkeiten und gefährliche Versuchungen los zu werden. Spricht sich Jemand laut für die Sache des Glaubens aus, so gibt es wohl ein Murren, aber es verstummt bald; man gewöhnt sich daran, ihn machen zu lassen, die leichtsinnige Gesellschaft gibt ihm den Abschied und sucht ihre Unterhaltung anderswo."

Einem Manne, der noch an den Glaubenswahrheiten zweifelte, schreibt er: Geben Sie sich nur einfach dem Zug zum Guten hin, den Sie im tiefsten Herzensgrund finden, wie Sie früher der weltlichen Lust zur Sünde sich hingegeben haben. Wenn Sie die Grundwahrheiten des Glaubens prüfen, werden Sie immer leicht sich überzeugen, daß man nichts Gründliches dagegen einwenden kann, und daß der Widerspruch gegen dieselben nur aus einem Widerwillen gegendie Forderungen der Sittlichkeit hervorzugehen pflegt.

Grübeln Sie nicht, sondern glauben Sie der Stimme, die in Ihrem Herzen redet. Fragen Sie befreundete tugendhafte Männer, die Sie als aufrichtig kennen; lassen Sie sich von Ihnen sagen, ob es sie reut, daß sie sich mit Gott haben versöhnen lassen; ob ihre Bekehrung ein Act der Leichtgläubigkeit oder der Unbesonnenheit gewesen sei. Ihre Freunde haben auch das Leben in der Welt mitgemacht, fragen Sie sie, ob sie es bedauern, sich von ihr losgemacht zu haben?

Trauen Sie Ihrem Verstand nicht, er hat Sie oft getäuscht; ich habe das selbst so oft erfahren, das ich durchaus mißtrauisch gegen ihn bin. Ja, seien Sie mißtrauisch gegen die Gelehrten und Vernunfthelden; sie werden Ihnen immer zum Fallstrick werden und Ihnen mehr schaden, als Sie ihnen nützen können. Vor lauter Fragen kommen sie niemals zur Erkenntniß der Wahrheit; sie sind wie die Eroberer, die die Welt verheeren und doch nicht besitzen."

„Aufrichtig gesagt," heißt es in einem seiner Briefe, „wissen Sie etwas Haltbares und Bestimmtes gegen die Glaubenswahrheiten aufzustellen? Nichts als eine unbestimmte Furcht, sich beengt zu fühlen und ein hartes, trauriges Leben führen zu müssen; eben weil Sie die Religion achten, von dem Einfluß, der ihr gebührt, überzeugt sind und die Opfer, welche sie fordert, vor Augen haben,

deßwegen fürchten Sie sie und mögen sich ihr nicht hingeben. Aber erlauben Sie mir Ihnen zu sagen, daß Sie sie noch nicht in ihrer ganzen Freundlichkeit und Lieblichkeit kennen. Sie sehen, was sie nimmt und sehen nicht, was sie gibt; Sie übertreiben ihre Opfer und fassen ihre Tröstungen nicht ins Auge. Nein, sie läßt das Herz nicht leer; sie verlangt nichts von Ihnen, als wonach Ihr eignes Herz verlangt, und was Ihnen besser zusagen wird als Alles, wovon Sie sich so lange verführen ließen.

Auf was warten Sie? Daß Gott Wunder thue, um Sie zu überzeugen? Kein Wunder könnte Ihnen die Unentschlossenheit der Eigenliebe nehmen, welche sich nicht zum Opfer geben mag. Was wollen Sie? Vernunftbeweise, die kein Ende nehmen? Vernunftbeweise werden nie die Wunde Ihres Herzens heilen. Sie setzen Ihre Vernunft in Thätigkeit, nicht um Entschlüsse zu fassen und zu vollziehen, sondern um zu zweifeln, um sich zu entschuldigen und um zu bleiben was Sie sind. Bringen Sie Ihren Verstand zum Schweigen! Ist es auffallend, wenn das Unendliche über unsre so schwachen, so beschränkten Gedanken hinausgeht? Wollen Sie Gott und seine Geheimnisse nach Ihren Ansichten messen? Wäre er unendlich, wenn Sie ihn messen und alle seine Tiefen ergründen könnten?"

Solche einfache, einleuchtende Grundsätze und Lebensregeln finden sich in Fenelon's Briefen über das innere Leben fast für alle Stände und für die mannigfaltigsten Lebensverhältnisse, so daß diese einfachen, für besondre einzelne Fälle berechneten Briefe für eine ganze Darstellung der Glaubens- und Sittenlehre gelten können. Gerade weil Fenelon es nicht darauf anlegte, eine Abhandlung über Glaubens- und Sittenlehre zu schreiben, fand er um so mehr Gehör und Beachtung. Von Herzensgrund sprach er zu denen, welche ein herzliches Vertrauen zu seinen persönlichen Eigenschaften trieb, ihn um Rath anzugehen; sein Herz kannte in ausnehmendem Grade die Geheimnisse des menschlichen Herzens, und er verstand die wahre Beredsamkeit, die Kunst, das Herz zu rühren und seine Regungen zu leiten. Die glückliche Gabe, durch Anregung des Gemüths zu überzeugen, war Fenelon mehr als irgend einem Andern eigen.

## 14. Verwaltung der Diöcese.

Mit demselben Eifer, mit welchem Fenelon für die Erbauung seiner Heerde thätig war, ließ er sich auch die äußere Leitung seiner Diöcese angelegen sein. Wenn oft viel unbedeutendere Geister sich einbilden, alle die einzelnen Geschäfte, welche die äußere Verwaltung eines Sprengels mit sich bringt, seien unter ihrer Würde, so wußte er sie unter einem höheren Gesichtspunkte als ehrenvolle Verpflichtungen seines geistlichen Amts aufzufassen. Dieselbe Hand, welche dem Erbprinzen die schönsten Regeln für die Verwaltung eines großen Reichs vorgezeichnet hatte, schrieb jetzt Pfarrern und Priestern Anweisungen zur Leitung einer Gemeinde vor.

Da er in seinem Sprengel Geistliche vorfand, deren Ansichten in den damaligen theologischen Streitigkeiten der seinigen entgegengesetzt gewesen waren, wollte er diese älteren Männer nicht um ihr Amt oder um ihr Ansehen bringen, sondern durch achtungsvolles, zutrauliches und freundliches Benehmen wußte er sie für seine Verwaltungsgrundsätze zu gewinnen, ohne ihre vorgefaßten Meinungen anzugreifen oder ihrem Charakter zu nahe zu treten. Er prüfte, ordnete, entschied selbst, doch machte er keinen Gebrauch von seiner bischöflichen Gewalt und Gerichtsbarkeit ohne vorher die Sache seinem geistlichen Rath vorgelegt zu haben, welcher aus seinen Generalvicaren und einzelnen jedesmal dazu berufenen Domcapitularen bestand und sich regelmäßig zweimal wöchentlich in seinem Pallast versammelte.

Der Sprengel von Cambrai, welches kurz zuvor durch Ludwigs des XIV. Kriegsglück zu Frankreich gekommen war, erstreckte sich über einen ansehnlichen Theil von Flandern, das noch unter spanischer Herrschaft stand. Daher mußte Fenelon die unfreundlich gesinnten oder wenigstens noch nicht an die Weise der französischen Regierung gewöhnten Gemüther schonen, und zugleich die ängstliche Eifersucht einer Nachbar-Regierung beschwichtigen, welcher die Befürchtung nahe lag, Fenelon möchte durch seine persönlichen Vorzüge und seine Freundlichkeit die Bevölkerung zu rechten Franzosen-Freunden machen, während man sie lieber gegen Ludwig XIV.

eingenommen gesehen hätte, um gegen seine Macht Widerstand leisten zu können.

In den Vorschriften, die er seinen Geistlichen gab, hielt sich Fenelon an zwei Pastoral-Regeln des Kirchenvaters Augustinus, welche sich gegenseitig zur Ergänzung dienen. Sie sollen einerseits Alles abstellen, was nicht zur Erbauung dient oder offenbar zu abergläubischen Vorstellungen führt; aber auf der andern Seite Alles sorgfältig erhalten, was weder gegen den wahren Glauben noch gegen die Sittlichkeit geht und geeignet ist, fromme Empfindungen und christliches Streben im Volk zu wecken oder zu nähren. Solche fromme Gebräuche solle man nicht nur nicht tadeln, sondern vielmehr durch das eigne Beispiel und Ansehen befestigen. Dieß sei die rechte Mittelstraße, auf welcher man das Volk von abergläubischen Meinungen losmachen und zugleich der Unbesonnenheit der grämlichen, finsteren Eiferer steuern könne, welche unter dem Vorwand, Mißbräuche abzuthun, statt aller heiligen Handlungen nur noch einen ganz trockenen, nüchternen Gottesdienst übrig lassen möchten. Auch Fenelon wie Augustinus beklagt es, daß unwissende, schwache, leichtgläubige Leute äusseren Gebräuchen ebensoviel Werth beizulegen scheinen, als der Befolgung der biblischen Vorschriften über Bekehrung des Herzens und Heiligung des Wandels. „Billigen," sagt er, „kann man offenbar diese irrige Ansicht nicht, wiewohl es zuweilen ein Gebot der Klugheit ist, sie nicht zu scharf zu tadeln, um nicht wahrhaft fromme Herzen zu ärgern oder aufgeregte, argwöhnische Gemüther scheu zu machen. Deßwegen muß ich solche irgendwie eingeschlichene Gebräuche, welche über die kirchlich vorgeschriebene Sitte willkürlich hinausschweifen, zwar wie ein unvermeidliches Uebel dulden, aber empfehlen kann ich sie keineswegs."

Es ist dabei in Betracht zu ziehen, daß Fenelon eine Bevölkerung zu leiten hatte, welche lange unter spanischer Herrschaft gestanden war und an ihren alten Gebräuchen und Uebungen außerordentlich hieng, so daß in Beziehung auf ihre Ansichten und Gewohnheiten Schonung und Milde besonders nöthig war. Deßwegen weist er seine Geistlichen mit Berufung auf Augustinus an, gegen solche Mißbräuche nicht scharf, hart und im Herrscher-Ton

vorzugehen, mehr zu lehren als zu befehlen, mehr zu ermahnen als zu drohen; so müsse man mit der großen Menge verfahren. Gegen Verfehlungen Einzelner müsse man allerdings Strenge anwenden, aber wenn man sich zu Drohungen genöthigt sehe, so solle es nur mit Bedauern geschehen, und mit Hinweisung auf die Offenbarung des heiligen Ernstes Gottes in der Schrift, also daß wir nicht vor unsrer Gewalt, sondern vor Gott, der durch unsern Mund redet, Furcht einflößen. So werden sich zuerst die Gefördertsten und diejenigen, welche annähernd geistlich gesinnt sind, zurechtweisen lassen und dann durch ihren Einfluß und durch zwar durchaus freundliche aber dringende Vorstellungen auch die Menge der Uebrigen gewonnen werden.

Bei dieser Scheu, solche durch die Zeit gewissermaßen geheiligte Mißbräuche hastig abzuthun, empfahl Fenelon den Geistlichen seines Sprengels, „daß sie sich an die kirchlich vorgeschriebenen Gebräuche genau halten, unbefugte Liebhabereien des gedankenlosen Volks bei Seite lassen und jedenfalls selbst nichts Neues und Ungewohntes unter dem Vorwand, die Andacht damit zu befördern, einzuführen sich erlauben sollen."

Fenelon begnügte sich aber nicht mit allgemeinen wohlklingenden Theorien der Pastoral-Klugheit, sondern er wußte auch im einzelnen Fall das Rechte zu treffen, und Ausschreitungen auf beide Seiten hin abzuschneiden. Ein Pfarrer fand es unpassend, daß man in seiner Gemeinde bei einer Procession die Trommeln schlagen, Fahnen vortragen und Pfeile in der Hand halten wollte; das Volk aber hielt die Procession dennoch ohne den Pfarrer. Fenelon schrieb deßhalb an den Dekan des Bezirks und bat ihn zwischen dem Pfarrer und der Gemeinde zu vermitteln (19. Juli 1702) ... „Den Gemeindegliedern wollen Sie in meinem Namen vorhalten, daß sie sehr gefehlt haben, allein und gegen den Willen des Pfarrers die Procession zu halten, daß dieß ein recht ärgerliches, aller kirchlichen Ordnung zuwiderlaufendes Thun ist, und daß ich, wenn sie dieses nicht durch ihre Unterwerfung gutmachen, meine Amtsgewalt gegen sie gebrauchen muß.

Wenn sie aber ihren Fehler erkennen und gutmachen wollen, so muß der Pfarrer auch die Herzen der Gemeinde durch Nachsicht

zu gewinnen suchen. Besser wäre es freilich, eine solche Neuerung nicht aufkommen zu lassen, welche in Mißbräuche und unandächtiges Wesen ausschlagen kann; doch stößt sie an sich nicht so gegen das Wesen des Gottesdienstes an, daß deßwegen ein Streit zwischen Pfarrer und Gemeinde begründet wäre. Ich bin weit entfernt, das Ansehen des wackern Pfarrers schwächen oder ihn den Launen eines eigensinnigen Pöbels preisgeben zu wollen; aber Sie dürfen ihm wohl recht ernstlich vorstellen, wie solche Kleinigkeiten alles Gute, was er in der Hauptsache wirken kann, zerstören könnten. Wenn er in Nebensachen mit seinen Leuten nicht schonend umgeht, so bekommt er keinen Einfluß, kein Zutrauen in seiner Gemeinde, keinen Frieden in seiner Amtsführung, keine Frucht seiner Arbeit. Suchen Sie nun die Angelegenheit in Güte beizulegen und das Ansehen des Pfarrers wieder zur Anerkennung zu bringen, so daß das Volk seine ganz unkirchliche Auflehnung gegen den Pfarrer zurücknimmt. Ich bin überzeugt, daß die heikle Sache in guten Händen ist, und daß Sie sie durch gewandtes und schonendes Einschreiten friedlich schlichten werden."

Ein andrer Fall, wo Fenelon den Schaden, der ebenfalls durch übertriebenen Eifer eines Geistlichen für das Amt und die Kirche selbst hätte entstehen können, durch sein gemäßigtes, würdiges und liebevolles Einschreiten abzuwehren wußte, ist folgender. Ein Kapuzinermönch seines Sprengels hielt sich in seinen Predigten nicht in den Schranken, welche durch die Schicklichkeit, die Vorsicht und den wahren Geist des Christenthums selbst unter allen Umständen den Dienern des Worts gezogen sind, und erlaubte sich Anspielungen, welche zu auffallend waren, als daß der Intendant der Provinz, bei allem Wohlwollen, mit welchem die bürgerlichen Behörden nach dem Willen und Beispiel des Königs der Kirche entgegenkamen, sie hätte ungerügt hingehen lassen können. Ein Brief Fenelon's, der die Sache genau untersucht hatte, zeigt, daß er die Unvorsichtigkeit des Mönchs nicht entschuldigen zu können glaubte und nur den Folgen zu begegnen suchte, welche sie hätte nach sich ziehen können.

„Ich bitte Sie, ehrwürdiger Herr, möglichst bald den Vorsteher der Kapuziner in Maubeuge und den Prediger der Stifts-

frauen daselbst zu besuchen und ihnen zu erklären, daß der Prediger in seinem Eifer zu weit gegangen ist; daß ich ungeachtet meiner aufrichtigen Freundschaft für seinen Orden und meiner Ueberzeugung von seiner guten Absicht den lieben Mann nicht entschuldigen kann; daß der Intendant, der des Königs Gewalt vertritt und in jeder Beziehung Achtung verdient, begütigt werden muß, und daß daher der Ordensbruder in Maubeuge nicht mehr predigen darf, sondern sich zu entfernen hat. Ich werde nicht ermangeln, ihm überall sonst in dem Sprengel Beweise meiner Achtung zu geben, um ihm dieses Leid zu versüßen. Würde er diesem meinem Auftrag nicht sofort Folge leisten, so würde er sich widrige Verfügungen von Seiten des Hofs zuziehen, welche zugleich das Kloster mittreffen würden, und überdieß könnte ich nicht umhin, ihm den Beichtstuhl zu untersagen. Wenn er dagegen bei dieser Angelegenheit so demüthig und sanftmüthig, wie es sein Stand erfordert, seinen übertriebenen Eifer gut zu machen sucht, so wird dieß zur allgemeinen Erbauung dienen, und der Intendant wird sich zufrieden geben, vielleicht gar ihn in seiner Stellung lassen. Lesen Sie dem Prediger und dem Vorsteher diesen Brief vor; bitten Sie auch die Frau Aebtissin von Maubeuge in meinem Namen bringend, diese Angelegenheit wo möglich friedlich zu bereinigen, und sichs nicht befremden zu lassen, wenn ich aus Rücksicht auf den Intendanten einen Prediger-Wechsel in ihrer Kirche wünsche. Auch den Herrn Intendanten bitte ich Sie zu besuchen und zu bearbeiten, daß er die Sache zu einem guten Ende bringt und sich mit den Kapuzinern aussöhnt".

Fenelon's Milde artete aber nie in Schwachheit aus und wenn eine gebieterische Pflicht ihn nöthigte, die Gemeinden gegen die Ansteckung des Lasters und Aergernisses zu schützen, so konnte er ebenso viel Festigkeit als Güte zeigen. Ein Pfarrer seines Sprengels ließ sich nicht nur ungebildetes, leichtfertiges Benehmen, sondern auch bedeutende sittliche Vergehen zu Schulden kommen, wodurch sein Amt geschändet wurde; er nahm in Gegenwart und in Gemeinschaft mit Gemeindegliedern an Trinkgelagen Antheil, und ließ sich dabei zu rohen Gewaltthätigkeiten und blutigen Schlägereien hinreissen; er war das Gespötte der Leichtsinnigen und der Schrecken

aller Rechtschaffenen. Eine ehrbare Frau konnte einem solchen Pfarrer kein Anliegen vortragen, kein Ehrenmann konnte seiner Frau oder Tochter oder Schwester gestatten, die Seelsorge eines so verächtlichen, gefährlichen Menschen in Anspruch zu nehmen. Er wurde von dem Vorsitzer des geistlichen Gerichts verhört, überwiesen, seiner Pfarrei entsetzt, und ihm eine einfache Pfründe angewiesen, wie man sie fast in allen Diöcesen für dienstunfähige Geistliche nicht lange zuvor eingerichtet hatte. Man wollte einen Menschen, der ein Sclave seiner Leidenschaften war, nicht der Noth preisgeben, die ihn vollends zum Verbrecher hätte machen können, sondern nur die Gemeinde gegen das Aergerniß und die Gefahr schützen, die ihr von einem so unwürdigen Priester drohte. Der Mann hätte also offenbar die nachsichtige Menschenfreundlichkeit Fenelon's dankbar erkennen sollen. Aber statt dessen war er so schaamlos, gegen diese vielleicht nur zu milde Entscheidung bei den geistlichen Gerichten von Arras und St. Omer Berufung einzulegen. Diese Gerichte, welche nur eine sehr beschränkte Strafgewalt hatten, verwandelten dies erstrichterliche Urtheil in die Auflage, daß er sich auf ein Jahr in das Seminar zu Cambrai zurückziehen müsse. Allein Fenelon erklärte, er könne sich nicht gefallen lassen, daß ein so verwerflicher Mensch vor den Augen seiner unverdorbenen Jünglinge sein wüstes Wesen zur Schau stelle, und sie auf die Meinung geführt werden, als ob ein Diener des Altars Greuelsünden, welche man kaum auszusprechen wage, ungestraft verüben oder durch eine so leichte Strafe abbüßen könne.

Der traurige Mensch, statt tiefbeschämt und herzlich dankbar sich seinem Erzbischof zu Füssen zu werfen, entblödete sich nicht, eine Beschwerde vor den Römischen Stuhl zu bringen. Fenelon aber erbot sich, um das Aeußerste zu thun, was ihm seine heilige Verpflichtung gegen die Parochie erlaubte, dem Unglücklichen den völligen Genuß seines Einkommens zu lassen und auf eigne Kosten einen tüchtigen Stellvertreter hinzuschicken.

Nach bestehenden Verträgen hatte der Papst das Recht, während der Hälfte des Jahres gewisse Pfründen in der Diöcese Cambrai zu vergeben. Fenelon stund aber wegen seiner persönlichen Eigenschaften überhaupt und namentlich seit seiner demüthigen

Unterwerfung unter das päpstliche Urtheil in so hoher Achtung bei Clemens XI, daß der Papst solche Stellen keinem Bewerber verlieh, der nicht ein günstiges Zeugniß von Fenelon vorweisen konnte. Von diesem Vertrauen des Papstes wollte nun Fenelon nur nach bestimmten unverbrüchlichen Regeln der Gerechtigkeit Gebrauch machen, von welchen er sich durch keinerlei Rücksichten abbringen ließ. Ein lateinischer Aufsatz von seiner Hand, vom 29. October 1708, enthält darüber Folgendes:

1. Nie einen seiner Verwandten, noch Freunde seiner Verwandten dem Papst vorzuschlagen.
2. Einfach Zeugnisse auszustellen, weil der Papst es verlangte, ohne alle weitere Empfehlung.
3. Wenn er denen, die ein Zeugniß wünschten, um in Rom eine Pfründe zu erlangen, das ihnen gebührende Zeugniß über Befähigung und Sittlichkeit nicht verweigern zu dürfen glaubte, so hielt er sich um so mehr für verpflichtet, die Verdienste und Fähigkeiten derjenigen ins Licht zu stellen, welche aus Bedenklichkeit oder Bescheidenheit sein Zeugniß nicht begehrten.
4. Er hielt für billig, Einheimische Fremden vorzuziehen; nur bei der Stelle eines Oberhelfers von Cambrai machte er eine Ausnahme von dieser Regel zu Gunsten des Abbé Laval-Montmorency, welcher ausser seiner edeln Herkunft und seinen persönlichen Eigenschaften auch durch seine schon vorher der Diöcese geleisteten Dienste diese Bevorzugung besonders verdiente.
5. Da der größere Theil seiner Diöcese unter spanischer Herrschaft stand, wodurch er in der Wahl französischer Geistlichen auf eine ziemlich geringe Anzahl beschränkt war, und von diesen ein Theil stark zu den neuen Lehren hinneigte, so war er dadurch genöthigt, bisweilen Fremde vorzuziehen, welche bei streng kirchlicher Gesinnung und persönlicher Tüchtigkeit der Diöcese schon längere Zeit treue Dienste geleistet hatten.

Wie Fenelon im Innern seiner Diöcese gute Zucht hielt, so wußte er auch mit Festigkeit und Einsicht die Geistlichkeit an deren

Spitze er sich gestellt sah, gegen ungerechte, willkührliche Zumuthungen zu schützen, auch wenn solche von hohen und höchstgestellten Personen ausgiengen. Auf der anderen Seite aber hielt er es auch für recht, daß bei jeder Gelegenheit, wo für das Wohl des Staats und für die Erleichterung des Volks Opfer erfordert werden, die Geistlichkeit mit gutem Beispiel vorangehe. So war ums Jahr 1708 in Flandern, welches sieben Jahre lang der Kriegsschauplatz gewesen war, das Land entvölkert, die Felder lagen unangebaut, und das Elend, welches die siegreichen und besiegten Heere hinter sich gelassen hatten, war so groß, daß die Regierung auch der Geistlichkeit der Diöcese, wie anderen Ständen eine ausserordentliche Hilfleistung aufzuerlegen sich genöthigt sah. Nun war aber die Lage der Geistlichkeit gerade in dieser Diöcese noch kläglicher als in andern Diöcesen; und doch glaubte Fenelon, in der allgemeinen Noth des Vaterlandes müsse die Geistlichkeit die größtmöglichen Anstrengungen machen, um dem Volk weitere Lasten zu ersparen. Sein edles Herz fand ein Mittel, um den ärmsten und nützlichsten Gliedern der Geistlichkeit ihre Last zu erleichtern, daß er nemlich die Umlage, welche den Pfarrern seiner Diöcese angesetzt wurde, auf seine eigne Kasse übernahm.

Die Kriegs-Ereignisse brachten überhaupt oft recht schwierige Verhältnisse mit sich, wie z. B. die Vertreibung des Bischofs von Tournai, welchem der König die Rückkehr gebot, während die feindlichen Heerführer ihm die Ausübung seines Amts erschweren wollten. Fenelon wußte durch sein gemäßigtes, versöhnendes Einschreiten die Sache zu vermitteln und größere Nachtheile abzuwenden, bis der Utrechter Friede die Ordnung wiederherstellte. Hingegen trat er bei all seiner Milde und Nachgiebigkeit doch durchaus fest und entschieden auf, und ließ sich durch persönliche Rücksichten nicht im Mindesten zurückhalten, wo die Grundsätze der Gerechtigkeit oder seine amtliche Stellung verkannt oder angegriffen werden wollte. So wahrte er sein Recht als Erzbischof in folgendem Fall gegen einen seiner Weihbischöfe. Der Bischof von St. Omer, derselbe welcher im Jahre 1699 bei einer Versammlung der Diöcese in Cambrai auf so unschickliche Weise gegen Fenelon aufgetreten war (vgl. S. 177), hatte eine Untersuchung gegen einen seiner Geistlichen eingeleitet,

welcher sich noch in Haft befand. Der Geistliche appellirte an den Erzbischof und Fenelon forderte die Acten ein, um den Proceß, wenn er regelrecht geführt wäre, festzuhalten, oder ihn zu cassiren, wenn in der Untersuchung gefehlt worden wäre. Der Bischof, der eine Reise zu seiner Familie in der Provence gemacht hatte, war unzufrieden, daß Fenelon nicht auf seine Rückkehr gewartet habe, um diese ihm offenbar obliegende Handlung der Gerechtigkeit vorzunehmen, da doch ein Gefangener, der sich für unschuldig hielt, über jeden Aufschub seiner Sache sich hätte beklagen können. Da der Bischof von St. Omer vielleicht seines früheren Auftretens gegen Fenelon sich noch erinnerte, so veranlaßte er den Bischof von Arras, an Fenelon zu schreiben. Dieser sah wohl ein, daß Fenelon's Verfahren ganz der Ordnung und dem Recht gemäß war; er machte ihm daher nur allgemeine Vorstellungen über die Rücksichten, welche Amtsbrüder gegen einander nehmen können; auch ließ er einfließen, daß die Sache bei Hof einen für Fenelon ungünstigen Eindruck machen könnte; der Bischof von St. Omer habe sich damals durch sein feindseliges Auftreten gegen Fenelon bei Hof empfohlen, und jetzt könnte man diesen Anlaß benützen, um den König aufs neue gegen ihn aufzureitzen und einzunehmen. Aber Fenelon erklärte dem Bischof, indem er ihm seinen Brief in den freundlichsten Ausdrücken beantwortete, ganz einfach: In geistlichen Angelegenheiten dürfe ein Bischof nicht den König, sondern nur Gott vor Augen haben.

Aus einem einige Jahre später geschriebenen Briefe an denselben Bischof von Arras (vom 16. Juni 1711) ist zu sehen, wie viel Sanftmuth und Schonung Fenelon anwenden mußte, um seine amtliche Stellung und die Anforderungen der Gerechtigkeit mit der eifersüchtigen Empfindlichkeit seiner Bischöfe auszugleichen. Der Bischof scheint ihm übel genommen zu haben, daß er eine Entscheidung desselben wieder aufgehoben hatte; Fenelon äußert sich darüber:

„Sie kennen, hochwürdiger Herr, die Schritte, die ich gethan habe um Alles zu vermeiden, was Ihnen weh thun könnte und Ihnen meine Hochachtung zu beweisen. Ich habe es auch so lange als nur immer möglich hinausgeschoben, selbst einzuschreiten, wie

es mir Pflicht zu sein schien, und es thut mir unendlich leid, wenn Sie dadurch unangenehm berührt worden sind. Ich habe mir sorgfältig Alles vor Augen gestellt, was für Ihre Entscheidung sprechen könnte, und mich mit aufrichtiger Hingebung in Ihre Gedanken hineinzuversetzen gesucht; habe meiner schwachen Einsicht mißtraut und mich bei Andern befragt, und dann nach verständigem Rath und nach der Stimme des eignen Gewissens gehandelt. Ein Richter hat zwar nur seinem Vorgesetzten über die Beweggründe seines Verfahrens Rechenschaft zu geben, dennoch, wenn es Ihnen angenehm ist, werde ich, sobald die Wege mehr offen sind, mir erlauben Sie zu besuchen, und Ihnen dann ganz herzlich und vertraulich Alles auseinander setzen, worüber Sie Aufklärung wünschen; und ich hoffe Sie zu überzeugen, daß ich ganz regelrecht verfahren bin. Ich weiß wohl, daß ich mich leicht irren kann; aber es muß eben jeder in seinem Amt nach bestem Wissen und Gewissen handeln, ohne es für eine Ehrensache zu halten, daß seine Meinung auch durchgesetzt werde. Ich habe entschieden wie es mir recht schien, und Sie sind zu einsichtsvoll und billigdenkend, um Anstoß daran zu nehmen, wenn ein Erzbischof kraft des von der Kirche ihm gegebenen Auftrags auf schonende Weise ergänzt, was ihm einer Ergänzung zu bedürfen scheint. Ich meiner Seits schicke mich auch ganz willig darein, wenn mein Amtsbruder durch meinen Vorgesetzten berichtigen läßt, wo ich als Erzbischof zu weit gegangen sein mag. In diesem Fall können wir, wo wir verschiedener Ansichten sind, das Beispiel eines sanftmüthigen, friedlichen, erbaulichen Benehmens geben. Ich nehme es Ihnen keineswegs übel, wenn Sie die Sache weiter verfolgen; wir können deßwegen doch in ungetrübter Einigkeit bleiben. . ."

In einem andern Brief an denselben heißt es: „Niemand kann weniger geneigt sein als ich, eine willkührliche Gewalt auszuüben. Auch kann ich mir das Zeugniß geben, daß ich seit 16 Jahren keine Gelegenheit versäumt habe, Ihnen selbst über das gewöhnliche Maß hinaus alle Achtung zu erweisen. Wenn die Wege sicherer und die Zeiten ruhiger wären, würde ich mit Vergnügen Sie in Arras besuchen und Ihnen die Gründe auseinandersetzen, aus welchen ich zu meinem großen Bedauern anderer

Ansicht bin als Sie. Auch habe ich gegenwärtig das Haus voll Kranker vom höchsten Rang, wie auch meinen Neffen, der vor einigen Tagen gefährlich verwundet worden ist. Ich hoffe, es werde auch eine weniger traurige und sicherere Zeit kommen"....

## 15. Die chinesische Mission.

Nach der Verurtheilung Fenelon's durch den Römischen Stuhl hätte wohl Niemand erwartet, daß er bald darauf wieder in Rom so viel Ansehen und Einfluß besitzen würde, daß selbst seine Gegner ihn um seine Verwendung bei dem Papst und dem Cardinal-Collegium anzugehen veranlaßt waren.

Ein halbes Jahrhundert früher hatte sich zwischen Dominikanern und Jesuiten in Beziehung auf die chinesische Mission ein Streit erhoben. Die Jesuiten gestatteten den Bekehrten die Verehrung ihrer Vorfahren und des Confucius, was die Dominikaner für Abgötterei erklärten. Im Jahr 1656 hatte Papst Alexander VII. den Streit zum Austrag gebracht, welcher aber jetzt noch heftiger entbraunte, da die Vorsteher der Pariser Missions-Gesellschaft denselben Vorwurf gegen die Jesuiten erhoben. Sie hielten es wegen der großen Achtung, die Fenelon in Rom genoß, für gut, ihm ihre Eingaben und Denkschriften zuzuschicken und ihn um seine Meinung und seine Unterstützung zu bitten. Es war eine sehr schwierige Frage; Fenelon sah mit Schmerz, daß das ganze Gebäude der chinesischen Mission, welche mit dem Blut und der schweren Arbeit so vieler Gottesmänner gegründet worden war, leicht zusammenstürzen könnte, wenn dem ohnehin so mißtrauischen Volk das Schauspiel eines ärgerlichen Zwiespalts über Hauptlehren der Religion dargeboten würde. Aber der Hauptgesichtspunkt, von dem er die Frage auffaßte, war die dem römischen Stuhl gebührende Ehrerbietung, welche ihm nicht gestattete, dessen Urtheil über einen demselben bereits vorgelegten Gegenstand vorzugreifen. Er sagt in seinem Brief an die Missions-Vorsteher in Paris vom 5. October 1702.

.... Es heißt, die gallicanische Kirche sei ungeduldig über das Zögern der Entscheidung des Papsts... Mir scheint, man

könne von einem frommen, entschlossenen und einsichtsvollen Papst auf jeden Fall erwarten, daß er sich durch keine menschliche Rücksicht bewegen lasse, weder das Aergerniß in die Länge zu ziehen, noch die Abgötterei, wenn sie als solche erwiesen ist, einen Augenblick zu dulden; deßwegen sehe ich ruhig seiner Entscheidung entgegen, und setze voraus, daß er von Uebereilung wie von Verschleppung gleichweit entfernt sei. Es ist natürlich, daß er sich der Wahrheit der Thatsachen, welche von beiden Parteien so verschieden berichtet werden, zu vergewissern sucht. Es handelt sich um chinesische Gebräuche, welche von den unsrigen sehr verschieden sind, und um die Bedeutung, welche die Chinesen selbst den bestrittenen Handlungen beilegen. Nur der Richter kann entscheiden, ob durch die beigebrachten Nachweisungen des Thatbestands die Sache spruchreif geworden ist oder nicht. Ich meinestheils kenne weder die Gebräuche noch die Ansichten der Chinesen und kann daher nicht sagen, was für ein Ausspruch wünschenswerth ist. Wenn der Papst sein Urtheil abgibt, so werde ich daraus schließen, daß er den Thatbestand völlig aufgehellt gefunden hat; hingegen, wenn er den Ausspruch zurückhält, so werde ich voraussetzen, er habe keine entscheidenden Beweise gefunden.... Die französischen Häretiker würde es freilich sehr freuen wenn sie sagen könnten, die Römische Kirche sei durch ihr eignes Geständniß überwiesen, daß sie seit ungefähr 50 Jahren vermöge eines päpstlichen Erlasses offenbare Abgötterei bei den Chinesen gutgeheißen habe. Allein darauf darf man keine Rücksicht nehmen, sondern nur auf die Absicht, die dem Gebrauch zu Grund liegt"....

### 16. Fenelon's entschiedenes Auftreten in einem Brief nach Rom.

Eine seinem Herzen näher liegende Veranlassung, seinen persönlichen Einfluß in Rom geltend zu machen, ergab sich später, da der Abbé von St. Aignan, der Bruder seines ältesten, treusten und achtungswerthesten Freundes, des Herzogs v. Beauvilliers, zum Bischof von Beauvais ernannt war und der Papst ihm die Bestätigung verweigerte, und zwar wegen einer Dissertation, die der Abbé zur Erlangung seines

Grads vertheidigt hatte. Fenelon schrieb in dieser Angelegenheit einen sehr dringenden Brief nach Rom und zwar an einen Ordensbruder, der bei dem Papst in besondrem Vertrauen stand, da er unter dieser Adresse die Wahrheit unumwundener und energischer aussprechen konnte, als ihm in einem Brief an den Papst selbst die Ehrerbietung vor seiner hohen Stellung erlaubt hätte. Er schreibt unter dem 12. Juli 1713:

Ehrwürdiger Vater! Ich höre zu meinem lebhaften Bedauern, daß der Papst dem Abbé die Bestätigung verweigert hat. Die Sache macht in Paris und bei Hof viel Aufsehen. Alle welche sich nicht gerne unter die oberste Gewalt Roms beugen, hoffen Anlaß zu einer sehr gefährlichen Spaltung zwischen geistlicher und weltlicher Gewalt daraus zu ziehen; — es ist eine leidige Angelegenheit, darüber ich große Traurigkeit vor Gott empfinde. Ich kann nicht umhin, Sie dringend zu bitten, daß Sie mit Seiner Heiligkeit darüber reden, und Ihr, wenn Sie es gnädigst erlaubt, diesen Brief zeigen. Es kann dieser Schritt sehr unbescheiden erscheinen, aber ich hoffe, ein so frommer, erleuchteter Papst werde es meinem Eifer für die Sache zu gut halten, wenn ich thörlich rede.

1. Ich habe die Dissertation nicht gelesen und kenne ihren Inhalt nicht; ich weiß nur, daß der Abbé der Bruder des Staatsministers Herzogs v. Beauvilliers ist, welcher in dem Seminar St. Sulpiz seine Erziehung erhalten hat, wo die römische Mutterkirche das höchste Ansehen genießt, und welcher selbst der eifrigste Anhänger des Römischen Stuhls ist; ferner, daß der Abbé die Dissertation bloß vertheidigt hat, weil er durchaus nicht anders konnte. Der Herr Kanzler, der ganz für die Grundsätze des Parlaments eingenommen und in solchen Sachen sehr heftig ist, hatte einen königlichen Befehl ausgewirkt und drang auf dessen unverweilte Vollziehung. Man suchte den jungen Abbé sammt andren ganz gutgesinnten Personen bei Seiner Majestät in Verdacht zu bringen, wenn er die Vertheidigung der Dissertation verweigert hätte. Ebenso hat man die unumschränkte Gewalt des Königs in Bewegung gesetzt, um den

Neffen des verstorbenen Bischofs von Chartres zur Vertheidigung derselben Lehren zu nöthigen; es war eigentlich nicht um die Vertheidigung der Dissertation zu thun, sondern man hätte gerne gesehen, daß sie verweigert worden wäre, um nur den verstorbenen Bischof von Chartres, den Herzog v. Beauvilliers und alle Gutgesinnten, deren Einfluß gewissen Leuten zuwider war, in Mißcredit zu bringen. Das ist die Thatsache.

2. Der Papst hat in obigem Fall, bei dem Neffen des Bischofs von Chartres, die Güte gehabt, auf seine Dissertation keine Rücksicht zu nehmen und ihm die Bestätigung zu ertheilen; hätte Seine Heiligkeit es bei dem Abbé nicht ebenso machen können?

3. Es ist altherkömmlicher Gebrauch der Pariser Facultät, daß jeder nach Belieben die eine oder andre entgegengesetzte Ansicht vertheidigen darf; der Abbé hat also nur diese alte Freiheit benützt, worüber Rom sich früher nie beklagt hat.

4. Gar viele rechtliche aber wenig unterrichtete Leute, welchen die Gegner des heiligen Stuhls durch allerlei Ränke und Kunstgriffe ihre Ansichten beibringen, suchen Mißverständnisse zwischen dem Papst und dem König zu erregen. . . . Man macht Rom verhaßt, indem man vorgibt, es könne keinen Zweifel an seiner Unfehlbarkeit ertragen, und setze mit derselben seine Macht, Könige zu entthronen, in unzertrennliche Verbindung. Man sucht dem König und seinen Umgebungen das bedenklichste Mißtrauen einzuflößen. Der König ist mild, fromm, dem heiligen Stuhl aufrichtig ergeben; aber man wird ihn zu überreden suchen, daß seine Gewalt in ihren Grundfesten erschüttert werde, wenn man dem Treiben der Ultramontanen nicht entgegentrete. Nichts ist gefährlicher, als ein so scheinbarer Vorwand in den vorliegenden Umständen.

5. Obgleich der König, Gottlob! einer sehr guten Gesundheit sich erfreut, so sehen doch die Gegner Roms auf seine 75 Jahre; sie rechnen darauf, daß, wenn diese mächtige Stütze der Kirche nicht mehr wäre, sie alsbald das Haupt frei er-

heben könnten, um das Joch des heiligen Stuhls abzuschütteln oder wenigstens sein Ansehen gründlich zu untergraben. Dieses traurige Ereigniß ist in hohem Grade zu fürchten; ich darf wohl sagen, daß es der hohen Weisheit eines so großen Kirchenhaupts zukommt, auch den geringsten Anlaß zum Mißtrauen und zum Zwiespalt unter so gefährlichen Verhältnissen zu vermeiden. Der Verlust eines so eifrigfrommen Königs wäre ein großes Unglück für die Kirche in einer Zeit der Uneinigkeit, wo die Masse der französischen Nation gegen Rom verstimmt wäre. Es ist dieß ein eigenthümlicher Fall, welcher ganz besondere Rücksichten erfordert; die Verweigerung solcher väterlichen Berücksichtigung ist den Uebelgesinnten erwünscht, um die ganze Nation aufzubringen und zu verstimmen; so kann für eine Zeit, auf die wir nur mit Furcht und Trauer hinblicken können, insgeheim der Same einer Kirchenspaltung (Schisma) ausgestreut werden.

Wenn ich Ihnen, ehrwürdiger Vater, diese Erwägungen vorlege, mit der Bitte dieselben dem Papst unterzubreiten, so will ich lieber damit mir den Schein der Unbescheidenheit zuziehen, als irgend etwas versäumen, was die Einigkeit und Harmonie zwischen einem so frommen Oberpriester und einem so christlich gesinnten König, besonders in einer so gefährlichen Lage erhalten kann.

Uebrigens habe ich keineswegs die Absicht, mich in dieser hochwichtigen Sache, die nicht in meinen Wirkungskreis gehört, hervorzuthun oder mir mit meinen Bemühungen für den Frieden ein Verdienst zu machen. Ich will nur unter dem Siegel der Verschwiegenheit meine geringen Gedanken einem Papst vorlegen, welcher voll Nachsicht gegen mich ist und mich mit seiner Freundschaft beehrt; ich thue es mit der tiefsten Ehrfurcht und dem kindlichsten Vertrauen. Ich bitte ihn mit der vollkommensten Unterwürfigkeit um Vergebung, wenn ich bei einem so dringenden Bedürfniß, für die Sicherheit der Kirche mich auszusprechen, meine Befugniß überschreite. Ich muß sagen, ich bin kein Freund von der schwächlichen Zaghaftigkeit, welche sich vor der Welt das Ansehen gibt, nichts aufs Spiel setzen zu wollen und eben damit Alles aufs Spiel setzt.

Ich weiß, wie sehr kecke Geister solches Zurückhalten sich zu nutz zu machen wissen, und daß sie dadurch zu den gefährlichsten Uebergriffen ermuthigt werden. Ich weiß, es gibt gewisse wesentliche in sich geschlossene Punkte, wo man nichts nachlassen und keinen Schritt zurückweichen darf, weil man Alles verliert, wenn man nicht Alles festhält; aber doch läßt sich bei den meisten Streitfragen irgend eine billige Ausgleichung finden.

Ich hoffe, ehrwürdiger Vater, Sie werden sich in meinem Namen dem Stellvertreter Christi zu Füßen werfen; ich thue es meinerseits im Geiste und von ganzem Herzen und flehe ihn recht ehrerbietig an, mich bei dieser Gelegenheit mit der Geduld des guten Hirten und der Liebe des Vaters der ganzen Christenheit anhören zu wollen."

Der Brief Fenelon's machte einen tiefen Eindruck auf Clemens XI.; der Ordensbruder schrieb unter dem 9. September 1713 an Fenelon, seine Vorstellungen über die gegenwärtigen Verhältnisse und über die Gefahren der Zukunft seien dem Papst sehr richtig erschienen, so daß er den Brief sich ausgebeten habe, um ihn noch weiter zu überlegen; er habe auch bereits den Abbé dem Consistorium für das Bisthum Beauvais vorgeschlagen, und es sei ihm ohne Sportel übertragen worden.

Wie Fenelon niemals, wenn nur die Gerechtigkeit es erlaubte, es unterließ, seinen Einfluß für seine Freunde geltend zu machen, so hielt er auf der andern Seite für die heiligste Pflicht der Freundschaft die Wahrhaftigkeit, und er scheute sich nicht, seinen Freunden auch scharfe, strenge Wahrheiten zu sagen, um ihnen schmerzliche Reue und Gewissensbisse zu ersparen. So trug er kein Bedenken, dem Erzbischof Colbert von Rouen, welcher seinen prächtigen gothischen Pallast in modernem Styl umbauen zu lassen beabsichtigte, ernstliche Vorstellungen über den Gebrauch zu machen, zu welchem die Einkünfte der kirchlichen Stellen bestimmt seien. „Es würde sich," setzt er hinzu, „Jedermann verwundern, wenn dem Erzbischof ein Pallast nicht prächtig und großartig genug wäre, welchen der Cardinal v. Amboise in der Zeit seiner Allgewalt gebaut und welchen längere Zeit hindurch Minister, Cardinäle und selbst Prinzen vom Geblüt bewohnt haben."

## 17. Fenelon's Verhältniß zu seinen Freunden.

Nachdem seit der Verurtheilung Fenelon's mehrere Jahre verflossen waren, hätte man denken können, daß seine Unterwürfigkeit und das völlige Stillschweigen, das er sich auferlegt hatte, seine Feinde beruhigt und all ihr Mißtrauen gehoben hätte . . . Doch konnte er auch jetzt das Glück der Freundschaft nur mit Zittern genießen; er mußte immer fürchten, daß man seinen Freunden aus ihrer Treue ein Verbrechen mache; er bat diejenigen, deren Stellung am Hof darunter Noth leiden konnte, dringend, ihn lieber nicht zu besuchen; er beschwor den Abbé Langeron, (17. October 1702) sich auch in die geringfügigsten Angelegenheiten nicht einzulassen, „den unbedeutendsten Vorwand könnte man benützen. Sie wissen, die Leidenschaftlichkeit, wenn sie mit der Gewalt verbunden ist, kennt keine Grenzen."

Wie innig Fenelon an seinen Freunden hieng, zeigen die Worte in einem Brief an seinen Neffen (17. April 1713): „Es ist eine gefährliche Stütze um liebe Freunde, und ich fürchte mich vor der Wonne, die die Freundschaft gewährt; man ist zu schmerzlichen Verlusten ausgesetzt. Oh wie selig werden wir sein, wenn wir einmal alle mit einander im Himmel vor Gottes Angesicht uns nur noch in Seiner Liebe lieben, in Seiner Freude freuen, und keine Trennung mehr ist! Schon in diesem Leben ist die Hoffnung auf ein so großes Gut unser bestes Gut; mitten unter unsern Leiden sind wir schon selig in der Erwartung einer solchen Seligkeit. Wer sollte sich nicht selbst im Thränenthal beim Blick auf diese ewige, himmlische Freude freuen? Ja wir wollen dulden, hoffen und uns freuen.

Wir haben hier (in Chaulnes) 4 Tage in Ruhe, Freiheit, Stille, Freundschaft, Freude zugebracht. Aber nur im Paradies kann man Frieden, Freude und innige Verbindungen genießen ohne dadurch verwöhnt zu werden."

Offen gestand er seine Fehler, wenn seine Freunde sie ihm vorhielten. „Ich bitte Sie," schreibt er an einen Freund, „mehr als je, meine Fehler nicht zu schonen. Sollten Sie welche zu sehen glauben, die ich etwa nicht hätte, so ist das kein großes

Unglück. Wenn Ihre Bemerkungen mir weh thun, so ist mir diese Empfindlichkeit ein Beweis, daß Sie es richtig getroffen haben. Sie erweisen mir eine wahre Wohlthat, wenn Sie mich in der Demuth üben und mich gewöhnen, den Tadel zu ertragen. Ich habe es mehr als irgend Jemand nöthig, gedemüthiget zu werden, weil meine Gemüthsart hochstrebend ist und daher Gott um so mehr von mir verlangt, daß ich Allem absterbe. Ich bedarf Ihrer Aufrichtigkeit, und ich hoffe, unsre Freundschaft werde dadurch keineswegs gestört, sondern nur gestärkt werden."

Der Herzogin v. Mortemart schreibt er: „Allerdings lasse ich mich oft durch die Eigenliebe bestimmen; ich handle nach natürlicher Klugheit und menschlichen Rücksichten. Meine Natur ist der Ihrigen gerade entgegengesetzt. Wenn nichts im Umgang mit Andern mich anstrengt oder aufregt, so kann ich wohl gefällig und zuvorkommend sein, und Sie haben nicht Unrecht zu sagen, die Leute werden durch mich verwöhnt. Aber wenn man von mir eine anhaltende Aufmerksamkeit verlangt, die mir unbequem ist, da bin ich trocken und abstoßend, nicht aus Gleichgiltigkeit und Theilnahmlosigkeit, sondern aus Ungeduld und Heftigkeit des Temperaments. Im Allgemeinen finde ich Ihre Bemerkungen meistens richtig, und wenn mir Einiges nicht ganz so zu sein scheint, wie Sie es sagen, so sehe ich noch unendlich mehr Böses in meinem verderbten natürlichen Herzen."

Die Wärme des Gefühls, mit welchem Fenelon seinen Freunden entgegen kam, fesselte sie so an ihn, daß sie ihm unter allen Wechseln des Lebens und des Schicksals unauflöslich verbunden blieben. „Man konnte," sagt v. St. Simon, „nicht gleichgiltig gegen ihn bleiben, man konnte nicht mehr von ihm loskommen, man mußte immer wieder seine Nähe suchen; oder wenigstens, wenn man nicht um ihn sein konnte, von ihm zusammen sprechen, sich nach ihm sehnen, und sich durch die gemeinsame Anhänglichkeit an ihn unter einander immer inniger anschließen."

So fand Fenelon in seinem Mißgeschick zwei unerschöpfliche Quellen des Glücks in der treuen Erfüllung seiner Amtspflichten und in dem erquickenden Genuß der Natur und der Freundschaft, und er konnte an eine seiner Verwandten schreiben: „Obgleich

ich im Verhältniß zu meinen Kräften täglich viel arbeite, ist doch, Gottlob! mein Befinden ziemlich gut, ja besser als früher, wo ich ein so ruhiges und der Gesundheit zuträgliches Leben führte."

### 18. Sein Verhalten gegen Verwandte.

Ebenso herzlich wie gegen seine Freunde war er auch gegen seine Verwandten, aber seine Liebe artete nie in gutmüthige Schwäche aus: und auch seinen theuersten Familien-Gliedern verhehlte er nicht, was er in ihrem Betragen tadelnswerthes fand. Er hatte den Sohn der Gräfin Fenelon aus erster Ehe nach Cambrai kommen lassen, um seine Erziehung zu beaufsichtigen; und je lieber die Mutter ihm war, desto ernstlicher hielt er ihr die Vernachlässigung ihrer Mutterpflichten vor, zu welcher sie sich durch ihre allzugroße Zärtlichkeit hinreissen ließ. Er schreibt unter dem 15. August 1700:

„Ich muß mich gegen Sie, liebe Schwägerin, ganz offen und herzlich über Ihren Sohn aussprechen. Er belästigt mich hier in keiner Beziehung, im Gegentheil, es freut mich sehr ihn hier zu haben, denn ich habe ihn sehr lieb. Gegen mich ist er sehr höflich, aufmerksam, gefällig, zuvorkommend und liebreich. Wenn er nur auch seine Pflichten gegen sich selbst ebenso gut erfüllte! Ich habe bei meinen vielen Geschäften sehr wenig Zeit, ihn zu sehen, mit ihm zu reden und ihn zu einem verständigen Reden und Thun zu bringen. Er hat auch sonst wenig bildenden Umgang, da er hier Niemand sehen kann als Geistliche. Mit seinem Lernen ist es bis jetzt so viel als nichts gewesen und man darf auch für die Zukunft nicht viel davon erwarten, obgleich man nichts versäumt. Der Knabe hat einen lebhaften, empfänglichen Kopf, er faßt äußere Dinge leicht, und ist sehr aufmerksam auf das, was um ihn her vorgeht; aber er ist sehr oberflächlich, mag nicht ernstlich nachdenken, hat keinen Geschmack für irgend ein Studium; sein Sinn geht nur auf körperliche Uebungen und Jugendspiele, und diese Uebungen thun ihm gut, er ist auch groß für sein Alter; doch muß man dabei Maß halten; denn er ist noch zart, schnell aufgeschossen und seine

Gesundheit nicht fest, was ihm wohl für sein ganzes Leben bleiben könnte. Ich behalte ihn recht gerne bis zum nächsten Frühling, wenn Sie es wünschen; aber Sie müssen selbst wohl überlegen, ob Sie ihn nicht an einen andern Ort bringen könnten, wo er bessere Gelegenheit fände, seine Gesundheit durch körperliche Uebung und seinen Geist durch geeigneten Umgang zu bilden und auszureifen. . . . Er findet das Leben in Cambrai schrecklich langweilig, und bildet sich trotz Allem, was man ihm sagt, immer ein, wenn er einmal nach Paris oder auf Ihre Güter dürfe, so werde er den großen Herrn spielen, — eine Schwachheit, welche im 14. Jahr verzeihlich ist. Ich ermahne ihn, fleißig zu sein, zu lernen, sich an ernstliches Nachdenken zu gewöhnen, auf den Rath befreundeter, erfahrener Personen zu hören, sich überhaupt natürlich und gesetzt zu benehmen; er solle schlechte Gesellschaft fliehen und sich der guten würdig zu machen suchen, und nur das von Andern annehmen, was recht und gut und verständig ist, nicht aber alle Kleinigkeiten nachmachen."

So gut es Fenelon meinte, so wurde es ihm doch übel genommen. Frau v. Laval-Fenelon konnte sich nicht entschließen, ihren einzigen Sohn in Kriegsdienst treten zu lassen, er aber war der Ansicht, in einer Zeit eines europäischen Kriegs, wo Frankreich in großer Bedrängniß alle seine Söhne zu den Waffen rief, sei es eine große Schmach für einen Jüngling aus dem Geschlecht der Montmorency, auf dem Schloß seiner Väter, wo Alles ihn an die Dienste und den Ruhm seiner Vorfahren erinnern mußte, ein ruhm- und thatenloses Leben zu führen. Es scheint, daß er gegen diese mütterliche Weichlichkeit etwas scharf aufgetreten war, und daß seine Schwägerin sich dadurch beleidigt fühlte. Er ließ es sich sofort angelegen sein, das empfindliche Mutterherz freundlich zu trösten, hielt aber doch dabei die Gründe fest, welche ihr eine verständigere und thatkräftigere Liebe zur Pflicht machten. Er schrieb unter dem 12. Februar 1706:

„Ihr Brief, liebe Schwester, den ich bei meiner Rückkehr hier antraf, hat mich, ich muß es bekennen, sehr überrascht und betrübt. Ich hoffte, Sie würden mir dankbar dafür sein, daß ich Ihnen in einem vertrauten Brief meine Gedanken offen auseinandersetzte,

ohne über die Lebensweise Ihres Sohnes etwas bestimmen zu wollen. Ich meine, es ist doch ein großer Unterschied zwischen Bestimmungen treffen und zwischen entschiedenem Aussprechen seiner Ansicht. Ich hätte daher auch von weitem nicht eine solche Antwort auf meinen Brief erwartet. Gesetzt aber ich habe gefehlt, weil Sie es so ansehen, so soll mein Fehler nicht lange dauern, denn ich werde, weil Sie es so wünschen, mich ferner enthalten, Ihnen meine Gedanken zu sagen; auch werde ich Ihre Gründe, die Sie mir mittheilen wollen, bereitwillig aufnehmen, und es soll Niemand mehr freuen als mich, wenn ich sie gut finden kann und Niemand mehr leid sein als mir, wenn sie nicht stichhaltig sind. Aber gesetzt, Ihre Gründe seien so bedeutend als Sie glauben, so ist Ihr Sohn sehr zu bedauern, denn dann steht er zwischen einer Mutter, die ihn aus guten Gründen vom Kriegsdienst abhält, und zwischen der öffentlichen Meinung, welche ihn trotz dieser ihr unbekannten Gründe unvermeidlich für ehrlos erklärt, wenn er nicht in Dienst tritt. Er steht schon in seinem zwanzigsten Jahre, während Leute von Stand sonst schon im 14.—15. Jahre anfangen; es wird in Frankreich unerhört sein, daß ein Mann, der einen berühmten Namen trägt, in seinem 20. Jahr nicht schon einige Feldzüge mitgemacht hätte. Das Publikum versteht keine Gründe für eine so auffallende, allen herrschenden National-Vorurtheilen ganz widersprechende Erscheinung. Daraus folgt eine äußerst peinliche Stellung für Ihren Sohn; er muß entweder seiner Mutter ungehorsam sein, welche ihre guten Gründe hat, ihm den Kriegsdienst zu verbieten, oder vor der Welt ehrlos dastehen, weil sie diese guten Gründe nicht versteht. Ich meinestheils kann nichts thun als schweigen, tief trauern und Gott bitten, daß er Mutter und Sohn seinen Geist der Weisheit schenke. Gewiß will ich mir nie beigehen lassen, Ihr Verfahren zu tadeln; lieber möchte ich in meinem Leben nichts mehr reden, als nur Ein Wort gegen Sie mir erlauben". . . .

Solche entscheidende Gründe und die daraus hervorleuchtende Freundschaft konnten doch ihren Eindruck nicht verfehlen; die Gräfin überwand endlich ihre Schwäche, und ihr Sohn hatte durch die glänzende Tapferkeit, die er sogleich vom Eintritt in die kriege-

rische Laufbahn an bewies, und begünstigt durch den Namen Montmorency, bald die versäumten Jahre hereingeholt; es dauerte nicht lange, daß er Oberst eines Regiments wurde, an dessen Spitze er bei der Belagerung von Freiburg 13. October 1713 einen Schuß durch beide Wangen bekam.

### 19. Liebe und Ernst.

Fenelon's klares Urtheil, wie seine Güte spricht sich auch in folgendem Zug aus. Der Pfarrer Hebert von Versailles schrieb ihm, zwei Fräulein von seiner Verwandtschaft seien von ihrem Aufenthalts-Ort, Perigord, an den Hof gereist, in der Hoffnung da eine Unterstützung zu finden, zu welcher doch keine Aussicht vorhanden sei. Fenelon wurde täglich mit solchen Zumuthungen umlagert, daß er sich oft kaum zu helfen wußte; er hatte, wie er an den Abbé Beaumont schreibt, „einen bedeutenden täglichen Aufwand, große Gebäude zu bauen und auszustatten, eine Seminar-Wohnung zu errichten und einzurichten, fast alle Seminaristen zu unterhalten, tüchtige Leute in Paris zu unterstützen, einem Neffen im Heer Zuschüsse zu leisten, andren Verwandten zum Studiren oder zum Eintritt in den Malthefer-Orden zu helfen; dazu Meiereien, die den Einsturz drohen oder schon zum Theil zusammengefallen sind. . ." Aber durch all das ließ sich Fenelon von keinem Liebeswerk abhalten. Er schickte dem Pfarrer die gewünschte Unterstützung für die Fräulein v. Chataigneray, aber bemerkte auch in ihrem eignen Interesse, wie unbesonnen und unpassend der Schritt sei, den sie gethan haben. „Unvermögliche adelige Fräulein", schrieb er unter dem 27. September 1701, „finden in ihrer Heimath immer Verwandte oder Freunde, welchen kleine Unterstützungen für sie nicht schwer fallen, weil das Leben in der Provinz äußerst wohlfeil ist. Im Fall der Noth ist es immer noch ehrenwerther, sich mit der Arbeit seiner Hände sein Auskommen zu verschaffen, als es der Freigebigkeit Andrer zu verdanken. Zieht man aber vom Land in die Stadt, an den Hof, so werden die Bedürfnisse größer statt kleiner; man schmeichelt sich mit eiteln Hoffnungen, und gewöhnt sich an eine Lebesart, die für solche Verhältnisse nicht taugt."

## 20. Religiöse Einwirkung auf seine Verwandten.

Am meisten zeichnet sich der Briefwechsel Fenelon's mit seinen Freunden und Verwandten durch das religiöse Gepräge aus, welches er durchgängig an sich trägt. Geschäfte, Krankheiten, irgendwelche unbedeutende Umstände, Alles gibt ihm ungezwungenen Anlaß, auf den Hauptgegenstand seines Nachdenkens, auf seine alltägliche geistliche Nahrung zurückzukommen.

An seinen Bruder, welcher unter dem Marschall von Luxemburg diente, schreibt er (25. Juli 1704): Du bist mir zu lieb, mein theurer Bruder, als daß ich dir nicht den Segen einer lebendigen Gottesfurcht und Gott-Vertrauens wünschen sollte, worin das Herz ruhen kann, und welches den sichersten Schutz in den Leiden und Gefahren des Lebens gewährt. Was ich könnte, würde ich hingeben oder leiden, wenn ich dich dadurch zu einem ächten Christen ohne Kopfhängerei und Ziererei machen könnte. Der Weg dazu ist: etwas lesen, über das Gelesene ruhig nachsinnen, über seine Pflichten und seine Fehler nachdenken, Gott um Kraft zur Tugend bitten, und Seine Liebe als das höchste Gut suchen. Setze dir doch etwas besseres und bleibenderes als Welt-Glück zum Ziel!"

Den freisten Lauf aber läßt er seinen innigen Herzens-Ergüssen in seinen Briefen an seinen Groß-Neffen, den Marquis Fenelon, mit dem er in der herzlichsten Geistes-Gemeinschaft sich verbunden fühlte. Der Marquis war von Kindheit auf in Cambrai unter den Augen seines Groß-Onkels aufgewachsen und sein Adoptiv-Sohn geworden. Mit der zärtlichsten Vaterliebe hatte er ihm von früh an die Grundsätze und Gesinnungen ächter Frömmigkeit eingepflanzt, welche sich während seines ganzen Lebens in edler Thätigkeit und zuletzt in einem schönen Tod bewährten. Seinem Onkel war der Marquis mit einer unwandelbaren Ehrerbietung zugethan, und er machte es sich zu seiner ausschließlichen Lebens-Aufgabe, Alles zu sammeln und zu bewahren was den Ruhm seines geliebten und hochangesehenen Verwandten verewigen konnte, indem er darauf rechnete, daß eine Zeit kommen werde, wo die verborgensten Tiefen dieser edlen Seele ans Licht gezogen werden dürften.

Zu der Zeit, wo Fenelon's Briefwechsel mit seinem jungen Neffen anfängt, war derselbe bereits Oberst eines Regiments. Der unerschrockene Muth, der in seinem Wesen lag und zuletzt auch seinen Tod herbeigeführt hat, erregte in ihm ein lebhaftes Verlangen, auf dem Hauptschauplatz des Kriegs in Flandern eine Verwendung zu finden. In Fenelon's Herzen kämpfte der Wunsch, seinen Neffen den glorreichen Fußtapfen seiner Vorfahren nachgehen zu sehen, mit dem Grauen vor den Gefahren, welchen derselbe dort ausgesetzt sein würde. „Du hättest," schreibt er ihm unter 7. Januar 1709, „allerdings hier an der Grenze mehr Gelegenheit, dich bekannt zu machen und deinen guten Willen zu zeigen; aber auf der andern Seite wäre ich untröstlich, wenn du in einer so besonders gefährlichen Stellung umkämest und ich dabei denken müßte, du habest aus ehrgeitzigen Absichten hieher zu kommen gewünscht und ich habe deinen Wunsch gutgeheißen. Ich kann nun eben nur es der Vorsehung anheimstellen und Dir rathen, daß du an dem Ort, wo man dich hinschickt, einsichtsvollere Leute, als ich bin, zu Rath ziehest. Die Hauptsache ist meines Erachtens, einfach der inneren Stimme zu folgen, und dabei nur auf Gott zu hören mit Verleugnung aller weltlichen Absichten".

Diese ganz unbedingte Hingebung an die Vorsehung sucht Fenelon seinem Neffen in allen seinen Briefen einzuflößen. „Ich will nichts wollen, als was dem Herrn aller Dinge gefällt; so soll auch dein Wille sein ohne Traurigkeit und ohne Kummer. O was für ein reiches Glück ist es, eine allmächtige Liebe zu finden, die für uns Sorge trägt, und die uns nie ein Leid zufügt, als um uns mit Gütern zu überschütten. Wie beklagenswerth ist der, der diese liebe Zuflucht für Zeit und Ewigkeit nicht kennt! Wie viele Menschen wollen nichts davon hören!"

(Vom 19. April 1713). „Es ist ein guter Herr, Er der uns mehr liebt als wir selbst, und uns bezahlt, was er uns nicht schuldig ist; aus Knechten macht er uns zu seinen Kindern und Erben; sein Erbe ist der Himmel und der Himmel ist Er selbst.

Wenn du einen verständigen, gottesfürchtigen Freund finden kannst, so wird es deinem Herzen wohl thun, mit ihm von dem zu reden, was er zu fassen fähig ist. Aber als den rechten Herzens-

Freund mußt du Gott ansehen, der besser trösten kann, als irgend Jemand. Niemand kann so das Wort verstehen, das dir noch auf der Zunge liegt, so auf alle deine Nöthen eingehen und alle deine Bedürfnisse berücksichtigen, ohne daß es ihm zu viel wird. Mache ihn dir zu deinem anderen Ich. Bald wird dieses andre Ich das erste ausstechen und ihm allen Einfluß auf dich nehmen."

Im Verhältniß zu seinen Officieren warnte er ihn sehr, die Strenge seiner religiösen Richtung nicht zu stark hervortreten zu lassen.[1]) „Thue deine Schuldigkeit gegenüber den Officieren pünktlich ohne Kleinlichkeit, geduldig und ohne Härte. Die Gerechtigkeit wird verunehrt, wenn sie nicht mit Freundlichkeit, rücksichtsvollem Benehmen und Aufmerksamkeit verbunden ist; das heißt: das Gute schlecht thun. Ich wünsche, daß du dich beliebt machest, aber nur Gott kann dich liebenswürdig machen, deinem herben, abstoßenden natürlichen Wesen nach bist du es nicht. Oft bringe ich dich Gott im Gebet dar und bitte ihn, dich vor der Befleckung der Welt zu bewahren noch mehr als vor den Waffen der Feinde".

In einer Schlacht im Jahre 1711 wurde der Marquis am Bein schwer verwundet, und nie mehr völlig geheilt, so daß er lebenslänglich hinkte. Um die geschicktesten Aerzte aufzusuchen, begab er sich, sobald die Vorbedingungen des Utrechter Friedens unterzeichnet waren, nach Paris. Fenelon wünschte, daß sein Neffe diese Reise benütze, um sich in der vornehmen Welt bekannt zu machen und Verbindungen mit den alten Freunden des Onkels und der Familie anzuknüpfen.[2]) „So lange ich noch auf der Welt bin, muß mein Schatten dir Eingang verschaffen; du hast mich nicht immer. Du darfst überzeugt sein, mein Sohn, daß es mich unendlich freuen würde, dich hier zu haben, aber es ist gut, daß du dich an Versailles gewöhnst, und man sich an dich gewöhnt. Ich bin alt und weit entfernt; die Familie hat keinen andern Halt und Hoffnung mehr, als wenn du etwas in der Welt wirst und in Cambrai wird nichts aus dir. Du mußt einerseits tüchtige Dienste leisten und andrer Seits deine Dienste benützen um zu

---

[1]) 6. December 1712.

[2]) 6. December 1712.

einer Stellung und Ansehen zu gelangen. Ich liebe dich um deinetwillen, nicht zu meinem Vergnügen. Gott behüte mich, daß ich dich nicht ehrgeizig machen wolle. Ich möchte, daß du die höchsten Ehren verdienest ohne sie zu besitzen, und dich mit einem mäßigen Glücksstand begnügest, wie es unsern Verhältnissen entspricht".

Er hatte vielfach mit dem Widerwillen seines Neffen gegen das gesellige Leben zu kämpfen.

[1]) „Ich kann nicht umhin, ein wenig darüber zu schmälen, daß du den Leuten, deren Gewogenheit du suchen solltest, dich nicht genug näherst. Die Hauptsache ist freilich, daß man etwas lernt und seine Schuldigkeit thut, aber man muß es sich auch angelegen sein lassen, sich Achtung zu verschaffen und eine Anstellung zu sichern, und das wird dir nie gelingen, sondern du wirst immer in der Verborgenheit bleiben, wenn du dir nicht das Talent aneignest, höher gestellte oder aufstrebende Personen zu gewinnen. Nicht aus Eitelkeit und Ehrgeitz, sondern aus Pflichttreue und deiner Familie zu lieb sollst du in ruhiger und gemäßigter aber stetiger Weise darnach streben; dich nicht unbescheiden vordrängen, und angesehene Personen nicht auffallend vorziehen, aber doch die natürlich sich darbietende Gelegenheit benützen, wo du dich ihnen gefällig machen und ihnen Ehre erweisen kannst. Der scheinbaren Bescheidenheit, aus welcher man dem Umgang mit Vornehmen ausweicht, liegt oft nur Trägheit, Schüchternheit, weichliche Nachgiebigkeit gegen seine natürlichen Neigungen zu Grund. Der Eigenliebe sagt es besser zu, mit solchen Leuten zu leben, mit welchen man es gewohnt ist, wo man sich frei bewegen kann und seiner Sache gewiß ist. Die Eigenliebe kann sich gekränkt fühlen, wenn man oft nicht gut ankommt und vor Andern zurückstehen muß, welche am Brett sind. Man muß die Welt verachten und doch wissen, daß man sie zu schonen hat; man muß sich aus religiösen Gründen von ihr losmachen, aber nicht aus Gleichgiltigkeit und bequemer Laune ihr aus dem Weg laufen. Richte dich nach der Welt, lieber Sohn, aus Pflichtgefühl, ohne die Welt aus Ehrgeitz zu lieben; vernachläßige sie nicht aus Trägheit, und gehe ihr nicht nach aus Eitelkeit!"

---

[1]) 23. August 1710.

Auch in einem Brief vom 7. Januar 1713 ermahnt er ihn, je bälder je lieber herzhaft und geduldig das Eis zu brechen und sich an den Umgang mit der vornehmen Welt zu gewöhnen, wenn es auch für einen Mann, der durch ein harmloses, einfaches Leben im Freundeskreis verwöhnt sei, eine Arbeit koste, die den Geist ebenso anstrenge, wie das Lagerleben den Leib. Je länger er es hinausschiebe, desto schwerer, desto unmöglicher werde es ihm. „Du mußt dir ein wenig Gewalt anthun, um den Hang zu einer gewissen geistigen Ungebundenheit zu überwinden, die sich unter dem Schein einer ernsten, geregelten beschäftigten Lebensart verbirgt. Allerdings mußt du dir Zeit zur Arbeit, wo möglich des Morgens, gewinnen, damit du etwas lesen und darüber nachdenken kannst. Weiche den nächtlichen Gastmahlen aus, welche sich zu weit in die Nacht hinein ausdehnen und den ganzen folgenden Tag verderben. Man kann zwar nicht immer eine solche Regelmäßigkeit festhalten; man muß sich manchmal aus Gefälligkeit gegen Freunde vergewaltigen lassen, die Gesellschaft bringt es mit sich, die Jugend hat ihre Ansprüche; aber wenn man Freunden zu lieb an Erholungen theilnimmt, muß man ihnen auch wieder Stunden abzustehlen wissen, ohne welche man es zu nichts brächte, wodurch man ihre Achtung verdient“. . . .

[1]) Man muß den Menschen nach dem Stand, in den sie von der Vorsehung gesetzt sind, Ehre anthun, aber ohne je auf sie zu rechnen, auch auf die besten nicht. Gott ist ein eifriger Gott, der auch die Seinigen ganz haben will; an Ihn allein muß man sich halten und auch in den Menschen nur auf Ihn sehen, wie man die Sonne durch das zerbrechliche Glas der Fenster hindurch sieht. Doch darf man sich nicht scheuen, frommen Freunden das Herz aufzuschließen. O welches Glück, Freunde Gottes zu Freunden zu haben; sie sind viel schätzbarer als diejenigen, welche über Welt-Güter verfügen“.

Die Wunde, welche der Marquis erhalten hatte, erforderte schmerzhafte, gewaltsame Operationen, welche doch nur wenig Erleichterung verschafften; man schickte ihn in das Bad Barèges,

---

[1]) 6. August 1713.

wo man hoffte, daß sein Bein wieder seine freie Bewegung bekommen werde. Fenelon, der sehr darum angefochten war, schrieb ihm um diese Zeit besonders herzliche, liebevolle Briefe.

[1]) Fürchte dich, lieber Sohn, vor keiner nothwendigen Ausgabe; du stehst deinem leiblichen Vater nicht so nahe als mir, und was jener nicht zahlen kann, muß dein rechter Vater zahlen; Gott wird es uns hundertfach ersetzen. Den Aerzten und Wundärzten werde ich ihre Gebühr anständig, ohne Großthuerei entrichten; lieber thut man etwas zu viel, als daß man sich im Geringsten der Gefahr aussetzt, bei irgend Jemand zu wenig zu thun und namentlich bei Leuten von diesem Stand und von so ausgezeichneten Kenntnissen. Nur das thut mir leid, daß ich Dir nicht selbst zu Hilfe eilen kann; ich möchte wohl Dein Krankenwärter sein und Dich aufs beste verpflegen."

Da sein Neffe beabsichtigte, nach seiner Badkur nach Cambrai zurückzukehren, schrieb ihm Fenelon: [2]) „Ich zähle die Tage bis zu deiner Ankunft, doch ohne Unruhe und Ungeduld; ich möchte nicht Einen davon wegschneiden. Man muß Alles lassen wie es der Herr ordnet. Ich bin dir ganz für immer zugethan, mein lieber Sohn; ich habe Dich immer mehr lieb, ich wünsche, daß Du mich nur in Gott liebest, und daß ich Dich nur in Ihm liebe... Ich stehe oft vor Gott mit Dir, in Ihm finden wir uns zusammen; in Ihm ist man sich immer nahe, 200 Stunden sind keine Entfernung für zwei Menschen, welche in ihrem gemeinsamen Mittelpunkt bleiben... Oft bringe ich Dich während der Messe zum Altar mit und bin mit Dir vor Gott vereinigt während des Tages."

Auf seiner Rückreise von Barèges kam der Marquis über das Stammschloß der Familie Fenelon, wo der Erzbischof geboren war. Er schrieb ihm: [3]) „Es freut mich sehr, daß Du nach Fenelon kommst, da kannst Du Dich mit unsrem bescheidenen Ithaka und mit den gothischen Penaten unsrer Väter vertraut machen.

---

[1]) 6. August 1713.

[2]) 30. Juli und 5. und 6. August 1713.

[3]) 2. August 1714.

Aber laß Dich nicht verführen, hüte Dich vor zwei Verräthern, der Langenweile und dem Heimweh nach unsrer Gegend. Erkundige Dich doch, ob meine Amme noch am Leben ist, und ob sie durch unsern jungen Abbé eine Unterstützung von mir erhalten hat."

## 21. Erziehende Thätigkeit an einem Kinde.

Werfen wir nun auch noch einen Blick in das häusliche Leben Fenelon's, wie er als 62 jähriger Greis sich mit der Erziehung eines 12jährigen Kindes beschäftigt, dessen ganzer Reichthum der Name Fenelon war, und wie er für diese erziehende Thätigkeit ebenso viel Ernst und Eifer, vielleicht noch mehr Güte zeigt, als bei der Erziehung des Erbprinzen.

..."Der Brief des jungen Pagen ist heute angekommen; er ist originell und scheint ohne fremde Hilfe geschrieben zu sein. In zehn Jahren wird er es schon noch besser können, aber für jetzt bin ich wohl zufrieden ....[1]) Ich habe mich mit dem jungen Pagen bekannt zu machen angefangen. Es scheint mir, daß es ihm nicht an Kopf, Herz und Willen fehlt; Gott gebe, daß wir Stoff finden, um einen rechten Mann aus ihm zu bilden. Der Mensch bemüht sich, durch seine Erziehungsthätigkeit ein Wesen voll Herz und Kenntnissen zu bilden; da kommt Gott und zerstört das menschliche Kartenschloß, er wirft den natürlichen Muth nieder, macht das eitle Wissen zu Schanden, stellt die Schwachheit der Kraft an den Tag; er verdunkelt, erniedrigt, verwirrt Alles; sein Werk ist, das unsrige zu nichte zu machen und es wegzublasen; er will uns dahin bringen, daß wir freudig erkennen, Er sei Alles und wir nichts; es bleibt uns nichts als dieses Bekenntniß, und diese Einsicht selbst ist nicht unser Eigenthum, sondern in jedem Augenblick von ihm uns verliehen....

Der junge Page sitzt jetzt in meinem Zimmer, in welchem er sich angewöhnt; er macht Bekanntschaft mit den Griechen und Römern. Ich habe ihn recht lieb und hoffe, es wird etwas aus

[1]) 7. Januar 1713.

ihm werden. Ich weiß nicht, ob er gerade für „geistreich" gelten wird, aber er scheint einen gesunden Verstand, Gefühl und guten Willen zu haben." ....

[1]) „Der junge Page ist ein guter Junge; er arbeitet in dem kleinen Bibliothek-Zimmer und gibt sich ernstlich Mühe, es recht zu machen, aber es fehlt ihm an aller Bildung, man muß ganz vorn anfangen. Ist von der Hand Gottes ein gesunder Verstand und ein für's Gute empfängliches Herz als Grundlage gegeben, so können die Menschen schon etwas bauen. Ich hoffe nicht, ihm alle die äußere Bildung beibringen zu können, die er brauchen könnte; — Du weißt, wie sehr es Dir selbst hier daran gefehlt hat; — aber Du weißt auch, daß es eine Hauptsache ist, wenn die Kinder Leute vor sich sehen, welche aufrichtig nach der Tugend streben und sie ihnen in ihrer Lieblichkeit zu zeigen suchen."

## 22. Der Ritter v. Ramsay.

Eine wichtigere und schwierigere Aufgabe hatte Fenelon einige Jahre früher glücklich gelöst. Ein schottischer Baron von einem alt adeligen Geschlecht, A. M. v. Ramsay, war mit dem Glauben seiner Kirche zerfallen, hatte auf seinen Reisen durch ganz England und Deutschland bei den berühmtesten Häuptern verschiedener Schulen und Secten herum gefragt, und war durch den Widerspruch ihrer verschiedenen Ansichten bis zum Zweifel an aller Wahrheit, zu einem völligen Skepticismus geführt worden, bei welchem er aber doch keine Ruhe fand. Es drängte sich ihm immer wieder das Bedürfniß einer Offenbarung auf, und er besprach sich deßhalb in Holland mit einem berühmten französischen reformirten Geistlichen, Poiret; aber nachdem er einmal seine stolze Vernunft unter das Ansehen der göttlichen Offenbarung gebeugt hatte, ging er noch weiter und glaubte nur in der römischen Kirche volle Gewißheit für seinen Verstand und Ruhe für sein von so vielen Stürmen umgetriebenes Herz finden zu können. So weit war er, als er durch die Nachbarschaft von Cambrai auf den

---

[1]) 19. Juli 1714.

Gedanken gebracht wurde, den Erzbischof, dessen Namen in England, Deutschland und Holland ebenso berühmt war als in Frankreich, zu sehen, kennen zu lernen und zu befragen. Er kam im Jahre 1709 nach Cambrai und wurde von Fenelon mit väterlicher Freundlichkeit empfangen, er schloß ihm sein Herz auf und sprach das aufrichtige Verlangen gegen ihn aus, bei ihm die Wahrheit zu finden, die er bei so vielen Andern vergeblich gesucht habe, verhehlte ihm aber nicht, daß es viel Widerstand zu überwinden geben werde, und daß er selbst wenig Hoffnung habe, überzeugt zu werden. Fenelon ließ seiner Aufrichtigkeit alle Gerechtigkeit widerfahren und versprach ihm, ebenso offen sich gegen ihn auszusprechen; übrigens hoffte er das Gelingen seines Werks vielmehr von dem Beistand von Oben als von seiner eignen Einsicht. Vorerst lud er den Ritter ein, bei ihm zu wohnen, damit er in den freien Augenblicken zwischen seinen Amtsgeschäften um so leichter Gelegenheit fände, so wichtige Gegenstände mit ihm zu besprechen; und gewiß konnte nichts geeigneter sein, als der tägliche Anblick des Lebens, das Fenelon führte, dem Fremden ein günstiges Vorurtheil für das Bekenntniß einzuflößen, dessen Diener und Verkündiger ein so frommer Erzbischof war.

Sechs Monate lang blieb v. Ramsay in Cambrai und das Ergebniß seiner vielfachen Verhandlungen mit Fenelon war, daß er ein ebenso erleuchteter als demüthiger Anhänger der katholischen Kirche wurde. Es kostete aber noch bedeutende Kämpfe; er berichtet selbst, daß er einmal in einem Augenblick heftiger Aufregung stark in Versuchung kam, Cambrai zu verlassen, weil er an Fenelon's Aufrichtigkeit zweifelte. „Ich wußte," sagte er, „kein andres Mittel, meinen peinlichen Verdacht loszuwerden, als daß ich ihn dem Erzbischof anvertraute. Ich ersuchte ihn um eine Unterredung unter vier Augen, warf mich vor ihm nieder und sagte: Verzeihen Sie mir, hochwürdigster Herr, ich bin in einem peinlichen Zustand. Es regt sich in mir ein Verdacht gegen Ihre Redlichkeit, und deßwegen gehen Ihre Belehrungen mir nicht mehr ein. Entweder ist die Kirche unfehlbar, und dann haben Sie mit Ihrem Buch über die Grundsätze der Gläubigen auch die Lehre von der reinen Liebe verworfen, oder haben Sie diese Lehre nicht verworfen und

dann war Ihre Unterwerfung unter das kirchliche Urtheil blos scheinbar. So finde ich mich in der traurigen Nothwendigkeit, Sie entweder für einen Feind der Wahrheit oder der Liebe zu halten. Bei diesen Worten brach ich in einen Strom von Thränen aus. Der Erzbischof hob mich auf und sagte, indem er mich herzlich in seine Arme schloß: Die Lehre von der reinen Liebe, welche überall in der Kirche gelehrt wird, ist durch die Verurtheilung meines Buchs nicht verworfen worden; nur die Ausdrücke, mit welchen ich sie zu erläutern gesucht habe, waren für ein dogmatisches Werk nicht geeignet. Mein Werk taugt nichts, und ich halte nichts darauf, will auch nicht, daß Sie es lesen; es war eine Mißgeburt meines Geistes und keineswegs das Erzeugniß eines gesalbten Gemüths." Dieses Beispiel seiner eigenen Selbstverurtheilung war der schlagendste Beweis für die Gewichtigkeit der Gründe, mit welchen er die unumschränkte Autorität der Kirchen-Gewalt vertheidigte.

Der Ritter blieb sein Lebenlang ein aufrichtiger Verehrer des Erzbischofs und stund mit allen seinen Freunden und Verwandten, namentlich mit dem Marquis in innigem, vertraulichem Verkehr; er bewies seine Dankbarkeit öffentlich, indem er im Jahre 1723 sein „Leben Fenelon's" herausgab, das erste, welches überhaupt erschienen ist. Er wurde hierauf berufen, die Prinzen Stuart, die Söhne Jakobs des III. zu erziehen, aber durch Umtriebe, von welchen die kleinen Höfe so wenig frei sind als die großen, dieser Stellung wieder zu entsagen genöthigt. Auf einer Reise durch England, welche er im Jahre 1730 mit einem Geleitsbrief von König Georg II. machte, wurde ihm als Schüler und Freund Fenelon's viele Ehre erwiesen; er wurde deshalb auch zum Mitglied der Londoner königlichen Gesellschaft aufgenommen. Da er auch Doctor der Universität Oxford zu werden wünschte und der Kanzler nach eingeholtem Befehl des Königs in einem Schreiben die akademische Behörde ermächtigte, ihn zum Ehrenmitglied zu ernennen, so erhoben am Tag seiner Einsetzung zwei Mitglieder der Universität Einsprache dagegen, weil er katholisch sei — und seit der Reformation war kein Katholik in diese Körperschaft aufgenommen worden, — und weil er den Titel als Hofmeister der

Kinder des Prätendenten trage. Allein Dr. King, Vorsteher des Marien-Collegiums ergriff das Wort und hob, indem er die persönlichen Beziehungen v. Ramsay's zu den Gegnern des königlichen Hauses ganz aus dem Spiel ließ, die durchaus sittliche Richtung seiner Schriften hervor und dann schlug er vollends allen Widerspruch mit Einem Wort nieder, indem er ausrief: „Meine Herren, er ist ein Schüler des großen Erzbischofs von Cambrai, das ist genug gesagt!" Sofort verstummten die Einreden und v. Ramsay wurde mit 85 gegen 17 Stimmen aufgenommen.

## 23. Der Benediktiner Lami.

Zu den hochgeschätzten Freunden, mit welchen Fenelon in regelmäßigem Briefwechsel stand, gehört auch der Benedictiner Franz Lami; Fenelon setzte großes Vertrauen in ihn und fragte ihn über wichtige Angelegenheiten um seinen Rath und seine Meinung. Lami gab unter Anderem mehrere Schriften zur Widerlegung der eigenthümlichen Ansichten Mallebranche's über Natur und Gnade heraus; die Vorgesetzten seines Ordens aber sahen es nicht gern, daß zwischen einem ihrer Ordensbrüder und einem so berühmten Schriftsteller ein Streit entbrenne, dessen Folgen nicht vorauszusehen waren, und geboten ihm Stillschweigen. Mallebranche, der dieß vielleicht nicht wußte, fuhr fort, sein System seinem Gegner gegenüber zu vertheidigen. Darauf bezieht sich die Aeußerung Fenelon's:[1]) Es ist mir auffallend, daß Mallebranche gegen einen Schriftsteller schreiben mag, dem man den Mund geschlossen hat. Schon die wohlverstandne Eigenliebe (wenn eine solche möglich wäre) sollte eine solche Verkehrtheit nicht aufkommen lassen. Sie dürfen froh sein, daß Sie nur zu gehorchen und zu schweigen haben." In einem andern Brief heißt es: „Recht haben ist nichts Großes für einen Christen, das wird auch dem Philosophen oft zu Theil; aber Recht haben und sich ansehen lassen, als ob man Unrecht hätte, und den, der durchaus Unrecht hat, triumphiren lassen, das heißt das Böse mit Gutem über-

¹) 13. December 1700.

winden . . . . Durch erbauliches Benehmen thut man mehr für die Wahrheit, als wenn man hitzig für sie streitet. Für die Irrenden beten ist besser als sie widerlegen."

Wenn man Fenelon vorgeworfen hat, daß er sich in das Streben nach einer übertriebenen Vollkommenheit verstiegen, und daß er Leuten, die sich ausserordentlicher Gnadengaben rühmten, zu viel Vertrauen geschenkt habe: so kann man gerade aus seinen Briefen an Lami ersehen, mit welcher Besonnenheit und Entschiedenheit er diese Richtung bei denjenigen Personen bekämpfte, welche sich zu derselben hinneigten, und zwar hat er ganz unter dem Siegel eines vertrauten Briefwechsels eben jene übertriebene Geistigkeit, deren man ihn selbst beschuldigt hat, einem geachteten Ordensgeistlichen auszureden und ihn zum klaren, gesunden Denken zurückzuführen gesucht, doch so, daß er zugleich seine tiefe Ueberzeugung von der unbedingten freien Macht Gottes bekennt, sich zu offenbaren wann und wie Er will. Er schreibt an Lami: [1]) „Nur die Sinne und das Fleisch lähmen in diesem Leben den Umgang unsrer Seele mit Gott, wenn der Wille einzig auf ihn gerichtet ist. Der Tod, der alle unsre Bande bricht, verschafft uns völlige Freiheit zu schauen und zu lieben. . . . Bis diese völlige Befreiung eintritt, ist uns Alles, was den stürmischen Leidenschaften, der flatterhaften Phantasie und den Zerstreuungen der Sinne Ruhe gebietet, zur Beschäftigung mit Gott behilflich, wenn der Herzensgrund auf ihn gerichtet ist. Besonders ist die Nacht dazu geeignet, sich zu sammeln, wo kein äußerer Gegenstand unsre Aufmerksamkeit stört oder in Anspruch nimmt. Ist die Phantasie durch Beseitigung aufregender Einflüsse zur Ruhe gebracht, so kann man ohne alle wunderbaren Gnadengaben einen wahren Frieden und eine innige Liebes-Gemeinschaft mit Gott genießen. Nicht als ob ich außerordentliche Gaben ausschließen wollte, da sei Gott für! ich erlaube mir darüber kein Urtheil; aber ich möchte behaupten, daß ohne besondere übernatürliche Eindrücke die Gnade an sich, wenn sie recht mächtig wird und wenn die Seele, wie gesagt, entfesselt

[1]) 30. November 1708.

ist, eine recht eingehende Beschäftigung mit Gott und den Heils-Geheimnissen zu bewirken im Stande ist."

Fenelon erlebte noch Lamis Tod, er starb 75 Jahr alt im Jahre 1711, von Vielen betrauert wegen der Gaben seines Geistes, seiner Herzens-Güte und Sitten-Reinheit; Fenelon konnte auf diesen Fall das Wort anwenden, welches er kurz zuvor[1]) an Lami selbst geschrieben hatte: „Unsre Verhältnisse sind traurig, aber das ganze Leben ist traurig; es gibt keine Freude als die, die Trübsale, die uns Gott zuschickt, sich gefallen zu lassen."

## 24. Der Cardinal Quirini.

Nicht selten wurden angesehene Ausländer durch den Ruf Fenelon's nach Frankreich gezogen und kamen nach Cambrai lediglich um den Erzbischof kennen zu lernen und freundschaftliche Verbindungen mit ihm anzuknüpfen. So auch der Mönch, später Cardinal Quirini, aus einem adeligen Geschlecht von Venedig, welcher sich ebenso sehr durch die trefflichen Eigenschaften seines Charakters, wie durch seine umfassende Gelehrsamkeit allgemeine Anerkennung erwarb. Bei treuer Anhänglichkeit an die römische Kirche, welche an ihm eine ihrer schönsten Zierden besaß, war er auch durch die Milde, Sanftmuth und Liebe, mit welcher er Andersdenkenden gegenüber die Sache und die Person zu unterscheiden wußte, bei den Protestanten geachtet. Er machte Reisen in ganz Europa um die ausgezeichnetsten Gelehrten seiner Zeit persönlich kennen zu lernen. Gründlich bekannt mit den Werken aller damals lebenden berühmten Schriftsteller wünschte er sie auch selbst zu sprechen und zum Voraus schon Blicke in ihre Arbeiten zu thun ehe sie ans Licht der Oeffentlichkeit traten. Er zog von Italien aus, dessen reiche Geistes-Schätze er in seinem Gedächtniß aufgespeichert hatte und besuchte Deutschland, die Schweiz, Holland, England und Frankreich; überall hielt er sich auf, wo ein berühmter Mann zu sprechen oder eine kostbare Handschrift zu vergleichen war; und wenn er da einen neuen Freund gewann, dort einen für die

[1]) 4. August 1710.

Religion oder für die Wissenschaft nützlichen Fund machte, so war ihm dieß ein genügender Lohn für alle seine Anstrengungen und Mühen. Zu Fenelon fühlte er sich um so inniger hingezogen, als zwischen Beiden hinsichtlich ihrer feinen Geistes-Bildung, ihrer edlen Sitten und ihrer unwandelbaren Milde, die sie auch den Gegnern der römischen Kirche beliebt machte, eine wesentliche innere Verwandtschaft Statt fand. Man sieht es dem eingehenden Reisebericht Quirini's wohl an, wie viel Gewicht er auf die Beweise der Hochachtung und Freundschaft legte, welche er von Seiten des Erzbischofs erhielt.

„Cambrai," sagte er, „war eigentlich dießmal das Haupt-Ziel, ja der einzige Zweck meiner Reise nach Frankreich. Mit inniger Rührung gedenke ich noch immer der herzlichen Vertraulichkeit, mit welcher der große Mann sich der Unterhaltung mit mir hingab, ja sie selbst suchte, obgleich sein Palast damals von hohen Officieren und Generalen wimmelte, welchen er die großartigste, aufmerksamste Gastfreundlichkeit bewies. Unvergeßlich sind mir die gewichtigen Bemerkungen, die wir über die interessantesten Gegenstände und Untersuchungen austauschten; begierig lauschte mein Ohr auf jedes Wort, das aus Fenelon's Munde kam; noch liegen seine Briefe vor meinen Augen, und geben Zeugniß von der Reinheit seiner Gesinnung und von der Richtigkeit seiner Grundsätze; ich bewahre sie unter meinen Papieren auf als den köstlichsten Schatz, den ich besitze.

In Versailles wurde ich einmal veranlaßt, einen Brief von Fenelon, den ich gerade empfieng, einem Minister vorzulesen; bald redete man überall am Hof davon, und Jedermann wollte Abschriften von dem Brief haben; so viel Ansehen genoß bei vielen der vornehmsten Personen der Mann, dessen Namen man seit den Stürmen, die sich gegen ihn erhoben hatten, kaum öffentlich auszusprechen wagte."

Quirini theilt mit unverkennenswerther Offenheit auch diejenigen Briefe Fenelon's mit, in welchen er mit zarter Schonung und feinem Takt gegen das allzuleidenschaftliche gelehrte Treiben zu Felde zieht, welches mehr zur Nahrung für die menschliche Eitelkeit als zur Befriedigung religiöser Herzensbedürfnisse dient.

„Ich bitte Gott, er wolle Sie mit Seinem Geist der Einfalt und der Kraft erfüllen, damit Sie sich nicht von Ihrem natürlichen Hang und von Ihrer Wißbegierde, nicht von dem geistigen Genuß und von dem Vergnügen des Umgangs mit Gelehrten leiten lassen, sondern von dem Kind in der Krippe und von der thörichten Predigt des Kreuzes. Wir sind Narren um Christi willen, ihr aber seid klug in Christo (1. Cor. 4, 10) . . . Schlagen Sie sich nicht zu dem Haufen der Alles durchwühlenden und durchforschenden Geister, welche das Wissen aufbläht, sondern nähren Sie sich mit dem Wort vom Glauben, um die Menschen zur Armuth am Geist und zur Selbstverleugnung zu leiten. . . . Lassen wir Alles, was nur zur Befriedigung der Neugier dient, was zum geistigen Luxus gehört. Seit mir ein bedeutendes Kirchen-Amt anvertraut worden ist, habe ich allen solchen angenehmen Unterhaltungen entsagt, und nehme mir kaum Zeit, dergleichen Werke, die mir unter die Hände kommen, zu durchblättern."

Quirini setzt hinzu, als er diesen Brief gelesen, habe er sich die weisen Grundsätze desselben tief eingeprägt, um sie sich für sein ganzes Leben bei seinem wissenschaftlichen Streben zur Norm zu machen, und er glaube durch die Veröffentlichung desselben auch andern Gelehrten einen Dienst zu erweisen, welche daraus das rechte Maßhalten in ihren Studien lernen können.

## 25. Der Marschall von München.

Die Anziehungskraft, welche Fenelon durch seine Persönlichkeit und durch seine innere und äußere Bildung auf Menschen von dem entgegengesetztesten Charakter, Stand, Beruf und Neigungen ausübte, zeigt sich recht auffallend in seinen Berührungen mit dem Marschall von München, welche einen merkwürdigen Contrast bilden gegen sein Verhältniß zu dem gelehrten Quirini, dessen ganzes Leben den friedlichen Beschäftigungen der Wissenschaft gewidmet war, während dagegen hier uns ein Mann entgegentritt, der durch sein glänzendes Glück, wie durch sein schweres Mißgeschick in der Geschichte berühmt geworden ist. Geboren in Oldenburg im

Jahre 1683 trat Bernhard Christoph, Graf von München in den Dienst der gegen Frankreich verbündeten Heere, und kam in der Schlacht bei Denain in Gefangenschaft, welche ihn nach Cambrai führte. Obgleich er erst 29 Jahr alt war und sonst für nichts Sinn hatte als für das Kriegswesen, wurde er doch durch seine Unterhaltungen mit Fenelon und durch die Anschauung seines tugendhaften Wandels von der lebhaftesten Bewunderung für ihn erfüllt. Er erwarb sich später in der Krim durch seine Siege gegen die Türken ausgezeichneten Ruhm, stund lange in hohem Ansehen am St. Petersburger Hof, schmachtete 20 Jahr lang in der Verbannung in Sibirien, und kehrte endlich nach so langem Elend glorreich in sein Vaterland zurück. Sein Freund und Waffen-Gefährte v. Manstein berichtet von ihm, daß der berühmte General am russischen Hof, wie in den sibirischen Wüsten und bis in sein hohes Alter — er starb 84 Jahr alt — immer noch gerne von den schönen Tagen gesprochen habe, welche er in seiner Jugend in Fenelon's Umgang verlebt, und daß ihm seine Erinnerungen von Cambrai die liebste Erholung von den Stürmen seines vielbewegten Lebens gewährt haben.

## 26. Jacob III.

Ein Verehrer Fenelon's von noch höherem Rang war jener Fürst, welcher nur geboren schien, um dem tragischen Schicksal zu erliegen, welches schon seit mehreren Geschlechtern auf seinem Hause lastete, Jacob III., Sohn des Königs Jacob des II. von England, welcher schon 5 Monate alt von der Residenz seiner Väter vertrieben wurde, um nie wieder dahin zurückzukehren, ein schlagendes Beispiel von der Unsicherheit und Veränderlichkeit des menschlichen Glücks. Er diente in dem französischen Heer unter dem bescheidenen Namen: Ritter Georg, und suchte durch seine Tapferkeit wenigstens die Achtung der Feinde seines Hauses zu verdienen. Der Wunsch, Fenelon zu sehen, zu sprechen, kennen zu lernen, führte ihn während des spanischen Erbfolgekriegs nach Cambrai. Aus den Unterredungen Fenelon's mit ihm, wie sie ein Augenzeuge, v. Ramsay, berichtet, leuchtet einerseits das tiefste

Mitgefühl mit einem so ausserordentlichen Unglück hervor, andrerseits die weiseste Rücksicht auf die Lage des Fürsten, dessen Zukunft noch zwischen Furcht und Hoffnung schwankte. Fenelon predigte ihm nicht allgemein gehaltene, unpraktische Lebens-Regeln vor, sondern er gieng auf die besondern Verhältnisse des Königs-Sohns ein, dessen Vater ein auf seine religiöse und politische Freiheit eifersüchtiges Volk verjagt hatte, weil er die Rechte und Wünsche des Volks zu wenig achtete. In diesem Sinn sprach Fenelon mit dem Fürsten, welchem die Hand der Vorsehung die Krone seiner Väter möglicher Weise noch zurückgeben konnte. Er legte ihm besonders dringend ans Herz, niemals seine Unterthanen zu einem Religions-Wechsel zu zwingen. „Die Gewissensfreiheit," sagte er, „ist eine unbezwingliche Festung, welche keine menschliche Macht überwältigen kann. Gewalt kann die Menschen nicht überzeugen, sondern sie nur zu Heuchlern machen. Wenn die Könige sich in Glaubens-Sachen mengen, so knechten sie die Religion statt sie zu beschützen. Gewähren Sie allen Confessionen bürgerliche Freiheit nicht aus Gleichgültigkeit gegen die Wahrheit, sondern aus Duldsamkeit, welche trägt was Gott auch trägt, und nur durch freundliche Belehrung die Menschen zu überzeugen sucht."

Ueber die englische Verfassung sagt er: „Das Parlament vermag nichts ohne den König — hat da der König nicht Macht genug? Der König vermag nichts ohne das Parlament — ist es nicht ein Glück für ihn, daß er alles Gute, was er will, zu thun Freiheit hat und ihm dagegen die Hände gebunden sind, wenn er etwas Böses thun will? Jeder weise Fürst muß selber wünschen, nur Vollstrecker des Gesetzes zu sein und einen hohen Rath zu seiner Seite zu haben, durch welchen seine Gewalt in Schranken gehalten wird. Despotische, tyrannische Herrschaft der Fürsten ist ein Eingriff in die Menschen-Rechte, despotische Herrschaft des großen Haufens ist eine tolle, blinde Gewalt, welche gegen sich selbst wüthet. Ein Volk, das durch Uebermacht der Freiheit zügellos geworden ist, ist der allerunerträglichste Tyrann. Die wahre Staatsweisheit besteht darin, in einer nur durch das Ansehen der Gesetze gemäßigten Freiheit die Mittelstraße zwischen jenen zwei gleich verderblichen Abwegen zu finden. Aber leider

will die verblendete menschliche Natur, die sich selbst feind ist, bei dieser richtigen Mitte nicht stehen bleiben. Die Fürsten, eifersüchtig auf ihre Gewalt, trachten sie immer noch mehr auszudehnen; die Völker, auf ihre Freiheit erpicht, wollen immer noch weiter greifen. Und doch ist es besser, der Ordnung zu lieb die Mißstände zu ertragen, welche auch bei der geordnetsten Staatsverwaltung nicht zu vermeiden sind, als das Joch der Gewalt ohne weiteres abzuschütteln, und sich aller Wuth des gesetz- und regellosen Pöbels preiszugeben. Unvollkommen sind alle Regierungsformen, weil man doch die höchste Gewalt immer Menschen anvertrauen muß, und alle Regierungsformen sind gut, wenn die Regierenden aufrichtig das Gute wollen. In der Theorie erscheint eine Verfassung besser als die andre, aber in der Praxis bringt die Schwachheit oder die Verderbtheit der Menschen, welche überall von denselben Leidenschaften beherrscht sind, für alle Staaten so ziemlich die gleichen Uebelstände mit sich. Zwei oder drei Menschen wissen meistens den Fürsten oder die Regierungsbehörde zu beherrschen. Deßwegen begründet man das Glück der menschlichen Gesellschaft nicht, wenn man bestehende äußere Formen ändert oder umstürzt, sondern wenn man den Fürsten die Ueberzeugung beibringt, daß die Sicherheit ihres Reichs von dem Glück ihrer Unterthanen abhängt, und den Völkern, daß ihr wahres Glück Gehorsam erheischt. Freiheit ohne Ordnung ist eine Zügellosigkeit, die zur Tyrannei führt, Ordnung ohne Freiheit ist eine Knechtschaft, welche sich in Gesetzlosigkeit auflöst."

Der Berichterstatter setzt hinzu, der junge Prinz habe seine vollkommne Ueberzeugung von der Richtigkeit dieser weisen Grundsätze ausgesprochen und versichert, daß er fest entschlossen sei, wenn er je zur Regierung kommen sollte, sich von denselben leiten zu lassen. Es war ihm aber im Rath der Vorsehung nicht bestimmt, seine durch langes Mißgeschick bewährten Tugenden auf dem Thron in Anwendung zu bringen; dagegen wurde sein Unglück geadelt durch die schönen Eigenschaften des Herzens und des Charakters, welche im Besitz der Herrscher-Gewalt zu erhalten und zu zeigen so schwer ist und nur Wenigen gelingt. Seine Sanftmuth, seine Mäßigung, seine erleuchtete Frömmigkeit, seine

standhafte Treue gegen seine Freunde, seine innige Dankbarkeit für ihre Hingebung, und seine würdige Haltung unter allen Wechselfällen des Schicksals erhielten ihm bis zum letzten Augenblick die unerschütterliche herzliche Liebe aller seiner Anhänger und Aller, welche im Stillen seine Erhebung auf den Thron wünschten. Die allgemeine Hochachtung von ganz Europa und selbst von gekrönten Häuptern begleitete ihn in seine Verborgenheit; er genoß in Rom, wo er am 2. Januar 1766 starb, bis zu seinem Ende ein stilles Glück und eine Ruhe, welche ihm auf dem für seinen Vater und seinen Großvater so verhängnißvollen Throne schwerlich zu Theil geworden wäre.

Ein solches Urtheil hat sich auch Fenelon nach seinem freilich nur kurzen Zusammensein mit dem Prinzen über denselben gebildet. Was er in dem gleich folgenden Brief über ihn äußert, ist gleich weit entfernt von den übertriebnen Lobeserhebungen, mit denen man oft unglücklichen Fürsten schmeichelt, um damit wirklicher Dienstleistungen entbunden zu sein, als von der widrigen Bitterkeit, mit der man ihnen die unbedeutendsten Fehltritte vorwirft, als ob sie ihr Unglück verdient hätten, womit man sie auch noch um den hohen Trost zu bringen sucht, welchen die Theilnahme edler Gemüther in schwerem Mißgeschick gewährt.

„Ich habe den König von England mehrere Male ziemlich ungehindert sehen können, und muß Ihnen die gute Meinung, die ich von ihm habe, kundthun. Er scheint verständig, mild, sich gleichbleibend. Wahrheiten, die man ihm sagt, scheint er anzunehmen. Er hat Sinn für sittliche und religiöse Grundsätze, nach welchen er sein Leben einrichten will; ist Herr über sich selbst und handelt ruhig ohne sich von übler Laune, von augenblicklichen Einfällen und Grillen und von Eingebungen der Phantasie beherrschen zu lassen; er achtet und befolgt immer die Stimme der Vernunft. Er widmet sich Anderen aus Pflichtgefühl und hat Rücksichten für jeden Einzelnen. Man sieht ihm nie an, daß er es müde ist Andern zu Gefallen zu sein, oder daß er sich sehnt sie los zu werden, um allein und unbelästigt zu sein; er ist auch nie zerstreut oder in Gedanken vertieft, wenn Andre um ihn sind; sondern was er thut, da ist er ganz dabei. Er benimmt sich

würdig ohne Hochmuth, und weiß seine Aufmerksamkeiten und seine Reden dem Rang und Verdienst eines Jeden gemäß einzurichten. Seine Fröhlichkeit ist sanft und gemäßigt wie bei Männern von reiferem Alter. Am Spiel nimmt er nur aus Zweckmäßigkeits-Gründen Theil, um dem Bedürfniß der Erholung zu genügen oder um seinen Umgebungen eine Freude zu machen. Er scheint ganz für Andre zu leben, ohne einem Einzelnen sich hinzugeben; und diese Gefälligkeit hat keinen Schein von Schwäche oder Leichtsinn, sondern er tritt fest, entschieden, bestimmt auf. Er entschließt sich leicht für kühne, Selbstverleugnung erfordernde Unternehmungen. Ich habe gesehen, wie er nach Fieber-Anfällen, von denen er sehr angegriffen war, auf noch ganz unsichere Gerüchte von Gefechten hin Cambrai verließ und zum Heer zurückkehrte. Niemand von seinen Umgebungen hätte ihm vorzuschlagen gewagt, er möchte seine Abreise aufschieben und bestimmtere Nachrichten abwarten. Hätte er irgend welche Unentschlossenheit blicken lassen, so hätte Alles ihm gerathen, noch einen Tag zu warten, und dann hätte er eine Schlacht versäumt, in welcher er großen Muth bewies, und einen bedeutenden Ruhm erwarb, der bis nach England hinüber sich verbreitet. Mit Einem Wort, der König hat einen ganz praktischen Verstand und sehr viel Lebens-Weisheit. Seine feste, gleichmäßige Haltung und Selbstbeherrschung, sein rücksichtsvolles Benehmen gegen Jedermann, sein milder Ernst und seine Heiterkeit, bei welcher er nie seiner Würde etwas vergibt, machen, daß Jedermann für ihn eingenommen ist."

### 27. Freundlichkeit gegen Ausländer.

Daß überhaupt so viele Fremde aus den verschiedensten Ländern, welche durch Fenelon's Ruf nach Cambrai zu kommen veranlaßt wurden, in ein Verhältniß der Hochachtung und Freundschaft zu ihm traten, erklärt sich aus den Grundsätzen und dem Benehmen, welches er in dieser Beziehung sich zur Regel gemacht hatte. Er hatte allerdings schon von Natur die glückliche Gemüths-Art, das entgegenkommende Wesen, welches die Herzen gewinnt und Vertrauen einflößt; dazu die äußere Bildung und Anmuth,

welche sogleich einen angenehmen Eindruck macht; etwas Ungezwungenes im Ausdruck und Benehmen, vor welchem alle Befangenheit und Zurückhaltung schon bei der ersten Unterhaltung verschwindet; die Gefälligkeit und Anspruchslosigkeit, mit welcher er auch diejenigen zu sich heranzog, welche seine Ueberlegenheit am stärksten empfanden; es lag in seiner Herzensgüte eine stille, Alles überwindende unwiderstehliche Anziehungskraft. Aber neben diesen ausgezeichneten Naturgaben waren es auch bestimmte, wohlbewußte Grundsätze, welche ihn in seinem Benehmen leiteten. Ein so entschiedener Patriot er war, so konnte er doch es nicht leiden, wenn man, um das Vaterland zu preisen, die Vorzüge andrer Nationen heruntersetzte. „Ich liebe meine Familie mehr als mich selbst," sagte er, „und mein Vaterland mehr als meine Familie, aber die Menschheit noch mehr als mein Vaterland." Nie ließ er es die Ausländer fühlen, wenn ihnen jene feine höfliche Sitte, die Anmuth des Benehmens, der Geschmack, der Tact weniger eigen war, durch welchen ehmals in Frankreich die höheren Stände sich auszeichneten, und welchen die Fremden von den Franzosen zu lernen und abzusehen suchten. Es mußte ihnen wohlthun, wenn sie ihn sagen hörten: „Höflichkeit und Bildung findet sich bei allen Völkern, nur die Art, sie zu äußern ist verschieden, aber dem Wesen nach ist es dasselbe." Er gieng immer darauf aus, die Unterhaltung mit Ausländern auf die Sitten, die Gesetze, die Regierungsweise, die großen Männer ihres Vaterlandes zu lenken; durch dieses unverfängliche Mittel erwies er ihnen die Ehre, daß sie ihm Kenntnisse mitzutheilen schienen, welche er schon vorher in gleichem oder noch höherem Grade, als sie selbst, besaß.

Hieraus erklärt sich, daß Fenelon im Ausland nur Freunde und Verehrer hatte; Neider und Gegner fand er nur in seinem Vaterland.

# Viertes Buch.

## Stellung Fenelon's zu den politischen Verhältnissen.

### 1. Denkschrift über den Erbfolgekrieg.

Zu der Zeit, als Fenelon den Hof verlassen mußte, war das vieljährige Glück Ludwig des XIV. noch durch keinen auffallenden Stoß gestört worden. Zwar war durch kostspielige Kriege und übertriebene Prachtliebe Frankreich in Schulden gerathen, und Colbert fand keinen Nachfolger, welcher durch Gewerbsthätigkeit, Handel und andre Mittel, wie sie ein erfinderisches Genie zu schaffen weiß, die unerträglichen Lasten des Volks zu erleichtern verstanden hätte. Doch konnte man nach dem Ryswicker Congreß (1697) hoffen, daß mit dem Frieden das Land im Genuß aller der bedeutenden Hilfsquellen, die ihm von der Vorsehung geschenkt sind, sich bald wieder erholen werde; um so mehr, als der König durch den Einfluß des Alters und der Religion besonnener geworden und von seinem früheren Hang zur Pracht und Verschwendung abgekommen war. Er war jetzt ernstlich darauf bedacht, durch weise Sparsamkeit Ordnung in die Finanzen zu bringen. Aber diese wohlgemeinten Plane des Fürsten wurden durch den unerforschlichen Rath Gottes vereitelt. Vermöge des Testaments Karl des II. fiel die Erbschaft der spanischen Monarchie Frankreich zu, ohne daß der König sie wünschte und suchte, ja er hatte durch den Theilungs-Vertrag, den er durch geschickte Unterhandlungen zu Stande ge-

bracht, allem Kriegs-Elend begegnen wollen, das dieses reiche Erbe verursachte. Er war auch nicht sogleich entschlossen es anzunehmen, und sowohl der Herzog v. Beauvilliers als der Prinz von Burgund stimmten dafür, die Erbfolge auszuschlagen und es bei der Theilung zu lassen; aber bei reiflicher Ueberlegung überzeugte sich der König, daß er, auch wenn er bei dem Theilungs-Vertrag stehen bleibe, dem Krieg nicht ausweichen könne; und so brachte gerade der einzige Krieg, den Ludwig XIV. gegen seinen Willen unternahm, sein Reich an den Rand des Verderbens. Auf diesen Krieg beziehen sich zahlreiche Briefe und Denkschriften Fenelon's.

So fremd Fenelon allen persönlichen ehrgeizigen Absichten war, so innig war er mit dem Hof verbunden durch die Person seines Zöglings. Durch sein vertrautes Verhältniß zu dem Herzog v. Beauvilliers, welcher Staatsminister, und zu dessen Schwager, v. Chevreuse, der durch des ersteren Vertrauen mit den Staatsangelegenheiten bekannt war, konnte er einen zwar durchaus uneigennützigen, aber um so wohlthätigeren Einfluß auf die Regierung ausüben. Ueberdieß war Flandern der Hauptschauplatz des Kriegs und die französischen und die feindlichen Generale wetteiferten, dem Erzbischof von Cambrai ihre Hochachtung, ihr Vertrauen, ihre Aufmerksamkeit zu erzeigen, so daß auch dadurch seine politischen Briefe und Schriften eine besondere Bedeutung bekommen.

England und Holland hatten gegen den Wortlaut des Theilungs-Vertrages, den sie selbst vorgeschlagen und für den sie sich verbürgt hatten, Philipp V. als König von Spanien anerkannt; aber nur um dadurch die geheimen Verhandlungen zu verdecken, in welche sie schon mit Oestreich gegen Frankreich und Spanien eingetreten waren. Um diese Zeit übersandte Fenelon an den Herzog v. Beauvilliers eine umfangreiche Denkschrift, vom 28. August 1701, worin er verschiedene Vorschläge macht, den drohenden Sturm noch zur rechten Zeit abzuwenden. Er geht darin von dem Grundsatz aus, daß Frankreich die Pflicht habe, über der unzerstückelten Erhaltung der spanischen Monarchie zu wachen, aber ohne selbst irgend eine Vergrößerung zu suchen. Je mehr der König die andern Mächte von seiner eignen Uneigennützigkeit überzeugen könne, desto

entschiedener könne er den Vergrößerungs-Gelüsten andrer Mächte entgegentreten.

Nachdem er die innern Zustände Frankreichs und Spaniens und die daraus sich ergebenden Schwierigkeiten auseinander gesetzt, räth er unter Anderem,

1. Die Holländer, welche durch ihren Reichthum ein bedeutendes Gewicht in die Wagschale werfen können, nicht durch Besitzergreifung der spanischen Niederlande zu reitzen,
2. Die Eifersucht der Spanier nicht zu erregen durch den Schein, als ob sie von Versailles aus regiert würden; man habe sehr übel gethan, französische Generale, Minister, selbst Hofdamen nach Spanien zu schicken.
3. Er schlägt ferner vor, den Kriegs-Schauplatz hauptsächlich nach Mailand zu verlegen; davon haben die Engländer und Holländer nichts zu fürchten, und werden dann, um ihrer Handels-Interessen willen, weniger geneigt sein, die Politik des Königs Wilhelm zu unterstützen, bei dessen wankender Gesundheit man wünschen müsse, daß im Fall seines Absterbens England und Holland noch nicht in ein Bündniß mit Oestreich eingetreten seien, u. s. w.

Die Politik, welche die Denkschrift vorschlug, war gewiß die zweckmäßigste, die man bei der damaligen Sachlage befolgen konnte, und es wäre ohne Zweifel dem Herzog v. Beauvilliers gelungen, dieselbe bei dem König und den Ministern als seine eigne durchzusetzen, hätte nicht der König bald nachher den bedeutenden Fehler gemacht, im Widerspruch mit den Bestimmungen des Ryswicker Friedens den Sohn Jacob des II. († 16. September 1701) als König von England anzuerkennen. Durch diese unpolitische Großmuth wurde die ganze englische Nation gegen ihn aufgebracht, so daß Wilhelm III. neben Holland, über welches er unumschränkte Gewalt besaß, nun auch England zum willigen Werkzeug seines Hasses und seiner weitgreifenden Plane gegen Frankreich bekam. Zwar starb dieser Fürst kurze Zeit nachher, aber in der Gesinnung der Engländer und Holländer trat dadurch keine Aenderung ein, sondern sie schloßen sich an den Kaiser an und erklärten Frankreich den Krieg.

## 2. Zweite Denkschrift.

Diese ganz neue, äußerst bedenkliche Wendung der Dinge veranlaßte Fenelon zu einer zweiten Denkschrift, von welcher die 4 ersten Seiten verloren gegangen sind; ohne Zweifel aber ist sie zu der Zeit abgefaßt, wo der König von Spanien im Begriff war, in Italien den Befehl über die vereinigten Heere zu übernehmen (1702). Fenelon kannte den Charakter Philipps des V., dessen Erzieher er gewesen war, recht gut; so wenig Thatkraft derselbe als Regent zeigte, so traute er ihm doch zu, wie er sich in einem Brief äußert, daß er blindlings sich in die Gefahr hineinstürzen könne, wenn er einmal bei einer Gelegenheit hitzig werde. Deßwegen dringt er in der Denkschrift sehr auf vorsorgende Maßregeln für die persönliche Sicherheit und das Leben des jungen Königs.

Er spricht sich ferner über die Generale aus, welche hinsichtlich des Oberbefehls in Frage kamen. Nach den fortwährenden Kriegen unter Ludwig des XIV. Regierung ist es wirklich auffallend, welcher Mangel an gewiegten, allgemein geachteten Feldherrn eingetreten war; und wenn Fenelon's Urtheil über den Einen und Andern streng scheinen könnte, so ist es durch die Geschichte durchaus bewährt worden, so daß man sich nur wundern muß, wie Fenelon in seiner zurückgezogenen Stellung die Vorzüge und die Mängel solcher Männer, die seinem Stand und seinen Beschäftigungen so ferne standen, so treffend zu würdigen wußte.

Mit großem Nachdruck dringt Fenelon darauf, daß es durchaus unpassend und schmählich wäre, den Herzog von Burgund unthätig in Versailles sitzen zu lassen, während sein Bruder, der König von Spanien, an der Spitze eines Heeres in Italien stund, und der Kaiser seinen Sohn, den römischen König, zum Heer an den Rhein zu schicken im Begriff war, ja der dem Tode nahe König Wilhelm III. noch die Niederlande anzugreifen beabsichtigte. Man solle dem Prinzen den Marschall v. Catinat beigeben; er sei der einzige jetzt vorhandene General, der völliges Vertrauen verdiene. Hätte er auch manche Fehler gemacht, so müsse man ihn nur mit den Andern vergleichen; bei dem Mangel an tüchtigen

Männern werde die Wagschale nur zu sehr auf seine Seite sich senken. Aber sein Wunsch wurde nicht recht berücksichtigt; der König vertraute zwar im Jahre 1702 dem Prinzen ein Heer an, aber ohne Catinat dabei zu verwenden.

### 8. Verhältniß zu seinem ehemaligen Zögling.

Mit väterlicher Zärtlichkeit und herzlicher Freundschaft gab Fenelon in seiner Verborgenheit auf Alles Acht, was den Prinzen betraf, auf welchem alle seine Hoffnungen für das Wohl Frankreichs beruhten. Er schrieb an den Herzog v. Beauvilliers:[1]) Ich habe den Prinzen trotz seiner auffallenden Fehler immer noch lieb, und beschwöre Sie, ihm Ihre Freundschaft zu erhalten. Unterstützen Sie ihn ohne ihm zu schmeicheln, warnen Sie ihn ohne ihn abzustoßen. Beschränken Sie sich auf die Veranlassungen, welche die Vorsehung Ihnen an die Hand gibt und welche man treulich benützen muß. Sagen Sie ihm die Wahrheit wo es gefordert ist, aber kurz, freundlich, mit Achtung und Liebe. Es ist eine göttliche Schickung, daß sein Herz sich nicht denjenigen zuwendet, welche Ihren Einfluß zu vernichten suchen würden. Lassen Sie ihn um Gottes willen nicht aus der Hand! fehlt er, so möge er fühlen, daß Ihr Herz ihm offen steht wie dem Schiffbrüchigen der Hafen. Flößen Sie ihm eine sanfte, einfache, natürliche, entschiedene, bestimmte Frömmigkeit ein, ohne in Kleinigkeiten zu streng und herb zu sein; der allzustraff gespannte Bogen bricht."

Als der Prinz zum Heer nach Flandern abgieng, wo er über Cambrai reisen mußte, bat er dringend seinen Großvater um Erlaubniß, seinen ehemaligen Lehrer zu sprechen und erhielt sie, doch unter einer Bedingung, aus welcher sowol die fortwährende Gereiztheit des Königs gegen Fenelon hervorgeht, als seine Ansicht von Fenelon's Einfluß auf den Prinzen. Der letztere schrieb an Fenelon von Peronne aus:[2])

---

[1]) 30. November 1699.
[2]) 25. April 1702.

„Ich kann nicht umhin, Ihnen meine Freude auszudrücken, daß ich Ihnen so nahe bin und der König mir erlaubt hat, Sie auf der Durchreise zu sehen; doch hat er die Bedingung gemacht, daß ich Sie nicht allein spreche. Ich werde dem Befehl gehorchen, und kann mich dennoch ganz ungehemmt mit Ihnen unterhalten, denn der Zeuge unsrer ersten Zusammenkunft nach fünfjähriger Trennung wird Saumery sein. Das ist genug gesagt; Sie kennen ihn besser als ich als einen ganz zuverläßigen Mann, der dazu noch Ihr aufrichtiger Freund ist. Ich bitte Sie also, sich um 8 bis 8½ Uhr beim Posthause einzufinden, wo ich umspannen lasse. Sollten Sie aus allzugroßer Rücksicht nach Cateau gegangen sein, so hoffe ich Sie auf dem Rückweg zu treffen und versichere Sie, daß Nichts je meine herzliche Freundschaft für Sie geschwächt hat oder schwächen wird."

Der Prinz hatte richtig vorausgesehen, daß Fenelon aus zarter Rücksicht, um dem Prinzen und sich selbst nicht des Königs Ungnade zuzuziehen, während seiner Durchreise sich von Cambrai entfernen würde. Er war wirklich im Begriff abzureisen, als ein Eilbote ihm den Brief des Prinzen brachte. Die Zusammenkunft war kurz und sie konnten sich nicht frei aussprechen, da Beamte und Offiziere von der Umgebung aus Pflichtgefühl und Ehrerbietung sich in dem Hause, wo der Prinz abstieg, eingefunden hatten. Der Prinz wagte es nicht, Fenelon allein zu sprechen und die Anwesenden sahen ihm wohl an, daß er sich etwas beengt fühlte. Erst als der Erzbischof ihm ein Handtuch darbot, um sich die Hände zu trocknen, sprach der Prinz mit lauter, für alle Anwesenden vernehmlicher Stimme die wenigen, vielsagenden Worte: „Ich weiß, was ich Ihnen verdanke, und Sie wissen, was ich Ihnen bin".

Der Feldzug des Jahrs 1702 in Flandern hatte keine bedeutenden Erfolge, obgleich der Prinz dem berühmten Marlborough als Oberbefehlshaber der verbündeten Heere gegenüberstand. Es war dieß der erste Feldzug, in welchem der bald zu den größten Feldherrn gerechnete Held seine Laufbahn begann. Dem Prinzen aber gibt ein ausgezeichneter Offizier, der unter ihm diente, der Marquis v. Quincey das Zeugniß: er habe in diesem ersten Feld-

zug eine Tapferkeit, Festigkeit und Gewandtheit bewiesen, wie man sie gewöhnlich nur in einer langen Reihe von Jahren erlangt; und zugleich habe er durch seine Aufmerksamkeit für Offiziere und Soldaten, durch sein freundliches, wohlwollendes Benehmen sich allgemein beliebt gemacht. Noch ruhmvoller ist, was der Marschall v. Berwick berichtet, daß der Prinz an der Spitze seines Heers die Feinde bis unter die Wälle Nimwegens verfolgte; er nennt es eine beispiellos glänzende That, daß eine Armee die andere 2 Stunden lang verfolgt und in dem bedeckten Weg einer Festung fast ohne Schwertstreich niederwirft.

Indessen da der König sah, daß gegen Ende des Feldzugs die Feinde sich auf Belagerungen von Festungen einließen, bei welchen kein entscheidender Erfolg und keine Gelegenheit für seinen Enkel abzusehen war, sich hervorzuthun, hielt er für gut, ihn Anfang Septembers nach Versailles zurückzurufen. Der Prinz fürchtete die Eifersucht der Feinde Fenelon's und das Mißtrauen seines königlichen Großvaters zu erregen, wenn er bei seiner Durchreise durch Cambrai den Erzbischof wieder zu sprechen suchte; er schrieb ihm daher von Malines aus unter dem 6. September 1702:

„Ich kann nicht an Ihnen vorbeireisen ohne Ihnen zu sagen, wie leid es mir thut, von meiner Erlaubniß keinen Gebrauch zu machen, und Sie nicht wieder zu sehen, wie ich gehofft hatte. Sie erhalten diesen Brief durch sichere Hand; geben Sie aber dem Ueberbringer keine schriftliche Antwort; wenn Sie mir antworten wollen, so schließen Sie Ihr Schreiben an Herrn v. Beauvilliers ein, ohne Adresse. Seien Sie von meiner herzlichsten Freundschaft fortwährend überzeugt und gedenken Sie stets meiner in Ihrem Gebet. Es ist vielleicht besser, daß ich Sie am Tag vor oder am Tag meiner Ankunft in Versailles nicht sehe; es ist etwas anderes, wenn man längre Zeit draußen ist, und die Eindrücke sich mehr verwischen. Adieu, lieber Erzbischof! Ich darf Ihnen nicht erst empfehlen, diesen Brief geheim zu halten, und Sie nicht noch ausdrücklich der innigen Liebe in Gott zu versichern, die mich für einen Mann, dem ich so viel verdanke, immer beseelen wird“.

Fenelon erhielt dieses Schreiben zu spät. Da er erfuhr, daß der Prinz auf der Post in Cambrai absteigen werde, so begab er

sich dahin, wie es, abgesehen von jedem andern Beweggrund, schon der einfachste Anstand erforderte. Er schrieb darüber an v. Beauvilliers, den 7. September 1702:

„Ich habe unsern lieben Prinzen einen Augenblick gesehen, er kam mir stärker, gut aussehend, sehr heiter vor. Er sprach sich in wenigen Worten recht freundlich gegen mich aus, aber er hat viel gewagt, indem er mit mir sprach. Mir ist Alles, was er mir zu lieb thut, besonders um seinetwillen von Werth, weil sich sein gutes Herz dadurch beweist. Er hatte mir von Malines aus durch Herrn Denonville einen Brief geschrieben, den mir dieser erst nach seiner Durchreise übergab, über den ich aber das völligste Stillschweigen einhalten werde. Für alle Beweise seiner Güte kann ich nicht umhin, ihm meine Dankbarkeit zu beweisen, indem ich ihm sein Verhalten vorzeichne und ihm immer in Erinnerung bringe, was seine Pflicht gegen Gott ist. Verdoppeln Sie Ihre Treue gegen ihn, indem Sie ihm ohne Schüchternheit und ohne natürliches Treiben zur Seite stehen“.

Der Prinz hatte sich durch sein Verhalten in dem Feldzug allgemeine Achtung erworben und bei jeder Gelegenheit bewiesen, daß kriegerische Tugenden und ernste christliche Gesinnung Hand in Hand gehen können; er hatte die hämischen Neider zum Schweigen gebracht, welche ihm eine engherzige, einseitige, überspannte, geistlose Frömmelei vorwarfen. Nun fürchtete aber Fenelon, er möchte sich durch die zweideutigen Kundgebungen einer falschen Begeisterung irre leiten lassen, und schrieb daher an Beauvilliers, den 27. Januar 1703:

„Tragen Sie noch mehr Sorge für das innere, als für das äussere Leben des Prinzen, damit ihn seine lebhaften natürlichen Neigungen und die Fluth der Welt nicht mit sich fortreiße. Ich rechne es ihm nicht so hoch an, daß er die Welt verachtet hat, die gegen ihn war, als ich es ihm anrechnen würde, sich von der Welt frei zu erhalten, während sie ihm zujauchzt und sich eifrig um ihn bemüht. Man muß seine Pflicht gegen die Welt erfüllen, ohne sich an sie zu binden, und das geht nicht, wenn Einen nicht Gott mit seiner allmächtigen Hand unterstützt. Es kann ja nichts Rühmlicheres geben, als wenn ein so hochgeborener Prinz die Hul-

digungen des Volks nur seinem edlen Verhalten und seinen Talenten verdankt, wie der gewöhnlichste Privatmann. Aber wehe ihm, wenn er sich auf dieses schwache Schilfrohr stützen wollte! Eitler Menschen Achtung ist eitel und verliert sich oft über Nacht. Wenn der Prinz ferne von Gott und von den Gnaden-Einflüssen, die er erfahren hat, seinem eignen Herzen hingegeben wäre, so würde sein geistiges Leben ganz vertrocknen, und die Welt selbst, über welcher er Gottes vergäße, würde das Werkzeug in der Hand Gottes werden um seine Undankbarkeit zu strafen. Ich möchte lieber sterben, als je eine so traurige Kunde von ihm hören. Sicherlich, wenn er Gott verließe, würde es bald mit ihm dahin kommen, daß er auch der Welt nicht mehr genügte und die Welt ihn auch verließe".

Man erwartete, daß der Prinz im Jahr 1703 wieder den Feldzug in Flandern leiten würde; aber es wurde vorgezogen, ihn zum Oberbefehlshaber der Armee in Deutschland zu ernennen. Auffallend war dabei, daß dieses Heer sehr schwach war und größtentheils aus neuausgehobenen Truppen bestand, so daß man von demselben keine bedeutende Unternehmung erwarten könnte. Man glaubte ziemlich allgemein, den geheimen Beweggrund dieses Wechsels darin suchen zu müssen, daß dadurch das Verhältniß vertraulicher Herzlichkeit abgeschnitten werden sollte, welches Fenelon und der Prinz während seines Aufenthalts in den Niederlanden pflegen konnten, ohne daß sie der Ueberwachung des Hofs ausgesetzt waren.

Zum Glück für den Prinzen gab man ihm zur Unterstützung den Marschall Vauban bei, welcher allein den Mangel eines bedeutenden Heers ersetzen konnte. In der That fiel der Feldzug rühmlich aus, sowohl durch die wichtige Eroberung der Festung Alt-Breisach, als durch die Kühnheit, mit welcher der Prinz sich allen Gefahren aussetzte. Früher hatte die Stadt zu Frankreich gehört und Vauban hatte sie mit fast uneinnehmbaren Festungswerken umgeben; jetzt hatte er die Aufgabe, dieselbe Kunst beim Niederwerfen der Wälle zu zeigen, die er zuvor bei ihrem Aufbau bewiesen hatte; er sagte daher zu dem Prinzen: jetzt wollen wir sehen, ob Eure Hoheit im Stande sind, Städte einzunehmen, die ich befestigt habe. Während der Belagerung dieser Stadt hatte

der Prinz Gelegenheit, den sanftmüthigen, milden, ächtmenschlichen Geist der Glaubens-Grundsätze an den Tag zu legen, welche Fenelon ihm so tief ins Herz geprägt hatte. Als ein feindlicher Spion, der sich ins Lager eingeschlichen hatte, entdeckt und verhaftet wurde, glaubte der Prinz wegen vorliegender besondrer Umstände ihn mit der Todesstrafe verschonen zu können. Man machte ihn darauf aufmerksam, der Spion sei ein Hugenotte und deßhalb eine Begnadigung nicht am Platz. „Gerade deßwegen", antwortete er lachend, „braucht er noch Zeit, um sich belehren und bekehren zu lassen".

Die Festung wurde am 23. September 1703, 14 Tage nach Eröffnung der Laufgräben eingenommen, und nun bat der Prinz den König um Erlaubniß, die Belagerung von Landau zu unternehmen; allein da der König von der Verwegenheit hörte, mit welcher der Prinz bei Altbreisach vorgegangen war, fürchtete er, er möchte bei der noch gewagteren Belagerung von Landau zu unvorsichtig sich aussetzen; auch war die Jahreszeit schon so vorgeschritten, daß der Erfolg sehr unsicher erschien. Daher erhielt der Prinz die Weisung, den Oberbefehl dem Marschall v. Tallard zu übergeben und nach Versailles zurückzukehren.

Da Fenelon die Freude entbehren mußte, den Prinzen in Flandern zu sehen, so ließ er ihm während des Feldzugs durch Beauvilliers seine väterlichen Weisungen und Ermahnungen zukommen, gieng dabei auch auf Verhältnisse und Rücksichten ein, welche bei Privatpersonen gleichgiltig scheinen können, aber bei Fürsten, welche immer den Augen und dem Urtheil so vieler Leute ausgesetzt sind, großen Einfluß auf ihren Ruf haben können. Er sagt: „Während seines Aufenthalts im Lager darf der Prinz allerdings keine Ausschweifungen im Trinken an seiner Tafel dulden; wohl aber ist es passend, das längere Verweilen bei Tische und die zwanglose Unterhaltung zu pflegen, welche im letzten Feldzug den Offizieren so gut gefallen hat; und es ist gut, auch sonst im Verkehr sich so umgänglich zu zeigen. Da der Prinz jedenfalls Zeit in Anspruch nehmen kann, um seine Berichte an den Hof abzufassen, so wird er unter diesem rechtmäßigen Vorwand immer auch Stunden finden, um sich in der Stille mit ernsteren Gegenständen zu beschäftigen.

Wenn Unsittlichkeiten bei der Armee vorkommen, so kann er mit allgemeinen, nachdrücklichen Befehlen ernstlich dagegen einschreiten, aber ohne einzelne Fälle zu nennen, was man ihm für kleinliche Engherzigkeit auslegen würde; auch muß er solche Befehle ganz unter den Gesichtspunkt der nothwendigen strengen Kriegszucht stellen. Den Marschall v. Villeroy*), der ein Weltmann, ein Freund der Geselligkeit und der Vergnügungen ist, darf er nicht scheu machen; er darf ihm Achtung, Freundschaft, ja Vertrauen und Gefallen an ihm zeigen; so wird er ihn mit seiner milden, heiteren Frömmigkeit versöhnen und ihn dahin bringen, daß der Marschall, der auf die Menge Einfluß hat, auch diese damit versöhnt.

Zum Schluß beschwöre ich Sie, ernstlich darauf zu dringen, daß unser Prinz seine Gesundheit schont, alle unnöthigen Anstrengungen vermeidet, gute Kost hat und genug schläft; und daß er immer im Frieden eines guten Gewissens in der Gegenwart Gottes wandelt".

Daß der Prinz Fenelon's Weisungen befolgte und dafür mit der Liebe seiner Untergebenen sich belohnt sah, ist durch den Ausspruch eines in seinen Urtheilen strengen Richters bezeugt. St. Simon sagt: der Prinz erwarb sich in dem Feldzug in Deutschland großen Ruhm durch seine Sorgfalt und seinen Fleiß in den Geschäften, so wie durch seine anspruchslose, ungeschminkte Tapferkeit, mit welcher er überall auf seinem Platz war ohne an eine Gefahr zu denken. Seine Freigiebigkeit, seine Sorgfalt für die Verwundeten, seine Zugänglichkeit gewannen ihm alle Herzen in der Armee, so daß sein Abgang allgemein bedauert wurde".

Eben in dieser Zeit, wo der Prinz von seinem königlichem Großvater mit der herzlichsten Liebe empfangen und von dem ganzen Hof bis zum Uebermaß gefeiert wurde, schrieb er an Fenelon, den 28. September 1703:

„Die Richtung, welche ich dieses Jahr nehmen mußte, hat mir keine Zusammenkunft mit Ihnen möglich gemacht, lieber Erzbischof, dagegen finde ich den günstigen Augenblick, Ihnen durch meine ge-

---

*) Dieß bezieht sich auf die Voraussetzung, daß Villeroy dem Prinzen beigegeben würde, was aber nicht in Ausführung kam.

wöhnliche Mittelsperson zu schreiben, durch welche Sie mir auch auf ihrem Rückweg antworten können. Mein Wille, ganz Gottes Eigenthum zu sein, erhält sich und befestigt sich noch im Herzens-Grund, aber er wird durch viele Fehler und Zerstreuungen durchkreuzt. Ich bitte Sie daher, beten Sie noch viel mehr für mich, ich habe es bei meiner Schwachheit und Unvollkommenheit nöthiger als je; daß ich aber meine Schwachheit täglich besser erkenne, sehe ich als ein Licht an, das mir von Gott geschenkt wird, welcher mich immer hält und nicht ganz verläßt, obgleich ich nichts in mir fühle als Kälte und Trägheit, die man eben durch Seine Gnade zu überwinden suchen muß. Einige Zeit lang habe ich auch peinigende Zweifel gehabt. Das ist so ungefähr mein gegenwärtiger Herzens-Stand; — helfen Sie mir durch Ihren Rath und Ihr Gebet. Sie, lieber Erzbischof, erwähne ich täglich ausdrücklich in dem meinigen; versteht sich freilich nicht laut. Danken Sie auch Gott für den Erfolg, mit dem er uns begnadigt hat, und bitten Sie ihn um die Fortsetzung seines Beistandes in der Sachlage, wo man desselben so dringend bedarf. Ueber mein Verhältniß zu Ihnen brauche ich nichts zu sagen, es bleibt beim Alten. Wenn die Möglichkeit, Sie zu sehen, nur nicht an die Frage gebunden wäre, ob ich nach Flandern bestimmt bin oder nicht. Doch, wie Gott will! Wenn der Abbé v. Langeron in Cambrai ist, sagen Sie ihm ein Grüßlein von mir, aber er soll es Niemand sagen!"

Fünf Jahre lang war der Prinz am Hof, ohne am Krieg theilnehmen zu dürfen. Der Verlust der Schlacht bei Höchstädt im Jahre 1704, und derer bei Ramillies und Turin im Jahre 1706 hatte den König heruntergestimmt; er wagte nicht mehr, den Ruhm seines Enkels aufs Spiel zu setzen gegenüber von Feinden, welche ihr Glück ebenso unternehmend als ehrgeizig gemacht hatte. Wie aber der verbannte, dem Hof verhaßte Erzbischof fortwährend das Orakel des Thronerben war, alles erfuhr, was an dem Prinzen zu tadeln und zu loben war, und von seinem stillen Pathmos aus alle Gedanken, Gefühle, Bewegungen, Handlungen des jungen Prinzen leitete, können wir aus Fenelon's Briefwechsel mit v. Chevreuse und v. Beauvilliers ersehen. Der König konnte seinem Enkel die Freude versagen mit Fenelon zusammenzuleben; aber

seine Macht gieng nicht soweit, zu verhindern, daß des Prinzen Seele mit Fenelon's Seele in beständigem Umgang blieb. In einem Brief an v. Beauvilliers, vom Jahre 1703 schreibt Fenelon:

„Ich bin sehr erfreut über das, was ich von dem Prinzen höre. Suchen Sie darauf hinzuwirken, daß diejenigen, welchen sein Benehmen im Feld gefallen hat, auch am Hofe ihn ebenso finden; die Stellung ist freilich sehr verschieden, aber man muß die Verhältnisse möglichst auszugleichen suchen. Sie müssen deßwegen ihm zum Halt dienen, daß er nicht in sein früheres Wesen zurückfalle, und ihm, aber ganz schonend, je nach Bedürfniß, verschiedene Weisungen zu Gemüth führen. In seinen Beziehungen zu Frau v. Maintenon sollte er den Mittelweg einhalten, nicht zu viel und nicht zu wenig mit ihr umgehen. Er soll sich nie fremd gegen sie stellen, sondern, wie sie auch sich gegen ihn benehmen mag, aufmerksam und rücksichtsvoll gegen sie sein aus Achtung für das Vertrauen, das sie bei dem König genießt. Es ist also am Platz, daß er von Zeit zu Zeit in immer gleicher Haltung einen Anstandsbesuch macht; aber er darf dann nicht müßig träumend in einer Ecke sitzen wie ein Kind oder ein Sonderling, den sie keiner Unterhaltung würdigt. Dort ist nicht der Ort, seinen Träumereien, seinem Schmerz, seiner Laune den Lauf zu lassen; wenn er solche Stunden haben will, soll er sich dazu in sein Zimmer einschließen. Mit Einem Wort, er muß sich gewöhnen mit Würde aufzutreten und die Andern gewöhnen solche an ihm zu sehen. Der Augenblick seiner Rückkehr von dem Heer ist geeignet, den rechten Ton zu finden; wenn er die gute Gelegenheit versäumt, wird sie nicht sobald wiederkehren. Je mehr Kraft, gleiche Haltung und Verständigkeit er an den Tag legt, desto mehr wird Frau v. Maintenon sich bewogen fühlen, ihn gut zu behandeln und Alles wird auf seiner Seite sein; wo nicht, so wird alle seine Errungenschaft vom Feldzug im Vorzimmer der Frau v. Maintenon zerfließen und man wird ihn immer mehr geringschätzig behandeln."

Aus diesen Aeusserungen scheint hervorzugehen, daß Frau v. Maintenon nicht sehr günstig für den Prinzen gestimmt war, ohne Zweifel aus Eifersucht über sein Verhältniß zu Fenelon.

„Der Prinz,“ heißt es weiter, „hat sich bei dem Heer mit vielen Leuten befreundet und das Eis gebrochen; er darf jetzt nur mit denselben Personen in Versailles sich ebenso stellen. Er wird ja nicht glauben oder sagen, es sei ihm unmöglich, sich ferner so zusammenzunehmen, wie er es so lange und mit so gutem Erfolg gethan hat. Aber zweierlei ist nothwendig: erstlich, daß er gegen die Leute am Hof ebenso entgegenkommend und freundlich ist, wie bisher gegen die Offiziere der Armee; zweitens, daß Sie ihm von Zeit zu Zeit über die verschiednen Charaktere in seiner Umgebung die Augen öffnen, so wie über die früheren und über die gegenwärtigen Vorgänge in der Hofwelt, damit er nicht in schlechte Gesellschaft falle, sondern Alle zusammen mit Nachsicht, Einzelne aber nach ihrem persönlichen Werth behandle. Es versteht sich, daß er sich immer besondre Stunden vorbehält um zu beten, zu lesen und sich immer gründlicher über die öffentlichen Angelegenheiten zu unterrichten.

Ich glaube, der Prinz sollte ohne Zudringlichkeit den König an sich gewöhnen und sein Vertrauen zu gewinnen suchen, um Zutritt in den Rath des Königs zu erlangen, oder um dem alten Herrn einige Erleichterung zu verschaffen. Ein gemäßigtes, ehrfurchtsvolles Benehmen, ein besonnenes, verschwiegenes Wesen könnten ihm in dieser Beziehung vorwärts helfen in Zeiten, wo der König Niemand weiß, dem er sich in die Arme werfen kann. In diesem Fall sollten Sie, lieber Prinz, keinen auffallenden Schritt thun, welcher den Verdacht der Aufdringlichkeit erregen könnte, aber sich ihm ganz einfach, offen und liebreich möglichst nähern, und ihm so Gelegenheit geben, Ihnen sein Vertrauen zu schenken.“

Das aufgeregte, leidenschaftliche Wesen des Prinzen, das nur ein Erzieher, wie Fenelon, und zwar am meisten durch die Macht der Religion hatte mäßigen und in die gehörigen Schranken weisen können, trat noch in seinem Benehmen gegen seine Gemahlin an den Tag, welcher er vor aller Augen seine Liebe auf eine Weise zeigte, die bei den Hofleuten und namentlich bei Frau v. Maintenon Anstoß erregte. Letztere schrieb am 11. Juli 1706 an den Herzog v. Noailles: „Der Prinz ist toll, man kann seine

leidenschaftliche Liebe zu seiner Gemahlin nicht anders bezeichnen; sie muß dem Gegenstand derselben ebenso unangenehm sein als den Zuschauern. Ich sage das durchaus nicht aus Parteilichkeit, denn ich für mich stehe besser mit ihm als je."

Als Fenelon davon hörte, schrieb er an Herr v. Chevreuse (15. Februar 1711): „Man sagt, statt seiner Gemahlin aus Achtung, christlicher Treue und mit Vernunft zugethan zu sein, hänge der Prinz an ihr aus Leidenschaft, Schwäche und Eigensinn, so daß er die Liebe zu ihr aus einer Tugend zu einem Fehler mache. Ich weiß nicht, was an diesem Sagen der Leute ist und wünsche von Herzen, daß es falsch sei, doch glaube ich es Ihnen im Vertrauen mittheilen zu sollen. Die Bemühungen des lieben Herzogs (v. Beauvilliers), ihn zu leiten, machen die Ihrigen nicht entbehrlich; wenn Sie im Einvernehmen auf ihn einwirken, so können Sie abwechselnd ihm die erforderlichen Vorstellungen machen. Man nützt sich weniger ab, wenn man sich ablöst bei dem, dem man die Wahrheit sagen muß."

An Beauvilliers selbst schrieb Fenelon über denselben Gegenstand und erlaubte ihm, seinen Brief gelegenheitlich den Prinzen lesen zu lassen: „Unterhalten und pflegen Sie die Neigung des Prinzen zu seiner Gemahlin, suchen Sie ja keine Erkaltung derselben zu bewirken; aber stellen Sie ihm vor, welche Pflichten gegen Gott auch die rechtmäßigste Liebe zu Menschen in sich schließt, und welche Rücksichten er auf die Gesundheit, die Ruhe und den Ruf der noch so jungen Fürstin zu nehmen hat."

Noch mehr ins Einzelne gehende Weisungen richtete Fenelon an den Prinzen durch v. Beauvilliers über einen Gegenstand von der größten Wichtigkeit, über sein äußeres Verhalten in Beziehung zur Religion. „Man sagt mir, der Prinz vervielfältige seine Andachtsübungen. Es ist mir sehr erfreulich, wenn die Gnade sein Herz regiert. Was darf man nicht von ihm hoffen, wenn das Trachten nach dem Wohlgefallen Gottes bei ihm über die Lüste der Jugend und über den Strom der Verführung den Sieg davon trägt. Ich danke Gott, daß Er ihm den Muth geschenkt hat, sich des Evangeliums nicht zu schämen. Es ist von großem Werth, wenn ein so hochgestellter Fürst öffentlich das Beispiel

gibt, Gott zu preisen in seinem Wandel. Aber man behauptet, der Prinz übertreibe es mit seinem Eifer im Christenthum. Man ist unruhig wegen seiner Strenge in Beziehung auf gewisse Vergnügungen; man meint, er wolle die Andern richten, und ihnen seine engherzigen Ansichten zum Gesetz machen. Man erzählt, er habe seiner Gemahlin zugemuthet, die Fastenzeit ebenso zu halten wie er selbst, und während derselben auch kein Schauspiel zu besuchen. Er fange auch an, dem Spiel zu entsagen und sei fast immer allein eingeschlossen. Endlich behauptet man, er habe dem Herzog v. Orleans abgeschlagen, während der Fastenzeit ihn in die Oper zu begleiten.

Bei all dem nehme ich die Uebertreibungen der Weltleute in Anschlag, welche keine Ordnung leiden können und am wenigsten bei den Großen, weil sie sich dabei mehr getroffen fühlen. Man nennt oft übertriebene Frömmigkeit, was kaum genügende Frömmigkeit ist. Aber auf der andern Seite fürchte ich, der Prinz möchte auf äußerliche, an sich nicht gerade nothwendige Uebungen zu viel Gewicht legen. Meine unmaßgebliche Meinung ist:

1. Ich glaube, der Prinz sollte seiner Gemahlin keinen Zwang anthun; er kann ihrem Leibarzt die Entscheidung anheimstellen, wie sie es mit den Fasten halten soll. Es ist gut, wenn man Alles an Sachverständige und in Ansehen stehende Leute weisen kann; man macht sich dadurch das Gewissen leicht und genügt der Wohlanständigkeit; man meidet den Schein, sich zum strengen Hofmeister seines Nächsten aufwerfen zu wollen. Will der Prinz seiner Gemahlin christliche Gesinnungen einflößen, so soll er ihr das Christenthum anziehend und reizend machen, alles Abstoßende entfernen, ihr in seiner Persönlichkeit den Werth und den Genuß einer einfachen ungeschminkten Frömmigkeit zu fühlen geben, ihr in Allem, was dem Wesen keinen Abbruch thut, sich heiter und gefällig zeigen, überhaupt sich nach ihr richten und Geduld mit ihr haben. Nur muß man sich hüten, daß man nicht fällt, indem man dem Nächsten die Hand reicht.

2. Vor den Augen der Welt soll er seine Frömmigkeit nur dann sehen lassen, wo unumgängliche Pflicht es gebietet. Er soll z. B. demüthig und gesammelt der Messe beiwohnen, und unbefangen seine Andacht verrichten, so oft es für sein geistliches Leben dienlich scheint; er soll sich selbst aller leichtfertigen Reden enthalten und durch seine ernste Haltung auch die Leute von geringerem Stand zum Schweigen bringen. Dadurch wird er sich in Ansehen setzen; wenn er aber außer den Hauptfesten seine Andacht verrichtet, kann er dazu die Stunden und Orte wählen, wo seine Uebungen den Augen der Hofleute am meisten sich entziehen. Im Allgemeinen braucht er seine Gesinnung nicht zur Schau zu tragen, man kennt sie hinlänglich. Seine Pünktlichkeit in Erfüllung der allgemeinen Religionspflichten und seine Enthaltung von ungöttlichem Wesen werden zur allgemeinen Erbauung hinreichen.

3. Den Neigungen des Herzogs von Orleans soll er sich nach meiner unmaßgeblichen Meinung fügen, so weit es ohne Sünde geschehen kann. Wenn das Schauspiel an sich etwas gottloses wäre, so dürfte er dasselbe ebensowenig in der Carnevals-Zeit besuchen, als in der Fastenzeit oder in der stillen Woche. Es ist nun zwar sehr passend, wenn der Prinz grundsätzlich in der Zeit, welche zur Buße und zum Gebet bestimmt ist, nicht hingehen will; aber die Gefälligkeit am rechten Ort ist eine liebliche Tugend, und wenn sie manchmal von dem Buchstaben der Regel eine Ausnahme macht, so wird sie dem Geist derselben um so mehr gerecht. Aus eignem Antrieb während der Fastenzeit nicht ins Theater gehen, aber dem Herzog zu Gefallen hingehen, das scheint mir die angemessenste Handlungsweise zu sein.“

Je besser Fenelon die geistigen und gemüthlichen Vorzüge des Prinzen zu schätzen wußte, desto strenger tritt er oft gegen die unbedeutendsten Flecken auf, durch welche das ausgezeichnete Werk seiner Erziehung verunstaltet zu werden schien. Er schreibt an Chevreuse (5. Januar 1711:) „Der Prinz gibt sich zu viel seinen

Gedanken hin und handelt zu wenig; seine Thätigkeit besteht meistens in unbestimmten Beschäftigungen und unfruchtbaren Entschließungen. Er soll Menschen sehen, kennen lernen, sich mit ihnen unterhalten, ohne sich ihnen hinzugeben, kräftig sprechen lernen und sich einen stillen Einfluß aneignen. Kindische Unterhaltungen erniedrigen den Geist, schwächen den Willen, machen den Mann verächtlich, und sind der göttlichen Ordnung zuwider." Ebenso vom 30. Juli 1710: „Es freut mich sehr, daß Sie mit dem Prinzen zufrieden sind. Ich bin es nicht, bis ich erfahre, daß er freimüthig und fest auftritt und kräftig, aber zugleich freundlich und bescheiden zu reden fähig ist. Ohne das bleibt er geringgeschätzt als ein Mann, der im reiferen Alter noch kindische Schwäche zeigt." Ebenso vom 8. Juli 1710: „Wenn er nicht das Bedürfniß fühlt, fest und markig zu werden, so macht er keine ächten Fortschritte. Es ist Zeit, daß er ein Mann wird. Das Leben seiner Umgebungen ist ein Leben der Weichlichkeit, der Schlaffheit, der Feigheit und der Vergnügungssucht. Nie wird er dem König und dem Herzog von Orleans so gut dienen, als wenn sie in ihm einen reifen Mann sehen, welcher thätig, entschieden, für ihre Angelegenheiten besorgt, sie durch die Verständigkeit seines Raths und durch die Entschiedenheit seines Handelns zu unterstützen fähig ist." Ferner vom 3. Mai 1710: „Unter der Hand Gottes soll er nur immer kleiner, aber vor Menschen Augen groß werden. Seine Aufgabe ist es, der Tugend in ihrer Verbindung mit der Gewalt Achtung und Liebe zu gewinnen. Ach! mein Leben wollte ich geben für den König, für die königliche Familie, für unsern jungen Prinzen, der für mich die ganze Welt ist." Endlich vom 7. April 1710: „Ich vergaß, Ihnen zu schreiben, daß Einer, der von Versailles kommt, behauptet, der Prinz habe gesagt, die gegenwärtigen Leiden Frankreichs seien Schickungen Gottes, durch welche wir unsre früheren Sünden büssen müssen. Wenn der Prinz sich so geäußert hat, so hat er die Ehre des Königs nicht genug geschont; eine religiöse Ansicht, die darin besteht, den Großvater zu richten, kann mit Recht als beleidigend angesehen werden."

Es ist fast unglaublich, daß solche Briefe, in welchen Fenelon durchaus dem Prinzen die strengste Unterwürfigkeit und das

gefälligste Benehmen gegen den König predigte und sich aller politischen Aeusserungen, aller Beziehungen auf die Verhältnisse am Hof sorgfältig enthielt, so ängstlich geheim gehalten werden mußten, als ob von einer Verschwörung gegen die Regierung darin gehandelt worden wäre. Ja so weit gieng das Mißtrauen, welches man dem König gegen Fenelon eingeflößt hatte, daß der Herzog v. Chevreuse, welcher auf einer Reise Fenelon gesehen hatte, mehrere Tage nach seiner Rückkehr den Prinzen nicht zu besuchen wagte, um nicht den Verdacht zu erregen, daß er dem Prinzen Briefe oder Weisungen von Fenelon mitgebracht habe.

### 4. Verhalten gegen den Bischof von St. Omer.

Die Noth, in welcher sich Frankreich um jene Zeit in Folge wiederholter unglücklicher Feldzüge befand, gab Fenelon Gelegenheit, sich auf die edelste Weise an dem Bischof von St. Omer zu rächen, welcher im Jahre 1699 so feindselig gegen ihn aufgetreten war. Die Besatzung der Stadt ließ sich aus Unzufriedenheit über die Nichtbezahlung des Soldes zu offner Meuterei verleiten, während die ganze umliegende Gegend den siegreichen feindlichen Heeren offen stund. Der Bischof von St. Omer that nichts, um den Unordnungen zu steuern; aber der Erzbischof von Cambrai that für die Stadt, was die Pflicht ihres Bischofs gewesen wäre. Er verlor keine Zeit mit Berichten an den Hof, wo doch kein Geld und kein Credit gewesen wäre; sondern er gab Alles was er selbst hatte, her, und wußte auf einfache, von ihm unterzeichnete Papiere so viel Geld zu entlehnen, als zur Ausbezahlung des Soldes erforderlich war; und sobald das Geld ankam, war der Aufstand gedämpft. Aber in den zahlreichen Briefen aus jener Zeit, auch an seine vertrautesten Freunde, läßt Fenelon nicht ein Wort von dieser edelmüthigen Handlung verlauten; nur durch einen Brief des Ministers Bouillon, der ihn deßhalb beglückwünscht (vom 12. Februar 1708), ist sie zur Kenntniß der Nachwelt gekommen.

Den Prinzen aber brachte der Feldzug des Jahres 1708 in die allerschwierigste Lage, wo er die edeln Grundsätze und

Gesinnungen, welche Fenelon ihm eingeflößt hatte, in ihrem ganzen Umfang zu üben hatte, wo ihm aber auch die geistige Unterstützung seines väterlichen Freundes durch die besondere Fügung der Vorsehung wieder mehr zu Theil wurde.

## 5. Der Prinz Oberfeldherr in Flandern.

Da der Prinz Eugen und der Herzog von Marlborough die Niederlande zum Haupt-Schauplatz des Kriegs zu machen sich anschickten, so wurde der Prinz zum Generalissimus eines 100,000 Mann starken Heers in Flandern ernannt; der Herzog von Vendome und der Marschall von Matignon sollten unter seinem Oberbefehl stehen. In der That aber war der glänzende Titel nur eine Ehre, die man seiner hohen Geburt erwies, während er von dem König Weisungen erhielt, nach welchen er der Willensmeinung Vendome's sich zu fügen hatte. Dieser berühmte Feldherr hatte mehrere bedeutende Eigenschaften eines Kriegshelden, unerschrocknen Muth, einen raschen sicheren Blick, brennenden Ehrgeiz, persönliche Beliebtheit bei den Soldaten, und durch seinen Tod in einer gewonnenen Schlacht (10. December 1710) hat er das Urtheil der Mit- und Nachwelt günstig für sich gestimmt; doch werfen ihm auch seine Verehrer, wie Voltaire,*) vor, daß er seine Plane nicht genug durchdacht, auf das Einzelne nicht genug geachtet, daß er die Kriegszucht habe in Verfall gerathen lassen, daß er die beste Zeit auf das Essen und Schlafen verwendet habe, daß er oft erst Nachmittags 4 Uhr aufgestanden und durch diese unbegreifliche Gleichgiltigkeit mehrmal in Gefahr gekommen sei, aufgehoben zu werden." Gerade so urtheilt Fenelon über ihn schon 1½ Jahr vorher, ehe er dem Prinzen zur Seite gestellt wurde, in einem Brief an v. Chevreuse vom 12. November 1706: „Er ist träge, geht nicht aufs Einzelne ein, hält immer Alles für möglich, ohne sich über die Mittel zu besprechen und nimmt wenig Rath an. Seine Tapferkeit und sein scharfer Blick kann viel zum Gewinnen einer Schlacht beitragen, aber ist auch im Stande,

*) Im „Zeitalter Ludwig des XIV."

eine durch Uebermaß von Vertrauen zu verlieren, und was dann? . . . Er würde in einer Schlacht ganz Frankreich aufs Spiel setzen; da darf man sich wohl besinnen und nicht alles seinem Ungestüm preisgeben."

Aber am allerwenigsten hätte man Vendome dem Prinzen beigeben sollen. Es war am Hofe eine mächtige Partei, welcher es gelungen war, zwischen dem Prinzen und seinem Vater eine Scheidewand aufzurichten und zu erhalten, und Vendome war eine Hauptperson bei diesen Umtrieben; er spielte die bedeutendste Rolle in der Umgebung des Thronfolgers, und sein grenzenloser Ehrgeiz ließ ihn bei dem voraussichtlich nahen Tode des alternden Königs einen unbeschränkten Einfluß hoffen, wenn er Vater und Sohn immer mehr gegen einander aufreizen und den letzteren in der öffentlichen Meinung vernichten könnte. Dazu kamen noch persönliche Reibungen zwischen Vendome und der Gemahlin des Prinzen; und hauptsächlich bildete die freche Sittenlosigkeit des Generals mit den strengen Grundsätzen des Prinzen einen so auffallenden Gegensatz, daß jener sich über die Ansicht des Prinzen von ihm keine Täuschung machen konnte; die Verachtung, die er freilich völlig verdiente, sah er als eine unerträgliche Beleidigung an. Als daher der Prinz zum Heer kam, konnte man gleich von Anfang an an dem hochfahrenden Tone, in welchem Vendome dem Generalissimus Befehle ertheilte, statt von ihm Befehle anzunehmen, wohl bemerken, daß das für einen glücklichen Erfolg unumgänglich nothwendige harmonische Zusammenwirken hier geradezu unmöglich sei. Natürlich bildete sich auch um jeden der beiden Heerführer sogleich ein Kreis von Höflingen und Schmeichlern, welche viel mehr darauf ausgiengen, sich gegenseitig, als die Feinde zu bekämpfen. Dennoch war der Anfang des Feldzuges glücklich und der Ueberfall der Hauptstadt des spanischen Flanderns, Gent, erweckte Hoffnungen, welche aber furchtbar getäuscht wurden.

Auf dem Weg zum Heere schickte der Prinz von Senlis aus einen Eilboten an Fenelon mit folgenden Zeilen (vom 15. Mai 1708): „Es freut mich unendlich, daß mein Feldzug in Flandern mir Gelegenheit gibt, Sie, mein lieber Erzbischof, zu umarmen, und Ihnen persönlich die Versicherung von meiner innigen Freundschaft

bis in den Tod zu erneuern. Ein wahres Vergnügen hätte es mir gemacht, bei Ihnen zu übernachten; aber Sie wissen, es gibt Gründe, die mich zur Vorsicht nöthigen, und ich denke, Sie werden es nicht übel nehmen. Ich werde morgen gegen 9 Uhr in Cambrai sein, dort auf der Post etwas essen und von da mich zu Pferd nach Valenciennes begeben; dort hoffe ich Sie zu sehen und über verschiedne Angelegenheiten zu sprechen. Wenn ich nicht öfter etwas von mir hören lasse, dürfen Sie glauben, daß es nicht Mangel an Liebe und Dankbarkeit ist; sie ist in mir so lebendig als möglich."

Da Fenelon der Einladung nach Valenciennes nicht Folge leistete, um das Mißtrauen des Königs nicht zu erregen, so schrieb ihm der Prinz bald darauf unter Anderem Folgendes: . . . „Die Weisungen, die Sie mir im zweiten Theil Ihres Briefs geben, freuen mich sehr, und ich bitte Sie inständig, mir sie, so oft Sie mögen, wieder einzuschärfen. Es scheint mir, daß ich, Gottlob! zum Theil die Gesinnungen besitze, welche Sie mir einzuflößen suchen, und wenn mir Gott die Erkenntniß schenkt, in welchen Stücken es mir noch fehlt, so wird er mir auch die Kraft geben, Alles zu vollbringen und die Mittel zu gebrauchen, die Sie mir vorschreiben. Es kommt mir vor, Sie kennen mich noch recht ordentlich, dafür daß Sie mich fast nie sehen. . . . . Auf die Kirchen und Pfarrhäuser werde ich besonders Achtung geben; es ist dieß ein wesentlich wichtiger Punkt, wo ich strenge Maßregeln treffen werde. Ich bitte Sie dringend, fahren Sie in Ihrer Fürbitte fort; ich bedarf derselben mehr als je. Vereinen Sie Ihr Gebet mit dem meinigen, oder vielmehr, ich will das meinige mit dem Ihrigen vereinigen; denn ich weiß, daß in dieser Beziehung der Bischof dem Prinzen vorgeht. Es ist recht vorsichtig von Ihnen daß Sie nicht hieher kommen, aus demselben Grund, aus welchem ich nicht in Cambrai übernachtet habe, was ich gewiß gethan hätte, wenn nicht entscheidende Gründe mich abgehalten hätten. Sonst hätte es mich außerordentlich gefreut, Sie während meines Aufenthalts hier zu sehen, und mich mit Ihnen über viele Gegenstände zu unterhalten, über welche Sie besser als irgend Jemand mich hätten aufklären und mir rathen können. Sie wissen

die Freundschaft, die ich immer für Sie gehabt und daß ich Ihnen bei allen ungerechten Anklagen immer Recht gegeben habe. Seien Sie von meiner unwandelbaren Freundschaft bis in den Tod überzeugt."

Fast unmittelbar auf die Einnahme der Stadt Gent folgte das unglückliche Gefecht bei Oudenarde am 11. Juli 1708, wo Vendome durch seine Nachlässigkeit sich überfallen ließ, und dann seinen Fehler durch Wunder der Tapferkeit wieder gut zu machen suchte. Er wurde dabei im entscheidenden Augenblick durch den Herzog von Burgund, den Herzog von Berry, seinen Bruder und den sogenannten Ritter Georg gerettet, welcher letztere*) in der französischen Armee diente und durch seinen Waffenruhm das Unglück, das seine Familie auf dem Thron hatte, auszugleichen suchte. Die drei Prinzen setzten sich bei dieser Gelegenheit so kühn der Gefahr aus, daß sie beinahe von den Feinden umzingelt worden wären. Noch schlimmer als der Verlust an Mannschaft war der Zwiespalt, welcher in Folge dieses Gefechts zwischen den Führern des französischen Heers ausbrach. Vendome voll Wuth, daß er sich hatte überfallen lassen, wollte auf dem Schlachtfeld die Nacht über bleiben und am folgenden Tag den Kampf wieder aufnehmen. Als man diese Frage im Kriegsrath besprach und der Prinz reden wollte, fuhr ihm der hochmüthige Vendome sogleich zornig über den Mund und herrschte ihn vor allen Offizieren an: Erinnern Sie sich, daß Sie hier nur zu gehorchen haben! Alle Anwesenden entsetzten sich über dieses unerhörte Benehmen gerade in dem Augenblick, wo man den Gehorsam gegen die Anordnungen dieses Manns so schwer büßen mußte. Der Prinz aber trug einen schwereren Sieg davon, als wenn er die Feinde geschlagen hätte; er fühlte, daß er entweder es aufs Aeußerste ankommen lassen oder völlig schweigen müsse, und schwieg; die Andern schwiegen auch, da sie sahen, daß Vendome nur sich selbst hören wollte, und daß er sich selbst vor dem zukünftigen Thronerben nicht scheute. Zuletzt aber kamen doch von allen Seiten Stimmen über die Größe der Gefahr, so daß Vendome sich vor Zorn nicht mehr zu

---

*) Siehe Seite 264.

helfen wußte und schrie: Ich sehe wohl, daß die Herren es alle so wollen, so muß man eben sich zurückziehen!

Der Prinz Eugen und Marlborough unternahmen nun die Belagerung von Lille, und die Armee des Prinzen bekam den Auftrag, die Belagerung aufzuheben. Die Blicke von ganz Frankreich waren auf den Prinzen gerichtet, und man konnte voraussetzen, daß der Enkel um keinen Preis an der Spitze eines Heers von 100,000 Mann die schönste Eroberung seines Großvaters den Feinden werde in die Hände fallen lassen. Die große Menge kann freilich die Schwierigkeiten nicht würdigen, welche oft die erwarteten Erfolge unmöglich machen, wie sie dort aus der Uneinigkeit der Oberbefehlshaber entsprangen. Vendome's Anhänger klagten über die ängstliche Vorsicht des Prinzen; alle ihre Briefe nach Paris und an den Hof waren voll von bitteren Vorwürfen, von boshaften Bemerkungen, von beißendem Spott; und diese feindseligen Gerüchte wurden durch eine mächtige Partei verbreitet, welche hartnäckig darauf ausgieng, des Prinzen guten Namen zu schänden. Der Prinz selbst hielt es für unter seiner Würde, auf solche Anklagen einzugehen und sich selbst zu rechtfertigen, seine Freunde ließen sich auf geheime Umtriebe nicht ein, und ihre vernünftigen Gründe fanden gegenüber der Partei-Leidenschaft und dem Vorurtheil kein Gehör. Diese 4 Monate waren ohne Zweifel die peinlichste Zeit in dem Leben des Prinzen; aber desto wohlthuender war es für ihn, daß er in seiner damaligen Stellung mit Fenelon einen ungehemmten Briefwechsel führen konnte, in welchem sie sich gegenseitig das Herz ausschütteten.

Man hatte Fenelon die Meinung beigebracht, der Prinz beabsichtige, vor der Entscheidung des Schicksals der Festung Lille nach Versailles zurückzukehren, während die Jahreszeit die Fortsetzung des Feldzugs noch lange möglich machte. Er machte ihm über ein so unwürdiges Vorhaben die ernstlichsten Vorstellungen (im September 1708): „Ich kann nicht umhin, Ihnen wiederholt zu sagen, daß Sie nach meiner Ansicht bis zuletzt bei dem Heer bleiben müssen, ebenso wie Boufflers in der Festung Lille. Kann man bis zum Ende des Feldzugs keine tüchtige, rühmliche That ausführen, so haben Sie dann wenigstens Ihre Geduld, Ihre

Festigkeit, Ihre Entschlossenheit gezeigt, die Gelegenheit zum Handeln bis ans Ende abzuwarten; Sie haben wenigstens Zeit, den Truppen Ihren guten Willen zu beweisen und die Herzen für sich zu gewinnen. Wird dagegen noch ein kräftiger Schlag ausgeführt, ehe man den Rückzug antritt, warum sollten Sie nicht dabei sein und Andern die Ehre davon zufallen? Warum soll die Welt meinen, man wage keine kühne, kräftige That, so lange Sie den Oberbefehl haben, Ihre Gegenwart sei nur ein Hinderniß, und man müsse Ihren Abgang erwarten um etwas Rechtes zu unternehmen? Wenn irgend etwas zu hoffen ist, so ist es jedenfalls in dem Augenblick, wo die Feinde genöthigt sein werden, sich zurückzuziehen oder ihre Winterquartiere im Lande zu nehmen; das ist die entscheidende Entwicklung für den ganzen Feldzug, und da sollten Sie nicht auf dem Platz sein? Sie müssen allerdings dem König unbedingt gehorchen, aber einen bestimmten Befehl zum vorzeitigen Abgang erst abwarten und wo möglich vermeiden. Sonst hätten Sie die ganze Schmach des Feldzugs zu tragen und Vendome bliebe die Hoffnung des glücklichen Erfolgs."

Der Prinz beruhigte Fenelon über die Grundlosigkeit dieses Gerüchts, welches nur von seinen Feinden ausgestreut worden war um ihm zu schaden. Er war übrigens eben jetzt von dem harten Joch des gewaltthätigen Vendome erlöst, da der König dem Marschall v. Berwick Befehl gegeben hatte, mit seiner Heeresabtheilung zu der des Prinzen zu stoßen, und mit Vendome sich in die Berathung des Prinzen zu theilen.

Der Marschall v. Berwick hatte sich bereits durch den Sieg bei Almanza ausgezeichnet und war, obgleich erst 37 Jahr alt, als einer der größten Feldherrn Europa's anerkannt; er besaß neben der unerschrockensten Tapferkeit eine ruhige Kaltblütigkeit, vermöge welcher er nie etwas auf den Zufall oder auf ein tollkühnes Zugreifen ankommen ließ. Diese zu jeder Zeit höchst schätzbaren Eigenschaften waren von doppeltem Werth in dem Augenblick, da das Heer des Prinzen die einzige Schranke gegen die Ueberschwemmung Frankreichs durch die feindlichen Schaaren bildete. Gleich nach der Ankunft Berwicks schlug Vendome vor, die Schanzen der Feinde zu stürmen, um Lille zu entsetzen. Nach gründlicher Unter=

suchung der feindlichen Stellungen erklärte Berwick, daß man durch diese Unternehmung das Heer einer gänzlichen Vernichtung aussetze ohne irgend eine Wahrscheinlichkeit des Erfolgs; ebenso kaltblütig, als er bei Almanza den Befehl zum Angriff gegeben hatte, stimmte er daher dießmal gegen den Angriff; und trotz Vendome's Ungestüm nahm der Prinz mit dem ganzen Kriegsrath seine Meinung an. Hierauf bezieht sich der Brief des Prinzen vom 20. September 1708:

„Ich habe in der letzten Zeit zwei Briefe von Ihnen erhalten, mein lieber Erzbischof, Sie werden wohl begreifen, daß ich nicht viel Zeit hatte, den ersten früher zu beantworten, und der zweite ist mir erst gestern übergeben worden. Von meiner Rückkehr ist keine Rede gewesen; Sie dürfen überzeugt sein, daß ich in dieser Beziehung von jeher und noch jetzt ganz Ihrer Ansicht bin, und daß ich, außer auf wiederholten höheren Befehl, in jedem Fall bis zum Ende des Feldzugs an der Spitze des Heeres zu bleiben gesonnen bin.

Ich komme an den zweiten Brief. Ich habe allerdings seit 14 Tagen eine Prüfung durchgemacht und ich habe sie bei weitem nicht so bestanden, wie ich hätte sollen. Ich lasse mich vom Glück hinreißen und von den Widerwärtigkeiten niederschlagen; ich habe mich namentlich durch die Eindrücke der Niederträchtigkeit und des Widerspruch-Geistes übermannen lassen, so wie durch die peinliche Ungewißheit und die Furcht in einer für den Staat so entscheidenden Sache einen Fehlgriff zu thun. Ich hatte den wiederholten Befehl des Königs, die Feinde anzugreifen, und Vendome drang darauf es zu thun, während Marschall v. Berwick und alle alten Offiziere mit dem größten Theil des Heeres erklärten, es sei unmöglich daß es gelinge, das Heer gehe dabei zu Grunde. Auf die erste Vorstellung, die ich dem König darüber zu machen für meine Pflicht hielt, wiederholte er seinen Befehl. Ich sah die traurigen Folgen einer verlornen Schlacht und hatte fast keine Hoffnung sie zu gewinnen; höchstens die Aussicht auf einen Rückzug nach einem vergeblichen Angriff. In dieser Lage befand ich mich acht bis neun Tage, bis endlich der König von

dem Stand der Dinge unterrichtet, den Befehl zum Angriff zurücknahm und mir die Entschließung anheimstellte.

Die Unentschlossenheit, die Sie berühren, muß ich allerdings mir selber vorwerfen; Trägheit, Gleichgiltigkeit, manchmal falsche Schaam, Menschenfurcht, Aengstlichkeit hindern mich oft, mich zu entscheiden und in wichtigen Angelegenheiten durchzugreifen. Sie sehen, daß ich mich aufrichtig gegen Sie ausspreche, und ich bitte Gott täglich mir mit der Weisheit und Klugheit zugleich die Kraft und den Muth zu geben, um das, was ich als meine Pflicht erkenne, auszuführen.

Die entscheidende Stimme hatte ich im Anfang des Feldzugs noch nicht, der König hatte mich angewiesen, im Fall der Meinungsverschiedenheit Vendome nachzugeben, wenn er auf seiner Ansicht beharre. Nach dem Gefecht bei Oudenarde erbat ich mir und erhielt das Recht der Entscheidung, welches ich vielleicht seitdem nicht so viel gebraucht habe, als ich hätte sollen.

Das Lob, das Sie mir ertheilen, würde ich, wenn es nicht von einem Mann wie Sie käme, für Schmeichelei halten, denn in der That verdiene ich es wohl nicht, und man hält zu viel von mir; ich muß eben mit Gottes Hilfe wenigstens annähernd so zu werden suchen, wie man von mir denkt. Meine freundschaftliche Gesinnung gegen Sie ist Ihnen bekannt; sie hört nur mit meinem Leben auf.

Noch benutze ich die Gelegenheit um Sie zu fragen, ob Sie es nicht für durchaus unrecht halten, daß ich in einem Frauen-Kloster Quartier genommen habe. Die Nonnen sind zwar abgesondert, aber ich habe einen Theil ihrer Zimmer inne; wenn es nöthig wäre, würde ich das Haus verlassen, man möchte darüber sagen was man wollte. Ich bitte Sie, mir Ihre Ansicht darüber zu sagen, um so mehr, als ich gegenwärtig mich in Ihrem Sprengel befinde.“

Fenelon antwortete auf diese Frage, welche von dem zarten Gefühl des Prinzen für Religion und Sittlichkeit Zeugniß giebt: „Das Quartier im Kloster darf Ihnen keine Unruhe machen; es ist dieß ein Nothfall, an den man bei den Cantonnirungen gewöhnt ist. In Ihrer Umgebung sind nur geordnete, anständige

Leute, und die gute Zucht und Ordnung, die Sie halten, macht einen wohlthuenden Eindruck."

Da der Prinz nur auf innere Vorzüge Werth legte, und deßhalb im Aeußerlichen Manches nicht beachtete, was für hochgestellte Personen von Bedeutung ist, schrieb ihm Fenelon (24. September 1708):

„Ich höre, daß vornehme und verdiente Personen sich beklagen, daß Sie sie weder dem Namen, noch dem Gesicht nach kennen, während Ihr Herr Bruder sie alle kennt, unterscheidet und freundlich behandelt. Und doch besitzen Sie besser als irgend welcher Prinz die Mittel, den Leuten im Umgang Genüge zu thun; Sie sind heiter, gefällig, ein recht angenehmer Gesellschafter wenn man es sagen darf; Sie haben eine so reiche Bildung, daß Sie über Alles und den Bedürfnissen eines Jeden gemäß reden können; das zieht immer an, und es hängt nur von Ihnen ab, sich dieses Vortheils zu bedienen; es wird Sie nur etwas Selbstüberwindung und Gefälligkeit kosten, wozu Ihnen Gott die Kraft geben wird, wenn Sie sie begehren; nur vor weltlichem Ruhm müssen Sie sich dabei hüten. Hochgestellte Fürsten haben es darin gut, daß Jeder, der sich für sie der Gefahr des Todes aussetzt, froh daran ist, wenn er im rechten Augenblick nur ein freundliches Wörtchen von ihnen zu hören bekommt. Das ganze Heer wird Ihres Lobes voll sein, wenn jeder Einzelne Sie zugänglich, offen und gütig findet.

Was Ihre Fehler betrifft, gnädiger Prinz, so danke ich Gott, daß er sie Ihnen zu fühlen gibt und daß er Ihnen durch so ernste Zucht Mißtrauen gegen Ihr eignes Herz einflößt.

Man sagt mir auch, der Graf v. Evreux habe einen Brief abgeleugnet, von dem Jedermann weiß, daß er ihn geschrieben hat, und daß Sie seine Lüge zu leicht geglaubt haben. Ich meinestheils halte es Ihrer Stellung für würdig, das Urtheil über die Wahrheit seiner Aussage vorerst dahingestellt sein zu lassen und ihm, wenn es verlangt wird, von Herzen zu vergeben. Daß seine Aussage keinen Glauben verdient, wie ich gewiß weiß, sage ich Ihnen unter dem Siegel der tiefsten Verschwiegenheit.

Wenn ich so Alles, was mir zu Ohren kommt, aufgreife, fürchte ich nicht, Ihnen zu mißfallen, indem ich Ihnen aus unbegränzter Anhänglichkeit Vorstellungen mache und überzeugt bin, Sie werden sie wohl zu benützen wissen. Auch die ungerechtesten Gerüchte zu vernehmen kann Einem von Nutzen sein, wenn man das Herz auf dem rechten Fleck hat, wie es bei Ihnen, Gottlob! der Fall ist."

So schön die weise Sorgfalt ist, mit welcher Fenelon seinem ehemaligen Zögling seine Fehler vorhielt, so rührend ist die Art, wie der Prinz diese Vorstellungen aufnahm. Er schrieb am 3. October 1708:

„Ihren großen Brief, lieber Erzbischof, habe ich nicht früher beantworten können, da ich oft lange Berichte über die mir aufgetragenen Thätigkeiten abzufassen habe; aber jetzt kann ich einen Punkt um den andern vornehmen.

Allerdings schließe ich mich oft ein; ich habe, wie gesagt, an manchen Tagen viel zu schreiben, doch kann ich nicht leugnen, daß ich oft Zeit verliere; ebenso ist es wahr, daß ich mehr mit denjenigen Personen rede, an die ich mehr gewohnt bin, und daß ich mich in dieser Beziehung zu sehr gehen lasse.......

Daß manche Verhandlungen des Kriegsraths in die Oeffentlichkeit gekommen sind, ist nur zu wahr, aber man darf es mehr auf Vendome's Rechnung schreiben, als auf die meinige......

Ich wüßte nicht, daß ich bei irgend welchen Vorkommnissen der letzten Zeit unerfahrne Leute zu Rath gezogen hätte. Ich habe mit den ältesten Generalen gesprochen, mit Männern von fleckenloser Tapferkeit; wenn ihre Vorschläge als furchtsam ausgegeben worden sind, so dürften sie vielmehr als vorsichtig bezeichnet werden.

Wahr ist, daß die gränzenlose Anmaßung Vendome's und meine Erfahrung von seinen raschen unverdauten Planen mir alles Zutrauen zu ihm genommen hat und daß ich doch in Fällen, wo ich hätte entscheiden sollen, theils aus Vorurtheil, theils aus Schwäche zu viel nachgegeben habe.

Darüber, daß mein Bruder die vornehmen Offiziere besser kennen und besser behandeln soll, als ich, kann ich nichts bestimmtes sagen. Er hat weniger zu schreiben als ich, und kann sie deßwegen öfter sehen.

Ich werde mich bemühen, den Weisungen, die Sie mir geben, nachzukommen, und bitte Gott, er wolle mir dazu Gnade verleihen, daß ich weder rechts noch links zu weit gehe.

Ich werde auch von dem, was Sie über den Grafen v. Evreux sagen, Gebrauch machen, ohne eine Wichtigkeit darin zu suchen, sondern nur, damit er mich nicht für einen Dummkopf hält. Sie wissen, daß dieß eine Persönlichkeit ist, vor der man sich hüten muß. Ich bin darauf gefaßt, daß man Manches über mich sagt und noch sagen wird; was ich verdient habe, das nehme ich auf mich, das übrige Gerede verachte ich, vergebe aber von Herzen denen, die mir Böses wünschen oder thun und schließe sie täglich in mein Gebet ein.

Das ist meine Gesinnung, mein lieber Erzbischof, und meine unveränderliche Freundschaft gegen Sie ist Ihnen bekannt. Ich hoffe, am Ende des Feldzugs Ihnen persönlich die Versicherung derselben aussprechen zu können, aber wann, kann man noch nicht sagen; mit Lille ist noch nichts entschieden."

Von dem hohen Sinn Fenelon's und von seinem treuen Herzen gaben besonders folgende Aeußerungen in seinen Briefen Zeugniß:

„Wer Andern zu befehlen hat, kann es nicht im Segen thun, sobald er die Achtung und das Vertrauen seiner Unterthanen verloren hat. Unerträglich hart für das Volk, im höchsten Grad gefährlich und entwürdigend für den Fürsten wäre eine reine Gewalt-Herrschaft, welche nicht durch die Achtung, durch gegenseitige Liebe und Vertrauen gemildert würde. Es ist daher unerläßlich, auch vor Gottes Augen, daß hohe Häupter sich unablässig bemühen, Liebe und Achtung zu gewinnen, nicht aus eitler Selbstgefälligkeit, sondern aus Treue gegen Gott, von dessen Güte sie auf Erden ein Abbild darstellen sollen.....

Das tröstet mich bei den Widerwärtigkeiten und den Angriffen, die Sie zu erleiden haben, daß ich darin die Absicht Gottes

erkenne, welcher Sie durch Widerwärtigkeiten läutern, und Sie, wie den einfachsten Privatmann, die Nöthen des menschlichen Lebens erfahren lassen will. Sie brauchen sich mit einer Antwort nicht zu bemühen; ich bin zufrieden, mein Herz im Stillen vor Gott allein gegen das Ihrige ausgeschüttet zu haben. Auf Ihn setze ich mein ganzes Vertrauen in Beziehung auf Ihr Wohlergehen; ich bringe Sie täglich mit der innigsten Andacht vor den Altar. Bei aller Begabung, die Ihnen Gott geschenkt hat, stehen Sie doch in Gefahr, unwiederbringliche Fehler zu machen, wenn Sie sich einer schwächlichen, ängstlichen Andächtigkeit hingeben würden. Hören Sie die erfahrensten Männer und fassen Sie darnach Ihren Entschluß. Es ist weniger gefährlich, einen unrichtigen zu fassen als gar keinen oder zu spät. Halten Sie, gnädiger Prinz, diese Freimüthigkeit einem alten Diener zu gut, welcher unablässig für Sie betet, und in dieser Welt keinen andern Trost hat, als den, zu hoffen, daß trotz aller widrigen Zwischenfälle Gott durch Sie unendlich viel Gutes zu Stand bringen wird. Gott, auf den ich vertraue, nicht auf Menschen, wird Ihre Anstrengungen segnen, und selbst wenn er zuließe, daß Ihnen nichts gelänge, würden Sie der Welt beweisen, daß man das Lob der wackeren, einsichtsvollen Leute verdient, wenn man den Muth und die Geduld hat, im Unglück unerschütterlich fest zu stehen.....

O wie sehr hat Gott Sie lieb, gnädiger Prinz, daß er Sie durch so viele Widerwärtigkeiten weise zu machen sucht. Er bringt Ihnen zum Bewußtsein, wie gefährlich der Krieg ist, wie die stärksten Heere nichts helfen, wie große Staaten leicht erschüttert werden. Er zeigt Ihnen, wie die hochgestelltesten Fürsten von der öffentlichen Meinung streng gerichtet werden, während die Schmeichler ihnen unaufhörlich Weihrauch streuen. Wer über Menschen zu regieren bestimmt ist, muß sie aus Liebe zu Gott lieben, ohne zu erwarten, daß er von ihnen geliebt werde, und sich für ihr Wohl aufopfern, wenn er gleich weiß, daß sie über ihn lästern, dafür daß er sie mit Güte und Milde regiert. Doch muß ich Ihnen sagen, daß das Volk Sie achtet, schätzt, viel Gutes von Ihnen erwartet und sich gerne überzeugen ließe, daß Sie auf dem rechten

Weg sind. Man meint nur, Sie geben sich einer düsteren, einseitigen, ängstlichen Frömmigkeit hin, die Ihrer Stellung nicht gemäß sei; Sie verstehen nicht, sich ein maßvolles aber entschiedenes Ansehen zu geben, ohne die unverbrüchliche Unterwürfigkeit gegen den König zu verletzen. Ja, wer ist denn auf Erden, der keine Schwachheiten an sich hat, der nicht große Fehler gemacht hat? Wer ist im 26sten Jahr Meister in dem sehr schwierigen Kriegs-Handwerk, besonders wenn er es nicht anhaltend betrieben hat?

Wenn Sie Ihrem Christenthum Ehre machen wollen, so können Sie nicht genug darauf Bedacht nehmen, daß Ihre Frömmigkeit freundlich, einfältig, hingebend, mittheilsam sei; Sie müssen sichs angelegen sein lassen, äußerlich so viel als möglich für das allgemeine Beste Sorge zu tragen und die Bedenklichkeiten über unbedeutende Dinge fallen lassen; Sie müssen die Frömmigkeit, so zu sagen, vor den Zweiflern und Freigeistern rechtfertigen, indem Sie sie auf eine einfache, edle, kräftige, Ihrem Rang angemessene Weise üben. Fassen Sie nur vom Grund der Liebe zu Gott aus die wesentlichsten Pflichten Ihres Standes fest ins Auge, und machen Sie die Gewissenhaftigkeit nie widerwärtig durch ängstliches Wesen in Kleinigkeiten. Ein Fürst kann am Hof und im Heer die Leute nicht wie Mönche in der Zucht halten, man muß sich mit dem Möglichen begnügen und sich nach ihrer Fähigkeit richten."

Von besondrer geschichtlicher Wichtigkeit sind die zwei folgenden Briefe, in welchen Fenelon alle die grundlosen oder übertriebenen Vorwürfe zusammenfaßt, durch welche man den Prinzen in den Augen des Königs und des Publikums herabzusetzen suchte, als ob er daran Schuld wäre, wenn die stärkste Festung des Königreichs trotz der ausgezeichnetsten Vertheidigung des Kommandanten Boufflers den Feinden in die Hände fiele. Fenelon schreibt vom 15. October 1708: „Gnädiger Prinz! So strenge ich auch über Alles, was Sie betrifft, bis in das Grab das Geheimniß zu bewahren Willens bin, um Ihnen in keiner Weise zu schaden, so kann ich doch nicht umhin, mir die Freiheit zu nehmen, Ihnen auf sehr sicherem und geheimem Wege noch einmal zu sagen, was

mir über Ihre Person fortwährend zu Ohren kommt. Ich denke mehr an Sie, als an mich selbst, und ich wollte lieber durch einen Dienst, den ich Ihnen leiste, Ihnen zu mißfallen wagen, als Ihnen dadurch gefallen, daß ich diesen Dienst unterlasse. Uebrigens bin ich überzeugt, daß man nie Ihr Mißfallen sich zuziehen kann, wenn man Ihnen aus redlicher Absicht und in Ehrerbietung mittheilt, was Ihnen zu wissen von Werth ist.

1. Man sagt, Sie haben den Befehl des Königs, den Prinzen Eugen anzugreifen, während Marlborough auf Ostende zu zog, nicht vollziehen wollen und durch diese Weigerung seien Sie Schuld an dem Verlust der Stadt Lille. Ich kann nicht glauben, daß der Thatbestand so ist, wie man es recht hämisch beschreibt.
2. Man behauptet fortwährend, Sie seien eigentlich an dem Gefecht bei Oudenarde Schuld, da Sie ohne alle Verständigung mit Vendome den übereilten Befehl zum Angriff gegeben haben.
3. Man behauptet, bei Ihrer Ankunft in Marque habe v. Artaignan erklärt, daß die Feinde noch nicht verschanzt, die Ebene für einen Reiterei-Angriff geeignet sei und er für einen glücklichen Erfolg gut stehe, wenn man angreife; aber er habe keine Antwort bekommen; man sei zu keiner Entschließung gelangt; Sie haben gegen Vendome's Willen die Rückkehr eines an den König abgegangnen Eilboten erwarten wollen, und so habe man die Gelegenheit, Lille zu retten, offenkundig hinausgelassen. Ein Soldat sagt mir, er habe Artaignan auf der Ebene, die ihm genau bekannt sei, herumgeführt und sei bis ganz nahe zu den Feinden hingekommen; es sei noch keine Verschanzung angefangen, nirgends ein Engpaß, ein Wald, kurz keine Spur von Hinderniß da gewesen, der Festung zu Hilfe zu kommen. Er habe sich die Freiheit genommen, laut seine Meinung zu sagen, aber Niemand habe sich herbeigelassen ihn anzuhören, noch sich die Mühe genommen, selbst zu sehen; mit Einem Wort, fast Niemand habe etwas von dem Angriff hören wollen.

4. Man sagt, Sie haben schon unendlich viel Berichte an den Hof gemacht, um sich zu rechtfertigen und doch noch nichts Klares und Bestimmtes für Ihre Entlastung vorgebracht, Sie haben nur allgemeine, oberflächliche Antworten gegeben mit übelangebrachter Bescheidenheit und Unterthänigkeit. Anfangs sei Stadt und Hof für Sie begeistert gewesen, aber jetzt sei Stadt und Hof umgestimmt und halte Sie für schuldig. Nicht nur die große Menge werde immer kecker in ihrem Urtheil, sondern die Unzufriedenheit soll auch höheren und höchsten Orts vorhanden sein; — ohne Zweifel würden auch sonst sehr vorsichtige Leute nicht so offen gegen Sie sich äußern, wenn sie nicht wüßten, daß auch am Hof Vorurtheile gegen Sie genährt werden.

5. Das Schlimmste ist, daß sehr viele Offiziere der Armee, welche nach Paris schreiben oder dahinzurückkehren, zu verstehen geben, der schlechte Rath schwacher furchtsamer Leute, welchen Sie zu viel Gehör schenken, habe den Angelegenheiten des Königs unersetzlichen Schaden gebracht und Ihrem Namen einen Makel angehängt. Das Herz blutet mir, wenn ich allenthalben solches Gerede höre; aber ich wage nicht, so kräftig als es nöthig wäre dagegen aufzutreten weil Alles von dem Strom sich mit fortreissen läßt und ich nicht thun will, als ob ich in Geheimnisse eingeweiht wäre, die zu Ihren Gunsten sprechen.

6. Man sucht sogar mit abgefeimter Bosheit die kleinlichsten Vorkommnisse aus Ihrer Lebensweise auf, um ihnen eine gehässige Darstellung zu geben. Man sagt z. B., neben Ihrer bis zur Aengstlichkeit strengen Frömmigkeit komme es doch bisweilen vor, daß Sie auffallend viel trinken.

7. Man beklagt sich darüber, daß Ihr Beichtvater zu oft sich mit Ihnen einschließe und sich in Kriegs-Angelegenheiten mische. Als man ihn beschuldigte, Ihnen den Angriff bei la Marque abgerathen zu haben, habe er an La Chaise geschrieben, er möchte dem König beibringen, daß er selber die Ortslage und die Stellung der Feinde ausgekundschaftet, zum Angriff gerathen und die Unterlassung des Angriffs

für eine Schmach erklärt habe. Dadurch will man ihn lächerlich machen als einen eiteln Menschen, der etwas vom Krieg verstehen wolle und auf Kundschaft ausgehe; während ich der Wahrheit zur Ehre sagen muß, daß er solchen Spott nicht verdient, und daß sein Brief ganz bescheidnen und geziemenden Inhalts ist.

8. Man behauptet, Sie haben dieselben Nachrichten, welche Sie an den König in Geheimschrift geschrieben haben, auch schwatzhaften, Ihres Vertrauens unwürdigen Personen mitgetheilt, und die haben dieselben ausgeplaudert, ehe noch Ihre geheimen Briefe, in welchen Sie dem König die Bedürfnisse der belagerten Festung berichteten, in die Hand Seiner Majestät gekommen seien.

Dieß sind die wichtigsten Punkte, die mir aus sicheren Quellen zugekommen sind, obgleich ich dem Weltverkehr ferne stehe; ein seltsamer Zufall ist Schuld, daß ich mehr davon weiß als von sonstigen Begebenheiten. Vielleicht wagt Niemand Ihnen das Alles zu sagen; ich wage es und fürchte nichts, als meine Pflicht gegen Gott und gegen Sie zu versäumen. Kein Mensch schenkt all diesem Gerede weniger Glauben als ich, es ist mir sehr peinlich es anzuhören; Ihre Sache ist es, die Vorurtheile der Welt zu nichte zu machen; denn diejenigen, welche Sie verleumden, thun den Mund weit auf, und diejenigen, welche Sie vertheidigen möchten, wagen nicht zu reden.

Ich setze voraus, daß Sie alles Einzelne mit H. v. Chamillart durchgesprochen und ihm Alles handgreiflich gezeigt haben, um Seine Majestät völlig von der Falschheit aller dieser Vorwürfe zu überzeugen.

Es kommt mir nicht zu, mich auf die Kriegführung einzulassen; aber es ist eine bedeutende Stellung, eine starke, durch die Gegenwart eines hochgestellten Fürsten gehobene Armee unter seinem Befehl zu haben. Die Geduld und Standhaftigkeit, mit welcher Sie bis in die vorgerückte Jahreszeit hinein im Feld aushalten, ist ein heilsames Beispiel für unsre jungen Herren, die sich nach Paris zurücksehnen. So lange man noch irgend eine vortheilhafte, ehrenvolle Unternehmung auszuführen hoffen kann, muß sie

von Ihnen ausgehen. Die Feinde scheinen geschwächt zu sein; Sie sind ihnen überlegen an Macht, hoffentlich werden Sie es auch an Unternehmungs-Geist sein und an treffenden Maßregeln um die glückliche Durchführung zu sichern. Das wahre Mittel, um unsern Angelegenheiten das rechte Ansehen wieder zu geben, ist daß Sie einen unabläßigen Eifer beweisen. Ihre Gegenwart würde der Sache und Ihrem guten Namen schädlich sein, wenn sie in so schwierigen Zeiten nutzlos und thatenlos schiene. Hingegen die standhafte Festigkeit, mit der Sie den Feldzug zu Ende führen, wird Jedermann die Augen öffnen und Ihnen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen nöthigen, vorausgesetzt daß man bemerkt, wie Sie vorausblicken, Entschließungen fassen und sie kühn und kräftig ausführen."

Als der Feldzug auf eine für Frankreich höchst traurige und für den Prinzen äußerst unrühmliche Weise ein Ende zu nehmen im Begriff war, zeichnete Fenelon dem Letzteren in Folgendem den Weg vor, wie er mit edler Entschiedenheit sich vor dem König rechtfertigen und die schändlich irregeleitete öffentliche Meinung zu berichtigen suchen sollte: (25. October 1708).

Gnädiger Prinz! das außerordentliche Vertrauen und die Freundlichkeit, die Sie mir in Ihren Briefen bezeugen, kann, weit entfernt mich zu einem unziemlichen Eifer zu verleiten, nur meine Zurückhaltung und meine Neigung verstärken, in meinem vieljährigen tiefen Stillschweigen zu verharren. Nur mit großer Selbstüberwindung nehme ich mir die Freiheit, Ihnen über sehr zarte Angelegenheiten zu schreiben, die eigentlich über meinen Gesichtskreis hinausgehen und Ihnen nur sehr mißliebig sein können; aber ich würde meinen Pflichten gegen Sie untreu zu sein glauben, wenn ich nicht in diesem außerordentlichen Fall alle die starken Gründe, die mich zum Schweigen bewegen, bei Seite setzte, um Ihnen weiter noch Alles zu sagen, was mir zu Ohren kommt.

Das Geschrei gegen Ihre Handlungsweise nimmt nicht ab sondern zu, es ist in Paris so allgemein, daß es nothwendig auf üble Nachreden und bösartige Briefe aus dem Heer zurückgeführt werden muß. Ganz Ihrer Würde angemessen finde ich es, daß

Sie dafür gestimmt sind, Alles zu verzeihen, sich selbst die Kritik, wo sie irgend eine Spur von Begründung haben mag, zu Nutz zu machen und in der Thätigkeit für den Dienst des Königs nach bestem Wissen und Gewissen fortzufahren. Doch wäre es sehr wichtig zu wissen, aus welchen Quellen diese ungerechten und maßlosen Gerüchte hervorkommen, damit Sie sich vor Leuten in Acht nehmen können, welche vielleicht am eifrigsten Ihnen Weihrauch streuen, und doch zugleich heimlich Ihren Ruf auf die frechste Weise untergraben. Diese Erfahrung muß Sie, wie mir scheint, veranlassen, die Menschen genau zu beobachten und sich nur denjenigen anzuvertrauen, welche Sie gründlich geprüft haben, wiewohl Sie Allen, jedem nach seinem Rang mit Güte und Leutseligkeit begegnen müssen.

So wenig ich weiß, was am Hof vorgeht, so kann ich doch nicht glauben, daß dem König jene in ganz Paris verbreiteten Gerüchte gegen Sie unbekannt sind; daher scheint es mir wesentlich, daß Sie schnelle, tüchtige Maßregeln ergreifen, um zu verhindern, daß der König keinen Eindruck davon bekommt, und um ihm mit Augenfälligkeit die Grundlosigkeit der Gerüchte zu beweisen. Briefe haben den Uebelstand, daß sie auf unvorhergesehene, dazwischenlaufende Einwürfe nicht antworten können; dagegen haben sie aber auch einen großen Vorzug vor der mündlichen Rede, daß man bei aller Sanftmuth und Ehrfurcht doch mit einem Nachdruck auftreten kann, wie es in der Unterredung nicht wohl angehen würde. Soviel ist gewiß, es ist dringend nöthig, daß Sie sich gegenüber dem König verwahren und das Publikum, welches wie von der Kette ist, zum Schweigen bringen. Sie müssen freilich im Reden und Handeln möglichst viel Rücksicht, Ehrfurcht, Anhänglichkeit, Unterwürfigkeit beweisen; aber es ist unumgänglich nothwendig, daß Sie sehr triftige Gründe sehr nachdrücklich geltend machen, und keinen Zweifel über Ihr Verhalten mehr aufkommen lassen.

Man spricht auch davon, daß Ihnen Ihre Erziehung nachgehe; Sie seien in einer schwächlichen kleinlich ängstlichen Frömmigkeit befangen und vernachlässigen das, was für die Aufrechthaltung Ihres Rangs und des Waffenruhms des Königs wesentlich sei; Sie seien müßig, gleichgiltig, unentschossen, nur für ein stilles,

verborgenes Privatleben eingenommen; Ihre Neigungen entfernen Sie von hochgesinnten, kühnen Männern, und Sie schenken leichter Ihr Vertrauen schwachen furchtsamen Geistern, von welchen Sie nur unrühmliche Rathschläge erhalten; man versichert, Sie wollen nie etwas wagen, und ohne völlige Gewißheit des Sieges sich in kein Gefecht einlassen; und über diesem Trachten nach einer unmöglichen Sicherheit des Erfolgs zögern Sie und versäumen die bedeutendsten Gelegenheiten.

Ich bin vollständig überzeugt, daß diese frechen Reden der Wahrheit der Thatsachen geradezu entgegengesetzt sind, aber es handelt sich darum, diejenigen zu enttäuschen, welche sich Vorurtheilen hingegeben haben. Man sagt sogar, Ihr Eifer für die Erhaltung der Eroberungen des Königs leide Abbruch durch Ihre einseitigen Ansichten, und natürlich führt man dieselben auf meinen Religions-Unterricht zurück. Sie wissen, gnädiger Prinz, wie weit entfernt ich allezeit gewesen bin, Ihnen solche Grundsätze beizubringen; aber es handelt sich gar nicht um mich, meine Person ist nicht der Rede werth, sondern es handelt sich um den Staat und um die Kriegsmacht des Königs, welche Sie gewiß mit aller möglichen Festigkeit und Thatkraft aufrecht erhalten wollen. Ich weiß, daß Sie Ihre vorsichtigen, weisen Entschließungen nicht ohne den Rath der erfahrensten, unerschrockensten Generale gefaßt haben, aber das gerade will das Publikum nicht glauben, und deßwegen ist das der Haupt-Punkt, den man so augenscheinlich hinstellen muß, das Niemand einen Schatten darauf werfen kann. Sie haben alle Generale um sich; Sie können ganz leicht jeden einzeln vornehmen und verlangen, daß sie Ihnen unter dem Siegel der Verschwiegenheit einen kurzen schriftlichen Bericht von Ihrer Abstimmung bei den wichtigsten Vorfällen des Feldzugs geben; dann können Sie ihnen sagen, Sie werden auf diese Zeugnisse bei dem König sich berufen müssen, damit die Generale sich darauf gefaßt machen, ihre schriftliche Darstellung mündlich zu erhärten. Dadurch gebunden werden sie alle sich entschieden und einstimmig aussprechen müssen, während ohne eine solche Nöthigung jeder auch in der besten Meinung etwas zu viel oder zu wenig sagen, durch schwankende oder abgeschwächte Aus-

sagen die Thatsachen verdunkeln kann, für welche Sie das hellste Tageslicht nöthig haben. Haben Sie diesen Grund gelegt, so können Sie dem König alle Ihre Zeugen nennen und ihn dringend bitten, daß er selbst einen um den andern verhöre. So greifen Sie das Uebel an der Wurzel an und schneiden Ihren Gegnern in den wesentlichsten Punkten alle Beweismittel ab. Es scheint mir zweckmäßig, daß schon jetzt Ihre Briefe bei aller Ehrfurcht und Unterthänigkeit gegen Seine Majestät Ihre Gründe und Ihre Gefühle in dieser Beziehung recht nachdrücklich aussprechen. Kommen Sie dann an den Hof, so müssen Sie nach meiner unmaßgeblichen Meinung Alles, was zu Ihrer Rechtfertigung dient, in ebenso ehrfurchtsvoller und nachdrücklicher Weise gründlich beleuchten und in den König dringen, daß er die vornehmsten Offiziere höre. Sobald dann die entlastenden Thatsachen ins Licht gestellt sind, wünsche ich, daß Sie sofort, ohne Zeitverlust, die Ernennung der geeigneten Männer von dem König auswirken, welche den Feldzug des nächsten Jahres unter Ihrem Kommando mitmachen dürfen. Je mehr man in den Hauptpunkten Sie anzutasten wagt, desto wichtiger ist es, daß Sie die Führung des Heers fortsetzen unter dem Beistand solcher Männer, wodurch Ihr Ruhm und der der Waffen des Königs gesichert ist. Mit Ihren Briefen muß also das Werk angefangen werden, und Ihre Rede, fest, beweglich und ehrerbietig muß es, wo möglich gleich bei der ersten Audienz, zu Ende bringen. Je mehr man Sie der Schwäche und der Furchtsamkeit anklagt, desto mehr müssen Sie durch Ihr nachdrückliches Auftreten beweisen, wie wenig dieß in Ihrem Wesen liegt.

Sehr wünschenswerth scheint mir ferner, daß, wenn Sie sich die entscheidenden Zeugnisse der vornehmsten Offiziere gesichert haben, um alle zweideutigen Aeußerungen aus Klugheits-Rücksichten abzuschneiden, Sie dieselben veranlassen, bei schicklichen Gelegenheiten ihren Freunden schriftlich und mündlich die wirklichen Thatsachen mitzutheilen, um so ganz Frankreich aufzuklären. Ist es doch etwas unerhörtes, daß ein Prinz, der allen wackeren Franzosen theuer sein sollte, in öffentlichen Reden, in gedruckten Briefen, ja in Zeitungen angegriffen wird, ohne daß Jemand wagt, die falschen Aussagen, die man wider ihn vorbringt, zu bestreiten.

Deßwegen wünschte ich, daß glaubwürdige Personen sich schriftlich und mündlich so aussprächen, daß die öffentliche Meinung berichtigt, und Ihnen der Weg gebahnt würde, Ihnen Ihre Rückkehr erfreulich zu machen. . . .

Der Ernst Ihrer Grundsätze und die Frömmigkeit, welche Ihr ganzes Wesen beherrscht, ist mir im höchsten Grade erfreulich und eigentlich erbaulich; aber mit je innigerer Freude ich sehe, was Ihnen Gott ins Herz gibt, desto mehr blutet mir das Herz bei den Reden, die ich hören muß. Ich würde nicht nur für das Vaterland, sondern auch für die Person des Königs, für seinen Ruhm und sein Glück das Leben lassen, und ich bete zu Gott täglich ohne Unterlaß, er möge ihn mit Seinen Segnungen überschütten. . . ."

Nachdem der Prinz über ein halbes Jahr in Flandern und sogar längere Zeit in der Diöcese Cambrai zugebracht hatte, ohne daß er es gewagt hätte, auch nur einmal mit dem Mann, den er im höchsten Grad liebte und ehrte, zusammenzukommen, richtete Fenelon im Augenblick seiner Rückkehr an den Hof noch einen Brief an ihn, nicht um ihm über das Vergangene Vorwürfe zu machen, oder ihm Rathschläge zu geben, welche von den Ereignissen überholt wurden, sondern um ihm in diesem für seine ganze Stellung entscheidenden Augenblick sein Verhalten gegen den König aufs genaueste bis auf die Ausdrücke hinaus, deren er sich bedienen sollte, vorzuzeichnen (November 1708):

„Ich hoffe, gnädiger Prinz, Sie werden mich nicht nach der Zudringlichkeit beurtheilen, welche ich in der letzten Zeit dieses Feldzugs gezeigt habe, sondern sich erinnern, in welcher Zurückhaltung Ihnen gegenüber ich mehr als zehn Jahre verharrt habe, so daß Sie mich für immer hätten vergessen können, wenn Sie überhaupt fähig wären, diejenigen zu vergessen, die die Ehre gehabt haben, einmal in Ihrem Dienste zu stehen. Nur mein Schmerz über das öffentliche Gerede hat mich veranlaßt, mein langes Stillschweigen zu brechen und mich so nachdrücklich auszusprechen. Darf ich wagen, Ihnen nun vorzuschlagen, wie Sie nach meiner Ansicht mit dem König reden sollen im Interesse des Königs, dem des Staats und Ihrem eignen? Sie könnten beginnen mit einem

demüthigen, offenherzigen Bekenntniß gewisser Dinge, welche Ihnen vielleicht einigermaßen zur Last fallen. Sie haben vielleicht die einzelnen Umstände nicht selber hinlänglich untersucht; Sie sind vielleicht nicht oft genug ausgeritten um wichtige Stellungen zu beaugenscheinigen; sind vielleicht nicht weit genug geritten, um genau zu sehen, wie es mit dem Futterholen zugieng; — solche Aeußerungen höre ich von erfahrnen Offizieren, die Ihnen eifrig zugethan sind. Sie haben sich vielleicht einer zu großen Nachgiebigkeit gegen Vendome hingegeben, welcher sich geschämt hätte, daheim zu bleiben und doch verzweifelt ungern sich entschlossen hätte, solche Ausflüge mitzumachen. Sie haben sich mit den vorzüglichsten Generalen nicht genug einzeln unterhalten, weil Vendome es hätte übelnehmen können. Sie sind vielleicht unentschlossen, ja, wenn es erlaubt ist es zu sagen, etwas schwach gewesen um einen Mann zu schonen, auf welchen der König Ihnen befohlen hatte Vertrauen zu setzen; Sie haben seiner Heftigkeit, seinem Starrsinn nachgegeben, um einen Zusammenstoß zu vermeiden, der dem König mißfallen hätte. Sie haben mehreremal nicht gewagt, den besten Rath der vornehmsten Offiziere zu befolgen, um dem Mann, dem der König sein Vertrauen schenkte, nicht offen zu widersprechen; um des Friedens willen haben Sie lieber Ihren guten Namen hintangesetzt. Die Folge davon ist, daß man Ihre Geduld als Schwäche, als Unentschlossenheit ansieht und daß es allenthalben heißt, Sie haben sich kein Ansehen zu geben gewußt und keine Thatkraft gezeigt.

Wenn Sie alle diese Punkte, in welchen Sie in gutem Glauben gefehlt zu haben meinen, dem König ganz unbefangen bekannt haben, dann haben Sie das völlige Recht, auch die ganze Wahrheit ihm auseinanderzulegen. Sie können ihm vorstellen, was die tüchtigsten Offiziere des Heers ihm auf Befragen sagen werden, nemlich: daß der Mann, der Ihnen beigegeben war um Sie zu belehren und zu unterstützen, Sie nichts lehrte und Sie nur hinderte; daß er, der den Kriegsruhm des Königs erhalten und den Ihrigen begründen sollte, Alles verderbt und Ihnen den Unwillen des Publikums zugezogen hat. Sie können da ein sprechendes Bild von Vendome's Charakter entwerfen: träge,

gleichgiltig, anmaßend und eigensinnig sieht er nichts an, hört auf nichts, und entscheidet nur auf gut Glück; da ist keine Voraussicht, kein Zurathziehen, kein Plan, kein Hilfsmittel, wo es gilt, außer ein ungestümer Muth; keine Rücksicht auf verdiente Männer und immerwährende Unthätigkeit nach Leib und Seele.

Nach dieser Schilderung könnten Sie wieder auf das zurückkommen, was bei so wenig Unterstützung und so vielen Hindernissen von Ihrer Seite gefehlt worden sein mag. Verlangen Sie dann aufs allerdringendste die Erlaubniß, im nächsten Feldzug es gut zu machen und Ihren angefochtenen guten Namen wieder herzustellen. In diesem Punkt können Sie nicht nachdrücklich genug auftreten; es wird Ihnen wohl anstehen, dabei recht lebhaft zu werden; wenn man fühlt, wie Ernst es Ihnen damit ist, so fällt die Beschuldigung der Gleichgiltigkeit von selbst weg. Erbitten Sie sich einen General, der Sie belehre und unterstütze, ohne Sie gängeln zu wollen wie ein Kind; einen General, welcher ruhig, gemeinschaftlich mit Ihnen entscheidet, die besten Offiziere anhört und es nicht übel nimmt, wenn Sie sie hören, der Sie überall hinführt, wo es nöthig ist, und Ihre Aufmerksamkeit auf alles Wichtige lenkt, der Ihre Thätigkeit für den Krieg in seiner ganzen Ausdehnung so in Anspruch nimmt, daß Sie keine Versuchung haben in Unthätigkeit und Spielereien zu verfallen.

Da gilt es, mit der ganzen Kraft des Willens und mit der größten Lebendigkeit aufzutreten; eine edle Bestimmtheit, ohne die Ehrfurcht zu verletzen, wird Ihnen in den Augen des Königs und ganz Europa's in hohem Grad zur Ehre gereichen; hingegen, wenn Sie einen schüchternen unkräftigen Ton anschlagen, während Alles auf diesen entscheidenden Augenblick gespannt ist, so wird man auf den Schluß kommen, man habe von Ihnen nichts mehr zu hoffen, sondern, nachdem Sie sich bei dem Heer auf Kosten Ihres guten Namens schwach gezeigt haben, geben Sie sich nicht einmal die Mühe, denselben am Hof wieder herzustellen. Dann wird man erleben, daß Sie sich wieder tief in Ihr Zimmer vergraben und nur mit ein paar schmeichlerischen Frauen Umgang haben.

Es ist noch so viel Liebe für Sie vorhanden, daß man einen Aufschwung wünscht, wodurch Sie wieder gehoben werden; aber wenn der Schwung mißlingt, dann fallen Sie sehr tief. Es steht in Ihren Händen. Verzeihen Sie mir, gnädiger Prinz, wenn ich zum Narren geworden bin; meine Narrheit geht nur aus übergroßem Eifer in der allerdringendsten Noth hervor. Ich kann nur für Sie beten, und das thue ich auch ohne Unterlaß."

Der Prinz antwortete (5. December 1708): Wenn ich Ihnen, lieber Erzbischof, auf mehrere Ihrer Briefe nicht früher geantwortet habe, so liegt der Grund nicht darin, daß ich den Inhalt derselben übel genommen habe, oder daß meine Freundschaft für Sie erkaltet ist. Es ist mir vielmehr recht lieb, daß Sie mir Alles zu wissen gethan haben, was man über mich sagt. Sie können von dem Vidame (Sohn des Herzogs v. Chevreuse), der Ihnen diesen Brief bringt, sich die Begebenheiten der Reihe nach erzählen lassen; es wäre mir zu umständlich alles aufzuführen; nur einiges will ich erwähnen."

Er berichtigt sodann die Darstellung über einzelne Kriegsereignisse und fährt fort:

„Daß ich den Inhalt meiner Geheimbriefe an den König über den Zustand im Innern von Lille schwatzhaften Leuten mitgetheilt habe, kann ich mich nicht erinnern. . .

Ihre Weisungen werde ich mit Gottes Hilfe befolgen. Ich fürchte sehr, der Umweg, den ich über Artois zu machen habe, werde mich verhindern, Sie, wie ich immer gehofft hatte, bei meiner Heimreise zu besuchen; denn bei Ihrem Verhältniß zum Hof kann mir diese Freude wohl nur bei einer Durchreise durch Ihre erzbischöfliche Residenz zu Theil werden. Bedauerlich ist mir auch, daß ich jetzt wieder so weit von Ihnen entfernt sein und keine so heilsamen Rathschläge von Ihnen erhalten werde. Ich bitte Sie jedoch recht sehr, mir solche wieder zukommen zu lassen, wenn Sie es für nöthig halten und vollständig sichere Wege finden können. Stehen Sie mir mit Ihrem Gebet bei, und rechnen Sie auf meine unveränderliche Liebe, wenn ich Ihnen auch nicht immer Beweise davon zukommen lasse".

Da der König sich von der traurigen Unmöglichkeit überzeugte, Lille zu entsetzen, so gab er dem Marschall Boufflers Befehl, sich zu ergeben, und dem Prinzen, das Heer in Winterquartiere zu verlegen und nach Versailles zurückzukehren. Fenelon wartete nicht auf die Ankunft des Prinzen in Versailles, sondern forderte zuvor schon seine Freunde auf, die Streiche zu lähmen, welche gegen ihn geführt werden sollten. In einem Brief an den Herzog von Chevreuse schildert er die peinliche Lage des Prinzen und die Nothwendigkeit seiner Ehrenrettung in ähnlicher Weise, wie in den obigen Briefen an den Prinzen selbst, und spricht sich zugleich über die öffentlichen Angelegenheiten aus wie folgt:

.... „Wenn die Feinde im Frühjahr unsre schon halbdurchbrochene Gränze angreifen, so wird nichts mehr sie aufhalten können. Sie kennen die Erschöpfung und die üble Stimmung der Bevölkerung. Gott gebe, daß man darüber sich besinnt! aber man wird sich nicht entschließen können, weder die Art der Kriegsführung zu ändern, noch den Frieden mit grausamen Opfern zu erkaufen, und der schon weit vorgerückte Winter wird vorübergehen, ehe man zweckmäßige Maßregeln ergriffen hat. Herr v. Chamillart hat mir bei seiner Durchreise die verzweifelte Unmöglichkeit, den Krieg kräftig fortzusetzen, sehr nachdrücklich dargethan, und auf der andern Seite sagt er, mit schimpflichen Bedingungen könne man den Frieden nicht erkaufen. Ich hätte ihm sagen mögen: Entweder führet den Krieg besser als bisher, oder führet ihn nicht mehr, wenn ihr ihn so führen wollt! Die Friedensbedingungen werden in einem Jahr noch schimpflicher sein als jetzt; beim Zuwarten könnet ihr nur verlieren. Wenn der König in eigner Person an die Gränze käme, würde er noch hundertmal mehr in Noth sein als der Prinz; er würde sehen daß es an Allem fehlt sowohl in den Festungen, wenn sie belagert werden, als bei den Truppen, weil es an Geld fehlt; er würde die Muthlosigkeit des Heeres, die Verstimmtheit der Offiziere, die Erschlaffung der Kriegszucht, die Unzufriedenheit mit der Regierung, die moralische Uebermacht der Feinde, die heimliche Auflehnung der Bevölkerung sehen und die Unentschlossenheit der Generale, wenn es sich darum handelt, eine tüchtige That zu wagen. Ich kann es ihnen nicht verdenken, daß sie unter diesen Umständen

bedenklich sind; es ist kein eigentliches Haupt vorhanden, welches die ganze Thätigkeit beherrscht, oder etwas auf sich zu nehmen wagt. Der Schwung, den Louvois in die Staatsmaschine gebracht hat, hat sich verloren; es fehlt an Geld und an kräftiger Leitung; Niemand ist im Stande, in diesen zwei wesentlichen Punkten der Sache aufzuhelfen, und wenn man es könnte, so wäre zu viel Zeit erforderlich, um alle Federn wieder in Spannkraft zu bringen. Man bringt Frankreich ins Elend und in Gefahr um Spaniens willen. Es handelt sich blos noch um den Ehrenpunkt, der aber in Unehre umschlägt, wenn er schlecht behauptet wird. Weder der König noch sein Sohn können Frankreich retten; der Prinz, der allein die geeignete Person wäre, ist leider ins Geschrei gebracht, und ich fürchte, man wird nicht das Nöthige thun um sein Ansehen wiederherzustellen.

Dieß, lieber Herzog, sind die Gedanken, die mir im Kopf herumgehen. Ich habe heute nicht Zeit, an Beauvilliers zu schreiben, aber ich bitte Sie inständig, ihm diesen Brief mitzutheilen; er gilt Ihnen beiden."

So stand es, als der Prinz in Versailles ankam. Er hielt sich genau an Fenelon's Rath, sprach mit dem König mit edler, ehrerbietiger Festigkeit, berief sich hinsichtlich seines ganzen Verhaltens bei dem Heer auf das wahrheitsgetreue Zeugniß der ausgezeichnetsten Generale und namentlich auf das Puysegür's, eines Mannes, welcher bei Ludwig XIV. wie bei dem Heer sehr viel galt; man kannte ihn als gründlichen Kenner des Kriegswesens und als unfähig, aus Rücksichten des Ehrgeizes oder des Vortheils die Wahrheit zu verleugnen. So wurde der Prinz vor den Augen des Königs, der Minister und aller Unbefangenen vollständig gerechtfertigt. Die große Menge freilich, so vorschnell sie mit ihrem Urtheil ist, so langsam läßt sie sich von vorgefaßten Meinungen wieder abbringen, und so hatte der Prinz noch mehrere Jahre lang unter der Last der ungerechten Verleumdungen zu seufzen. Er that, was er konnte, um die allgemeine Achtung und das Wohlwollen durch unbeschränkte Aufopferung für das allgemeine Beste wieder zu gewinnen, und bat den König aufs Dringendste um den Oberbefehl eines Heeres im nächsten Feldzug mit einem

General, mit dem er sich besser vertragen könne als mit Vendome. Der König versprach es ihm und wies ihm die Rhein-Armee als seine Bestimmung an. Allein als im Ministerrath die Kriegskosten besprochen wurden, erklärte der Haupt-Cassier Desmarets, es sei ihm durchaus unmöglich, die Mittel zu schaffen, welche für die Anwesenheit eines königlichen Prinzen bei dem Heer erforderlich seien. Sogleich erklärte der Prinz: „das soll kein Hinderniß sein; wenn es an Geld fehlt, so will ich ohne Begleitung gehen, ich kann als einfacher Offizier leben, ich will, wenns nöthig ist, das Brod des gemeinen Soldaten essen, und Niemand wird sich über den Mangel von überflüssigen Dingen beklagen, wenn ich kaum das Nothdürftigste habe!“ v. Beauvilliers, der das Herz und den Charakter seines Zöglings kannte, ergriff das Wort und sagte: „Ew. Majestät, was der Prinz verspricht, das wird er halten.“ Aber Ludwig XIV., der schon so lange an die äußere Pracht gewohnt war, von welcher das erhabene königliche Geblüt schien umgeben sein zu müssen, konnte sich nicht entschließen, dem Land und dem Heer seinen Enkel in der einfachen Gestalt eines Soldaten vor Augen zu stellen.

## 6. Fenelon's Edelmuth gegen Offiziere und Soldaten.

In der allgemeinen Noth, welche in Folge des unglücklichen spanischen Erbfolgekriegs und namentlich nach dem furchtbar strengen Winter von 1709 in Frankreich herrschte, erwarb sich Fenelon durch seine großartige Wohlthätigkeit noch edleren Ruhm, als durch seine allgemein anerkannten geistreichen schriftstellerischen Werke. „Sein erzbischöflicher Pallast und die Stadt Cambrai,“ sagt der gewiß nicht parteiische St. Simon, „waren die Zufluchtsstätte der kranken oder verwundeten Generale, Offiziere und Soldaten. Sein ganzes Haus und seine offne Tafel hatten das Ansehen, als ob der Statthalter von Flandern da wohnte, und doch war Alles zugleich recht erzbischöflich. Immer fanden sich da viele hochgestellte und gewöhnliche Offiziere, gesunde, kranke, verwundete, die bei ihm wohnten, freigehalten und bedient wurden, wie wenn es nur Einer gewesen wäre. Er selbst war gewöhnlich bei den Berathungen der Aerzte und Wundärzte gegenwärtig, auch übte er bei den Kranken

und Verwundeten die Seelsorge auf die liebreichste Weise, ebenso gieng er auch in die Privathäuser und Spitäler, wo die Soldaten umherlagen, ohne Jemand zu vergessen, ohne sich etwas zu vergeben, und immer mit offenen Händen dem Bedürfniß entgegenkommend. Eine wohlverstandene Freigebigkeit, ein Aufwand der Niemand beleidigte, der Offizieren und Soldaten zu gut kam, eine weitausgedehnte Gastfreiheit, welche hinsichtlich des Tisches, der Geräthe und der Equipagen das seiner Stellung entsprechende Maß nicht überschritt. Er war ebenso dienstfertig als bescheiden, erwies unzählige Wohlthaten möglichst im Stillen, sonst mit Gewandtheit und Zartheit, so daß man fast ihm eine Gefälligkeit zu erweisen schien, wenn man sie annahm; nie zeigte er sich zudringlich, gieng aber auch nicht mit höflichen Förmlichkeiten um, obgleich er Allen mit einem so gemessenen richtigen Anstand begegnete, daß Jeder meinen konnte, sein Benehmen sei gerade für ihn persönlich berechnet. Er war aber auch allgemein in den Niederlanden und allenthalben ausserordentlich beliebt und verehrt, man betete ihn fast an".

## 7. Fenelon's Aufopferung für den Staat.

Doch nicht blos gegen Einzelne übte Fenelon Wohlthätigkeit; das ganze königliche Heer verdankte während des Feldzugs im Jahre 1709 seiner Großmuth großentheils seinen Unterhalt. Die Achtung vor Fenelon's Namen hatte die feindlichen Heerführer bewogen, die Ländereien und die Vorrathshäuser des Erzbischofs von Cambrai zu verschonen; wo sie erfuhren, daß ein Ort im Bereich ihres Heers sein Eigenthum sei, stellten sie sogleich Wachen dahin, und ließen sein Korn und seine Wälder so sorgfältig schützen, wie sie die Ländereien und Palläste ihrer eignen Fürsten nur immer hätten schützen können; und so konnten die Bewohner der umliegenden Orte sich in die Dörfer und Flecken Fenelon's flüchten und vor Kriegsgefahr retten. Ja der Herzog v. Marlborough gab ein Beispiel von so weitgetriebener zarter Rücksicht gegen eine achtunggebietende Persönlichkeit, wie sich wohl kein andres in der Geschichte finden wird. Gegen das Ende des Feldzugs im Jahre 1711 stand das Heer der Verbündeten in der Nähe der Wälle von

Cambrai, in welcher Festung damals die Franzosen ihr Hauptquartier genommen hatten, und die letzteren waren durch die feindliche Armee von Cateau-Cambresis abgeschnitten, das einen Haupttheil der erzbischöflichen Pfründe bildete. In dem Städtchen lagen bedeutende Vorräthe von Korn, welche theils dem Erzbischof gehörten, theils von den Landleuten dahin geflüchtet worden waren, um durch die Achtung vor seinem Namen Schutz zu finden. Marlborough schickte zuerst eine Abtheilung Truppen dahin um sie zu bewachen; aber da er voraussah, daß er bei dem Mangel an Lebensmitteln in seinem eignen Heer seine Soldaten von den Vorrathshäusern in Cateau-Cambresis würde nicht mehr abhalten können, so ließ er Fenelon Nachricht davon zukommen; man lud alles vorhandene Korn auf Wagen und Marlborough ließ dieselben durch seine eignen Truppen bis nach Cambrai begleiten. Diese ehrenvolle Anerkennung einer einzelnen Persönlichkeit von Seiten erbitterter Feinde des französischen Staats trug zur Rettung des Staats selbst bei. Fenelon stellte alle seine Vorräthe den Ministern des Kriegs und der Finanzen zur Verfügung, indem er sich nur so viel vorbehielt, als zu seinem eignen Gebrauch und zu seiner Gastfreundlichkeit gegen das Militair erforderlich war. Als der Minister ihn aufforderte, selber den Preis für das Getraide zu bestimmen, welches er so großmüthig bei dem so dringenden Bedürfniß hergegeben habe, erhielt er eine Antwort, die keinem gewöhnlichen Lieferanten gleich sah: „Ich habe Ihnen mein Korn übergeben, fangen Sie damit an, was Sie wollen, es ist Alles in Richtigkeit". Um dieselbe Zeit schrieb er an Chevreuse:

„Wenn es in der dringenden Noth unglücklicher Weise an Geld fehlen sollte, so stelle ich mein Silbergeschirr und alle meine andre Habe, so wie das wenige noch übrige Korn zur Verfügung, nicht um mich zu empfehlen, sondern ich wünschte nur, Gut und Blut zur Verfügung zu stellen". Noch einen größeren Dienst, als durch seine persönlichen Opfer leistete er aber dem allgemeinen Wohl durch eine Maßregel, durch welche er seine ausgezeichnete Einsicht in Verwaltungs-Sachen bewies. Die meisten Grundeigenthümer in Flandern hielten aus Eigennutz oder aus Angst ihr Korn verborgen, entweder, um es nicht für das Heer abliefern zu

müssen, oder um einen höheren Preis zu erzielen; der Marktverkehr stockte, und der Brodpreis stieg auf eine für die meisten Einwohner unerschwingliche Höhe, so daß eine gefährliche Aufregung zu befürchten war. Da Fenelon über die Berechnungen der Habgier keine unmittelbare Gewalt hatte, so wandte er eine Maßregel an, wodurch sie mittelbar vereitelt wurden. Als Grundherr von Cateau-Cambresis, dem fruchtbarsten Bezirk des Landes erließ er an alle Pächter und Zins-Pflichtigen seiner Gerichtsbarkeit den Befehl, all ihr Korn auszudreschen und auf bestimmte Zeit auf die nächsten Märkte zu bringen, mit Ausnahme des für das Bedürfniß ihrer Haushaltung erforderlichen. Die Ausführung dieses Befehls ließ er durch gewissenhafte, einsichtsvolle Beamte überwachen. Alsbald sank der Preis des Getraides auf sehr vielen Märkten, und die übrigen Grundeigenthümer, die noch einen rascheren Abschlag fürchteten, thaten eilends ihre Vorräthe auf; so wurden nacheinander alle Märkte reichlich versehen; das richtige Verhältniß zwischen dem Vortheil der Verkäufer und dem Bedürfniß der Käufer stellte sich wieder her, und Flandern wurde vor der Hungersnoth bewahrt, von welcher es durch den unglücklichen Winter und durch den Verbrauch der Heere bedroht war.

### 8. Fenelon's Fürsprache für zwei tüchtige Männer.

Obgleich Fenelon bei Hof in Ungnade war, und deßhalb von einer Verwendung von ihm für seine Freunde eher Schaden als Nutzen zu erwarten war, fand er doch Mittel, dem Bedürfniß seines Herzens zu genügen und seinen Freunden wesentliche Dienste zu leisten, indem er seinen ganzen Einfluß auf Beauvilliers und Chevreuse benützte, um durch sie auf die Minister einzuwirken. Es liegen in sehr vielen seiner Briefe rührende Beispiele seines regen, freundschaftlichen Eifers vor und immer verwendete er sich nur für solche Männer, deren Name so fleckenlos war, daß Fenelon es sich zur Ehre rechnen durfte, sie seine Freunde zu nennen. Wir heben in dieser Beziehung nur 2 Briefe an den Herzog v. Chevreuse hervor: (vom 1. December 1709 und vom 16. März 1711).

1. „Ich bitte Sie inständig, mein lieber Herzog, dem Grafen v. Beauvau, welcher Ihnen diesen Brief bringt, freundliches Gehör zu schenken. Sie kennen seine Herkunft, aber weniger bekannt ist Ihnen vielleicht sein Verstand, sein Heldenmuth, seine Einfachheit, seine seltene Rechtschaffenheit, und seine Erfahrung im Kriegswesen. Er kann Ihnen über manche sehr wichtige Gegenstände recht anschauliche Schilderungen geben, wenn Sie ihn veranlassen, sich frei auszusprechen. Er seiner Seits beabsichtigt zunächst mit Ihnen von dem Ritter von Luxenburg zu reden, der sein Freund und naher Verwandter ist. Es ist zu fürchten, daß man demselben hinsichtlich des Postens bei Givry, welchen er zu besetzen den Auftrag hatte, einen Makel anzuhängen sucht, und es ist daher sehr gut, wenn Sie und v. Beauvilliers über den Thatbestand ins Klare gesetzt sind und den Kriegsminister, falls man ihm Vorurtheile beibringen wollte, darüber aufklären. Der Ritter verdient durch seine Rechtschaffenheit, seinen Verstand, seinen guten Willen und seine Tapferkeit, daß ihm seine Laufbahn im Kriegsdienst unverkümmert erhalten werde."

2. „Ich höre so eben, daß der Marschall v. Choiseul gestorben sei. Ich nehme mir die Freiheit, Sie dringend um Ihre Verwendung für die Ernennung des Ritters von Luxenburg zum Statthalter von Valenciennes zu bitten. Er ist wegen seiner edeln Freundlichkeit, seiner Güte und Uneigennützigkeit bei der Bevölkerung äußerst beliebt, und es würde mich sehr freuen, ihn auf dieser Stelle zu sehen. Könnten Sie, lieber Herzog, nicht den Kriegsminister ein wenig zu seinen Gunsten bearbeiten?"

Die trefflichen Eigenschaften des Ritters waren übrigens nicht blos von seinen Freunden, sondern selbst von den Feinden anerkannt, Der Prinz Eugen, welcher kriegerische Talente gewiß zu würdigen wußte, hat ihm eine ehrenvolle Huldigung dargebracht, indem er nach der Einnahme v. Namur im Jahre 1704, wo der Ritter die tapfere Vertheidigung des Marschalls Boufflers kräftigst unterstützt hatte, beide miteinander in den Hintersitz seines Wagens

und sich auf den Rücksitz setzte, und sie so mit militairischer Begleitung unter der Anführung des Prinzen v. Auvergne selber nach Douay führte. Fenelon hatte die Freude, seine Wünsche für den Ritter erhört und ihn zum Statthalter von Valenciennes ernannt zu sehen. Mag nun blos die gerechte Würdigung seiner Verdienste ihm diese Stelle verschafft, oder der Einfluß der Freunde Fenelons auch dazu beigetragen haben, jedenfalls durfte der Ritter sich glücklich schätzen, neben den Ansprüchen, die ihm seine Geburt und seine Dienstleistungen gaben, auch die Stimme eines Freundes wie Fenelon für sich zu haben.

## 19. Denkschrift über den Zustand Frankreichs um 1710.

Mitten in dem Schauplatz der Kriegs-Ereignisse lebend und durch seinen vertrauten Briefwechsel mit Beauvilliers und Chevreuse von den sonstigen Staatsangelegenheiten in beständiger Kenntniß erhalten, hatte Fenelon eine vollständigere Anschauung von dem ganzen Zustand des Staats, als sie sich in den Geschichtswerken über jene Zeit und selbst in den hinterlassenen Denkwürdigkeiten der Zeitgenossen findet. Er spricht sich darüber in einer Denkschrift aus, welche er wahrscheinlich in dem Winter von 1709 auf 1710 abgefaßt hat. Sie war nicht zur Veröffentlichung bestimmt, sondern nur an jene 2 Freunde gerichtet; persönliche Gereiztheit oder Parteigeist konnte keinen Einfluß darauf haben. Es spricht sich darin der tiefe Schmerz und die Befürchtungen aus, von denen sein Geist niedergedrückt war; aber es liegt zugleich etwas Tröstliches darin, wenn man in Zeiten des Unglücks auf noch kläglichere Zustände zurückblickt, und dadurch Muth faßt, in Geduld auf bessere Zeiten zu warten. Wir geben der Kürze wegen die sehr ausführliche Denkschrift nur im Auszug:

„Wenn ich mir die Freiheit nehmen darf, den Zustand Frankreichs nach den Bruchstücken der Verwaltung, die mir hier an der Gränze vor die Augen kommen zu beurtheilen, so möchte ich zu dem Schluß kommen, daß man blos noch von Wundern lebt. Unser Staat ist eine alte, zerrüttete Maschiene, die noch vermöge des früher ihr gegebenen Schwungs fortläuft, aber beim ersten

besten Stoß vollends in Stücke gehen wird. Ich bin versucht zu glauben, daß unser größtes Elend das ist, daß Niemand die Tiefe des Elends sehen will; es ist, wie wenn man sichs vorgenommen hätte, es nicht sehen zu wollen; man wagt nicht, den Endpunkt der Macht, an welchem man angekommen ist, ins Auge zu fassen; das ganze System ist, daß man die Augen schließt und die Hände ausstreckt, um immer zu nehmen, ohne zu wissen, wo man etwas zu nehmen finden wird; geschieht heute ein Wunder, so rechnet man darauf, daß morgen auch wieder eins geschehe, wie man es braucht. Man will die Noth nicht in allen ihren einzelnen Theilen und nicht im Ganzen sehen, um die entsprechenden Maßregeln zu ergreifen, bis es zu spät ist.

So viel ich sehe und täglich von den verständigsten, wohlunterrichtetsten Männern sagen höre, fehlt es oft den Soldaten an dem Nöthigen; oft haben sie sogar mehrere Tage kein Brod gehabt; es ist fast lauter schlechtgebacknes Haberbrod und voll Unrath. Nach allem Anschein würden diese schlecht genährten Soldaten sich schlecht schlagen. Man hört sie murren und bedenkliche Aeußerungen aussprechen. Die niederen Offiziere leiden verhältnißmäßig noch mehr als die Gemeinen. Die meisten haben allen Zuschuß von Hause erschöpft, essen das schlechte Commisbrod und trinken das Wasser, das sich im Lager findet. Sehr viele von ihnen haben die Mittel nicht gehabt, um von ihrem Wohnort wieder herzukommen, viele andre liegen in Paris herum, wo sie vergeblich den Kriegsminister um Unterstützung angehen; die übrigen, bei dem Heer anwesenden, sind in einem Zustand der Muthlosigkeit und der Verzweiflung, daß man Alles befürchten muß.

Unser General ist nicht im Stande Unordnungen bei den Truppen zu verhindern. Kann man Soldaten bestrafen, welche man Hunger sterben läßt, und welche nur plündern um nicht in Ohnmacht zu fallen? Will man sie kampfunfähig machen? Auf der andern Seite, was für Unheil hat man nicht zu erwarten, wenn man sie ungestraft läßt! Sie werden das ganze Land verheeren, und die Bevölkerung muß die Truppen, welche sie vertheidigen sollen, ebensosehr fürchten, als die Feinde, welche sie angreifen sollen.

Das Heer kann kaum irgend eine Bewegung vornehmen, weil die Soldaten gewöhnlich nur für Einen Tag Brod haben. Unsre festen Plätze, die man für die stärksten hielt, sind nirgends fertig; man hat z. B. bei Menin und Tournay sehen müssen, daß der König hinsichtlich der Maurerarbeit, die nichts taugte, schamlos betrogen worden ist. In allen Festungen fehlt es sogar an Schießbedarf; wenn wir noch eine Schlacht verlören, so würden die Festungen wie ein Kartenhaus zusammenfallen.

Die Bevölkerung lebt nicht mehr wie Menschen, und auf ihre Geduld darf man nicht mehr rechnen, sie ist auf eine zu harte Probe gestellt. Diejenigen, welchen man ihre Sommerfrucht genommen hat, haben gar nichts mehr, die andern, deren Frucht noch etwas zurück ist, können jeden Tag darum kommen. Da sie nichts mehr zu hoffen haben, so haben sie auch nichts mehr zu fürchten.

Das Vermögen aller Städte ist erschöpft, man hat ihre Einkünfte auf 10 Jahre zum Voraus für den König in Beschlag genommen, und man entblödet sich nicht, ihnen weitere, doppelt so große Vorschüsse unter Drohungen abzufordern. Alle Spitäler sind überfüllt; die Bürger, für welche diese Häuser ausschließlich gestiftet sind, jagt man hinaus und füllt sie mit Soldaten an. Man ist ihnen bedeutende Summen schuldig und, statt sie zu bezahlen, legt man ihnen von Tag zu Tag größere Lasten auf.

Die französischen Gefangenen in Holland sterben Hunger, weil der König nichts für sie bezahlt. Diejenigen, welche mit Urlaub nach Frankreich gekommen sind, wagen nicht nach Holland zurückzukehren, wozu sie durch ihr Ehrenwort verpflichtet sind, weil sie weder zur Reise Mittel haben, noch zur Bezahlung ihrer Schulden bei den Feinden. Unsern Verwundeten fehlt es an kräftiger Suppe, an Leinwand und an Arzneimitteln; sie finden nicht einmal eine Unterkunft, weil man sie in Spitäler schickt, welche mit Vorschüssen für den König überlastet und mit kranken Soldaten angefüllt sind. Wer wird sich in einem Gefecht Verwundungen aussetzen, wenn er zum Voraus weiß, daß er weder verbunden noch gepflegt werden wird? Man hört die Soldaten in der Verzweiflung sagen, wenn die Feinde kommen, so strecken sie das Gewehr — da kann man

sich denken, was von einer für das Schicksal Frankreichs entscheidenden Schlacht zu fürchten wäre!

Das Land wird durch Abforderung der Fuhrwerke geplagt, die Pferde der Bauern massenhaft getödtet; so wird der Feldbau auf Jahre hinein vernichtet, und die Hoffnung für den Unterhalt der Bevölkerung und der Truppen zerstört. Wie muß da die französische Herrschaft allgemein verhaßt werden!

Die Beamten richten wider ihren Willen fast ebenso arge Verheerungen an, als das plündernde Gesindel; sie nehmen selbst öffentliche Vorräthe weg, so laut sie die schimpfliche Nothwendigkeit beklagen, die sie dazu zwingt. Sie gestehen, daß sie nicht im Stande sind, wenn sie ihr Wort geben müssen, es zu halten. Man kann den Dienst nicht im Gang erhalten als durch Prellerei auf allen Seiten; es ist ein Zigeuner-Leben, nicht eine geordnete Regierung. Trotz aller Gewaltthätigkeit und Betrug muß man oft sehr nothwendige Arbeiten einstellen, sobald nur ein paar hundert Louisd'ors für die dringendsten Bedürfnisse dabei vorgeschossen werden müßten.

Die ganze Nation kommt in die Schmach und wird zum Gegenstand allgemeiner Verhöhnung. Es herrscht bei der Bevölkerung, bei den Soldaten und bei den Offizieren keine Anhänglichkeit, keine Achtung, kein Vertrauen, keine Hoffnung, daß man sich wieder erhole, keine Furcht vor der Regierungsgewalt; jeder geht nur darauf aus, die Ordnung zu umgehen, und erwartet, daß der Krieg um jeden Preis ein Ende nehme.

Würde man im südlichen Frankreich eine Schlacht verlieren, so würde der Herzog von Savoyen in eine Gegend eindringen, welche voll Hugenotten ist; er könnte mehrere Provinzen zum Aufstand bringen. Verlöre man eine in Flandern, so würde der Feind bald vor den Thoren von Paris stehen; was würde man dann anfangen? Ich weiß es nicht, Gott gebe, daß irgend Jemand es wisse!

Wenn man in Stande ist, Geld flüssig zu machen, die Truppen zu ernähren, den Offizieren aufzuhelfen, die zerrüttete Kriegszucht und Kriegs-Ehre wieder herzustellen, die Kühnheit der Feinde durch nachdrückliche Kriegführung zu dämpfen, so möge man es

nur unverweilt thun; in diesem Fall wäre es schmählich und abscheulich, sich eifrig um den Frieden zu bemühen; es wäre nichts unzeitiger als die Absendung eines Ministers nach Holland um den Frieden auszuwirken; man hätte nichts zu thun, als die Truppen gut zu bezahlen, die Kriegszucht herzustellen und die Feinde zu schlagen. So bewerkstellige man denn baldmöglichst die so nothwendige Aenderung des Systems, und diejenigen, welche sagen, man gebe um des Friedens willen zu viel nach, sollen nur unverzüglich das Kriegs- und Finanzwesen wieder in Aufnahme bringen oder aber schweigen, und nicht sich in Kopf setzen, daß man es darauf ankommen lasse, Frankreich um Spaniens willen dem Untergang Preis zu geben.

Man wird nicht ermangeln mir zur Antwort zu geben, es sei leicht, die Uebel des Kriegs ans Licht zu stellen, aber ich solle nur Mittel vorschlagen, um ihn durchzuführen und zu einem anständigen, dem König geziemenden Frieden zu gelangen. Ich erwiedere: es gilt nur noch, die angebotnen Friedensbedingungen mit den Uebeln des Kriegs zusammenzuhalten. Findet sich bei dieser genauen Vergleichung, daß man sich vom Krieg durchaus keinen ordentlichen Erfolg versprechen darf, und daß man Frankreich aufs Spiel setzt, so ist nichts mehr zu überlegen. Der einzige Ruhm, welchen die Franzosen dem König wünschen können, ist der, daß er unter diesen verzweifelten Umständen seinen Muth gegen sich selbst kehre, und großherzig Alles opfere, um das Reich zu retten, das ihm Gott anvertraut hat. Er hat auch das Recht nicht, es auf's Spiel zu setzen, denn er hat es nicht dazu von Gott erhalten, um es, wie ein Eigenthum, mit dem man schalten und walten kann, einem Einfall der Feinde Preis zu geben, sondern um es väterlich zu regieren und als ein ihm anvertrautes Kleinod seinen Nachkommen zu überliefern."

## 10. Wirkung der Denkschrift.

Der Herzog v. Beauvilliers machte im Ministerrath wiederholt das ganze Gewicht der in dieser Denkschrift enthaltenen Erwägungen geltend, ohne den Verdacht aufkommen zu lassen, daß sie ihm

von Fenelon an die Hand gegeben worden seien. Der König und die Minister waren auch nur zu sehr von der Nothwendigkeit überzeugt, den Frieden um jeden Preis zu erkaufen, und Ludwig XIV. entschloß sich, ungeachtet der unerträglichen Ansprüche der Feinde, die Unterhandlungen wieder aufzunehmen; der Congreß zu Gertruidenburg wurde eröffnet. Aber der Prinz Eugen und Marlborough waren so sehr für die Fortsetzung des Kriegs eingenommen, daß sie dem Abschluß des Friedens die bedeutendsten Hindernisse in den Weg legten. Da die Bedingungen, welche von den Ministern der Verbündeten vorgelegt wurden, noch härter waren, als die des vorhergegangenen Jahres, so wurden die Unterhandlungen gänzlich abgebrochen und Frankreich schien am Rand des Verderbens zu stehen; allen Franzosen, welche an der Ehre und dem Wohl ihres Vaterlandes herzlichen Antheil nahmen, war jeder Hoffnungsstrahl erloschen.

Auch Fenelon spricht in einem Briefe an Chevreuse (vom 4. Aug. 1710) die düstersten Befürchtungen aus; und seine von der Größe der Gefahr geängstete Phantasie sucht ängstlich nach den Mitteln, durch welche man aus einem solchen Schiffbruch noch einige Trümmer retten könnte.

## 11. Das einzige Rettungs-Mittel.

„Ich sehe kein zuverläßiges Mittel, als eines, welches Sie in den Kopf des Königs nicht hineinbringen werden. Unser Elend kommt daher, daß dieser Krieg bisher nur Sache des Königs war; man sollte ihn zu einer eigentlichen Angelegenheit der ganzen Nation machen. Er ist es nur zu sehr, denn nachdem der Friede abgebrochen ist, steht die ganze Nation in dringender Gefahr unterjocht zu werden; in dieser Beziehung können Sie allen Franzosen klar und deutlich vor Augen stellen, wie nahe die Sache sie angeht; nur muß man eben darüber zu ihnen reden und sie aufs Laufende bringen. Aber von einer andern Seite ist es schwer, sie zu überzeugen; denn die ganze Nation sollte überzeugt werden, daß man Geld nehmen muß, wo es sich findet, und daß jeder ohne Schonung Alles zum Opfer bringen muß um den drohenden

Einfall in das Königreich zu verhindern. Um diesen Zweck zu erreichen, sollte der König mit einer Anzahl angesehener Männer (Notabeln) aus verschiedenen Ständen und Gegenden verhandeln; er müßte ihren Rath vernehmen und sie veranlassen, die schwierigen Mittel zur Rettung des Vaterlandes im Einzelnen zu suchen. Es müßte sich in unsrem ganzen Volk eine tiefe, feste Ueberzeugung verbreiten, daß die ganze Nation um ihrer selbst willen die Last dieses Kriegs trägt; es müßte Jedermann auf den Glauben gebracht werden, daß, wenn auch der Beginn des Kriegs ein Mißgriff gewesen wäre, in der Folge der König alles Mögliche gethan hat, um ihn zu beendigen und das Reich herauszureissen, aber daß man jetzt nicht mehr rückwärts kann, und daß es sich um nichts weniger handelt, als um Verhinderung einer allgemeinen feindlichen Ueberschwemmung. Kurz ich wünschte, daß man die verständigsten, angesehensten Männer des Volks die nöthigen Mittel suchen ließe, das Volk zu retten. Sie wären vielleicht von Anfang an nicht auf dem Laufenden; aber eben um sie aufs Laufende zu bringen, möchte ich sie zu dieser Untersuchung veranlassen. Dann würde Jeder sich selbst sagen: es ist nicht mehr die Rede von der Vergangenheit, es handelt sich um die Zukunft; die Nation muß sich selbst retten, sie muß Mittel für das Heil des Vaterlandes finden, wo es solche gibt. Es wäre auch nothwendig, daß Jedermann wüßte, wozu die angeschafften Mittel verwendet würden, damit Jedermann überzeugt wäre, daß nichts für den Aufwand am Hof verwendet würde. Ich gebe zu, ein solcher Systems-Wechsel könnte die Gemüther zu stark aufregen, und sie plötzlich von der vollständigsten Abhängigkeit in einen gefährlichen Freiheits-Schwindel versetzen. Aus Furcht vor diesem Uebelstand schlage ich keine Zusammenberufung der allgemeinen Landes-Versammlung (General-Staaten) vor, welche sonst sehr nothwendig wäre, und ihre Wiederherstellung eine Hauptsache; aber da fast jede Spur derselben verschwunden ist, und unter den gegenwärtigen Verhältnissen man einen starken Sprung zu machen hätte, so fürchte ich Verwirrung. Ich würde es also bei Vertrauens-Männern bewenden lassen, welche der König einzeln zu Rath zöge. Ich meine, man sollte die vornehmsten Bischöfe und Adeligen, die berühmtesten Beamten, die

bedeutendsten, erfahrensten Handelsleute, auch die reichsten Finanzmänner berufen, nicht blos, um von ihnen Aufklärungen zu erlangen, sondern auch, um sie für die Regierung verantwortlich zu machen, und um dem ganzen Königreich zum Bewußtsein zu bringen, daß die erleuchtetsten Köpfe der ganzen Nation bei dem betheiligt seien, was man für das allgemeine Beste beschließt .... So lange eine Willkührherrschaft über reiche Mittel verfügt, geht sie rascher und kräftiger zu Werk, als irgend eine verfassungsmäßige Regierung; aber wenn ihre Mittel und ihr Credit erschöpft sind, so bricht auf einmal Alles zusammen; dem ganzen Räderwerk fehlt die Triebkraft; die Regierung hat keine andre Wahl, als die halbtodte Bevölkerung sich vollends zu Tod hungern zu lassen, und hat dabei erst noch ihre Verzweiflung zu fürchten. Wenn die despotische Regierung augenfällig überschuldet und zahlungsunfähig ist, wie sollten die feilen Seelen, welche sich mit dem Blut des Volks haben mästen dürfen, jetzt ihr Hab' und Gut opfern, um ihr aufzuhelfen? Da müßte der Egoismus uneigennützig sein! ... Jetzt ist es an der Zeit, daß der Prinz dem König und dem Thronfolger ehrerbietig aber nachdrücklich, nach und nach und auf eine gewinnende Weise sagen sollte, was Andre ihnen nicht zu sagen wagen, und zwar in Gegenwart der Frau v. Maintenon. Er sollte auch seine Gemahlin mit der Sache vertraut machen. Er müßte versichern, daß er dabei nicht fremdem Antrieb folge; er müßte anschaulich machen, daß Alles zu Grund geht, wenn es an Geld fehlt, daß es an Geld fehlen muß, wenn das Vertrauen nicht hergestellt wird, und daß das Vertrauen nicht hergestellt werden kann ohne einen Systems-Wechsel, welcher die ganze Nation davon überzeugt, daß sie die wankende Monarchie aufrecht zu erhalten hat, weil der König im Einvernehmen mit ihr zu handeln beabsichtigt. Man wird den Prinzen vielleicht tadeln, scharf richten, mit Entrüstung zurückstoßen; aber seine Gründe werden schlagend sein und allmählich durchdringen, und er wird den Thron seiner Väter retten. Er ist es dem König und dem Thronfolger schuldig, ihr Mißfallen zu erregen, um sie zu hindern, daß sie sich nicht ins Verderben stürzen. Zugleich kann er recht dringend um die Erlaubniß bitten, sich als Freiwilliger

zum Heer zu begeben; dieß ist das richtige Mittel, seinen guten Namen wieder herzustellen und ihm die Liebe und Achtung aller Franzosen zu gewinnen. . . . . Sie sagen mir vielleicht: Gott erhält Frankreich, — aber ich frage: wo steht die Verheißung? Wer bürgt Ihnen für Wunder? und die brauchen Sie gewiß, wenn Sie das Staats-Gebäude in der Luft schwebend erhalten wollen. Verdienen Sie Wunder in einer Zeit, wo der bevorstehende gänzliche Umsturz noch keine Besserung hervorruft, wo man immer noch sich schmeicheln lassen möchte? Wird Gottes Zorn sich legen, so lange er sieht, daß man durch Demüthigungen nicht demüthig wird, daß man seiner eignen Fehler überwiesen ist und sie doch nicht zu bekennen wagt, daß man bereit ist wieder von vorn damit anzufangen, wenn man ein paar Jahre lang aufathmen könnte? . . . Allerdings hoffe ich, daß Gott Frankreich retten wird, weil Gott das Haus des heiligen Ludwig in Gnaden ansieht, und weil unter den gegenwärtigen Verhältnissen Frankreich eine Haupt-Stütze des Katholicismus ist. Aber bei all dem dürfen wir uns nicht täuschen; Gott bedarf keines Menschen, er kann seine Kirche ohne diesen fleischlichen Arm erhalten. Ueberdieß gestehe ich Ihnen, daß ich das Glück ebensosehr für uns fürchte, als das Unglück. Ja, wie könnte man es denn mit uns noch aushalten, wenn wir aus diesem Krieg ohne gründliche, vollständige Demüthigung hervorgingen? Wer könnte uns noch bessern, wenn wir bei den gewaltsamsten Heilmitteln unheilbar geblieben sind? Wenn Gott zuließe, daß wir einen so furchtbaren Sturm aushalten, so würden wir von ihm in unsres eignen Herzens Wege hingegeben erscheinen, und nichts als Ströme von Lobeserhebungen würden selbst von der Geistlichkeit ausgehen. Ich kann mich täuschen, ich nehme es gerne an, aber es scheint mir, es muß entweder zu einer Sinnes-Aenderung durch Gnade kommen, oder zu einer solchen Demüthigung, die dem Hochmuth gar keinen schmeichelhaften Ausweg übrig läßt.

Sie werden mir sagen: zur Sinnes-Aenderung kommt es eben nicht, also muß Alles zusammenbrechen. Ich antworte: Gott weiß, was ich nicht weiß, ob er uns neue Herzen geben oder ob er uns niederschmettern wird ohne uns zu vernichten. Er sieht

in den Schätzen seiner Vorsehung, was mein schwacher Verstand nicht entdeckt. Ich bete sein Thun an ohne dasselbe zu durchschauen, und erwarte seine Entscheidung. Er weiß, wie herzlich ich mein Vaterland liebe, mit welcher Dankbarkeit und ehrfurchtsvollen Anhänglichkeit ich mein Leben für die Person des Königs hingeben würde; mit welcher Liebe ich der königlichen Familie und besonders dem Prinzen zugethan bin; aber ich kann Ihnen meines Herzens Grund nicht vorenthalten; eben aus dieser lebendigen, herzlichen, unwandelbaren Liebe geht der Wunsch hervor, daß der große Jammer eine wahrhafte Heilung herbeiführe und daß diese gewaltsame Krisis nicht ohne Frucht bleibe.

Sie sehen selbst, lieber Herzog, daß dieser Brief ebenso dem Herzog v. Beauvilliers gilt, wie Ihnen. Ich hoffe auch, Sie werden dem Prinzen den Inhalt desselben, so weit es Ihnen zweckmäßig scheint und ihm nicht weh thun kann, auf eine schonende Weise zu Gemüth führen, aber lesen, meine ich, darf er ihn nicht; es ist nicht passend, ihm in solchem Grad hinsichtlich des Königs und der Regierung die Augen zu öffnen. Es ist genug, wenn man ihm so viel zeigt, als nothwendig ist, um ihn in Stand zu setzen, daß er sich nachdrücklich aussprechen kann, das Uebrige muß ihm Gott nach und nach ins Herz geben; Ihm müssen es die Menschen überlassen, die letzten Züge zu thun, und Seine Gnade muß ihnen die lindernde Weihe geben. Verzeihen Sie mir, lieber Herzog, alle meine thörichten Reden, ich lege denselben nicht mehr Werth bei, als sie haben mögen. Wenn ich Frankreich, den König, die königliche Familie weniger lieb hätte, würde ich nicht so sprechen; übrigens weiß ich, mit wem ich rede."

Fenelon mußte wohl recht tief von der verzweifelten Lage des Staats überzeugt sein, um dieses äußerste Mittel vorzuschlagen, und es ist schwer zu sagen, ob das Heilmittel nicht ebenso gefährlich gewesen wäre, als das Uebel selbst. Die traurige Erfahrung einer späteren Zeit legt den Gedanken nahe, daß auch im Jahre 1710 eine „Versammlung von Notabeln", wie im Jahre 1787, nothwendig zu einer Landes-Versammlung geführt hätte, und die verhängnißvollen Ereignisse, welche aus dieser sich entwickelt haben, müssen uns wohl etwas mißtrauisch machen gegen die Idee, durch

Anwendung solcher außerordentlichen Formen den gewohnten Gang der Regierung plötzlich zu ändern. Indessen ist bei einer solchen Zusammenstellung verschiedener Zeiten die Verschiedenheit der Umstände, der Sitten, des National-Geistes wohl zu beachten. Der Cardinal v. Richelieu hat im Jahre 1626 eine Notabeln-Versammlung ganz zweckmäßig und glücklich dazu gebraucht, die zahllosen befestigten Plätze im Innern Frankreichs wegzuschaffen, welche viel weniger zum Schutz gegen Feinde dienten, als zu Schutz und Trutz für mächtige, kühne Unterthanen, die gegen den Fürsten selbst sich erheben wollten. Durch den Namen und den Ausspruch jener Versammlung gedeckt wußte der berühmte Minister jene strengen Verordnungen durchzuführen, welche in das ganze Kriegswesen eine zuvor ungekannte Zucht und Ordnung brachten. So konnte Fenelon wohl Grund haben zu glauben, daß Ludwig XIV. in seiner ganzen Machtvollkommenheit und im Glanz seines alten Ruhms in einer Notabeln-Versammlung ebenso Achtung gebietend auftreten und sich bewegen würde, als der Cardinal, der damals kaum erst die Zügel der Regierung ergriffen und noch nicht die ganze geheimnißvolle Kraft seines Talents und seines Charakters entfaltet hatte. Ueberhaupt darf man Menschen und Sachen nicht nach dem Erfolg beurtheilen; es gibt Zeiten, wo ein einzelner Mann die Ereignisse beherrscht, und andre, wo die Menschen sich von den Ereignissen fortreissen lassen. Jedenfalls aber, wenn man auch Fenelon's Ansicht nicht billigt, wird man wenigstens seinen Absichten Gerechtigkeit widerfahren lassen müssen.

## 12. Denkschriften über Philipps V. Abdankung.

Der Beweggrund oder vielmehr der Vorwand zu dem Abbrechen der Verhandlung in Gertruidenburg war die gerechte Weigerung Ludwigs XIV., selbst die Entfernung seines Enkels zu vollziehen. Fenelon hatte, wie ganz Frankreich, dieser edlen Weigerung Beifall gegeben, und in den großherzigen Entschluß der Verzweiflung eingestimmt, lieber unter den Trümmern des Königreichs unterzugehen, als sich zu einer so schmachvollen Erniedrigung herzugeben. Dagegen war Fenelon der Ansicht, Philipp V. sollte Gewissens- und

Ehrenhalber dem furchtbaren Unglück zuvorkommen und freiwillig der spanischen Krone entsagen; er setzte in seiner Denkschrift alle Gründe der Natur, der Gerechtigkeit, der Politik und der Dankbarkeit auseinander, welche Philipp V. es zur Pflicht machten, das Erbe seines eignen Hauses und die Krone seines Großvaters, seines Vaters und seines älteren Bruders nicht um seines alleinigen Vortheils willen durch einen unüberlegten und vielleicht doch nutzlosen Eigensinn aufs Spiel zu setzen. So viel diese Gründe auch für sich haben mochten, so war der Herzog v. Chevreuse doch durch dieselben nicht völlig überzeugt; er stellte ihnen ebenfalls in einer noch verhandnen Denkschrift ebenso wichtige Erwägungen gegenüber; namentlich behauptete er, Ludwig XIV. könne es seinem Enkel nicht rathen, viel weniger von ihm verlangen, daß er auf die spanische Krone verzichte, weil er einen rechtmäßigen Anspruch auf dieselbe habe. Ueber die Begründung und die Rechtmäßigkeit dieses Anspruchs spricht sich denn Fenelon in seiner Gegenschrift mit einer Ueberlegenheit der Gründe und mit einer Gediegenheit, Einfachheit und Klarheit aus, woraus man sieht, daß er in allen politischen Fragen nicht weniger bewandert war, als in theologischen Streitfragen. Er hebt die Verkehrtheit der Juristen hervor, welche auf feierliche, das Schicksal der Völker, die Ruhe der Reiche und das europäische Gleichgewicht sichernde Verträge ihre mehr oder weniger unklaren Rechtsregeln oder örtliches Herkommen in Anwendung bringen wollen, wodurch die Gränzen eines Ackers oder einer Wiese oder Privat-Angelegenheiten zwischen Familien und Grund-Eigenthümern geregelt werden. Es handelt sich hier, sagt er, nicht um eine Frage des gewöhnlichen bürgerlichen Rechts, sondern um eine höhere Frage des Völker-Rechts. Es ist ein Mißbrauch, wenn Töchter, die sich in ein andres Land verheirathet haben, in die Nachfolge ihrer Väter eintreten. Eine Nation ist nicht Eigenthum einer Tochter, wie eine Wiese oder ein Weinberg; eine Nation ist kein Heirathgut. Wenn ein solcher Mißbrauch sich festgestellt hat, so muß man ihn wenigstens beschränken und erträglicher machen, indem man ihn dem Wohl der Nation und besonders des ganzen Welttheils, dessen Gleichgewicht erhalten werden soll, unterordnet. Der Sinn des pyrenäischen Vertrags war offenbar, das

französische Königshaus von der spanischen Erbfolge auszuschließen. Wollte man behaupten, Philipp IV. habe kein Recht gehabt, seine Tochter Maria Theresia zur Abdankung zu veranlassen, so hätte Ludwig XIV. ebensowenig das Recht gehabt, von seinem Sohn und älteren Enkel die Verzichtleistung zu Gunsten des jüngeren Enkels zu verlangen, und der spanische Thron würde dem französischen Thronfolger gehören, nicht Philipp dem V.

Fenelon erhebt ferner Zweifel, ob Karl II. sein Testament in völliger Geistesfreiheit unterzeichnet habe, und beanstandet einige Ausdrücke, welche eher auf den Kurfürsten von Baiern als auf Philipp V. zu passen scheinen.

Er weist auf die Gefahren für die Ruhe Europa's hin, wenn die directe Geschlechtslinie Philipp des V. oder die französische aussterben sollte — und diese Besorgniß zeigte sich bald als nur zu gegründet, so daß man in dem Utrechter Frieden die französische und spanische Erbfolge aufs Neue zu regeln sich veranlaßt sah.

Er erinnert wiederholt daran, daß, weil Philipp V. die spanische Krone nur durch die Güte seines Vaters und seines älteren Bruders erhalten habe, die Dankbarkeit und die Rücksicht auf sein eignes Wohl ihm nicht erlaube, zuzugeben, daß Frankreich sich dem unvermeidlichen Verderben preisgebe, um ihn auf dem spanischen Thron zu erhalten. Er bekennt schließlich, daß er von Anfang an geglaubt habe, Philipp V. habe ein wirkliches Recht auf die spanische Erbfolge, aber bei genauerer Untersuchung habe er bedeutende Anstände gefunden; in jedem Fall aber sei es unzweifelhaft, daß der Prinz seine guten oder schlechten Ansprüche auf Spanien zu opfern schuldig sei um Frankreich zu retten.

Bei diesem Meinungs-Austausch zweier so trefflicher Männer über eine so hochwichtige Frage ist besonders schön, wie alle ihre Ansichten, Gedanken und Gründe von dem Geist der Gottesfurcht, der Gerechtigkeit und der Wahrheit geleitet sind. Mit fast ängstlicher Gewissenhaftigkeit wägen sie alle ihre Gründe auf der Wage des Heiligthums ab. So können religiöse Gesinnungen einen heilsamen Einfluß auf die Politik üben, und der Ungerechtigkeit und Unsittlichkeit entgegenwirken, welche die menschlichen Leidenschaften in derselben geltend zu machen suchen.

## 13. Der Umschwung der Verhältnisse.

Während Ludwig XIV. einwilligte, seinen Feinden die meisten Eroberungen zurückzugeben, womit er seine Regierung berühmt gemacht hatte, und als er so weit gebracht war, zu wünschen, daß sein Enkel von dem spanischen Thron herabsteige, wurde auf einmal den Nöthen Frankreichs und Europa's durch eine Reihe von Ereignissen ein Ziel gesetzt, welche menschliche Weisheit nicht hätte vorhersehen noch herbeiführen können, ja welche „Niemand hätte vorhersagen dürfen, ohne für einen Träumer erklärt zu werden." So spricht sich der edle Minister v. Torcy aus, welcher die Friedensverhandlungen leitete und sie endlich mit einem unerwarteten Erfolg gekrönt sah. Er maßt sich die Ehre desselben nicht an, sondern bekennt laut, daß alle seine Wünsche und Anstrengungen vergeblich gewesen wären, wenn nicht Gott, gegen alle Muthmaßungen menschlicher Einsicht, die Menschen und die Begebenheiten so gelenkt hätte.

In Folge eines Ränkespiels, wie es an Höfen nicht selten ist, wurde plötzlich die Macht des Herzogs v. Marlborough in England gestürzt, und das Gemüth der Königin Anna Friedens-Gedanken zugewendet. Kaiser Joseph wurde (17. April 1711) im besten Alter vom Tod weggerafft, ohne männliche Erben zu hinterlassen. Sein Bruder, der Erzherzog Karl wurde sein Nachfolger auf dem Kaiserthron, und so war Europa in Gefahr, wieder alle Kronen Karl des V. auf einem Haupt vereinigt zu sehen. Bei diesem plötzlichen Wechsel auf dem Schauplatz der Politik bekamen alle Hoffnungen, alle Befürchtungen, alle geheimen Bestrebungen der Kabinette eine andere Richtung und einen andern Gegenstand. Nicht mehr Frankreichs, sondern Oesterreichs Macht erschien jetzt furchterregend; und in der allgemeinen Bewegung, die ein so unvorhergesehener Umschwung hervorrief, fanden nun auch die Stimmen, welche zum Frieden und zur Mäßigung riethen, wieder Gehör.

Um dieselbe Zeit kam in der Familie Ludwig des XIV. ein Fall vor, welcher für die Ruhe Europa's weniger Bedeutung hatte, hingegen für Frankreich eine lange Reihe glücklicher Zeiten zu er=

öffnen versprach. Am 14. April 1711 starb der einzige Sohn des Königs, 50 Jahr alt, an den Pocken, an derselben Krankheit, welcher 3 Tage später Kaiser Joseph unterlag. Das Scheiden des unbedeutenden, einflußlosen Thronfolgers änderte nichts an dem Gang der öffentlichen Angelegenheiten, noch an der äußeren Stellung der Hofleute und Minister, aber Aller Blicke wurden dadurch auf eine nahe bevorstehende Zukunft hingerichtet, indem jetzt der Prinz v. Burgund als der unmittelbare Nachfolger des 73jährigen Königs da stand.

Der Zeitgenosse St. Simon schildert mit lebhaften Farben, „wie wohl es dem Herzog v. Beauvilliers war, von dem Druck des Hasses befreit zu sein, den der Sohn des Königs gegen ihn gefaßt und sogar offen an den Tag gelegt, und welchen eine Partei am Hof immer sorgfältig genährt hatte. Jetzt konnte er hoffen, an der Hand seines so unverhofft auf eine höhere Stufe gestiegenen Zöglings und im Verein mit seinem treuen Freunde v. Chevreuse dem Staat und der Kirche die besten Dienste zu leisten; namentlich auch die Rückkehr des trefflichen Erzbischofs zu bewirken und an ihm einen tüchtigen Mitarbeiter zu finden. Natürlich drängte sich jetzt auch Alles am Hof um die beiden hochbegünstigten Männer; jedermann behauptete, von jeher ihr bester Freund gewesen zu sein; sie aber ließen sich weder durch ihr Glück, noch durch die denselben folgenden Schmeicheleien berauschen, und auch in ihrem äußeren Leben nicht von ihrer bescheidenen Haltung abwendig machen."

„Besonders aber benützten sie ihren Einfluß auf den Prinzen, als jetzigen Thronfolger, daß er sich gleich von Anfang an recht in seine neue Stellung zu finden wußte. So lange ihm sein Vater fremd, ja fast feindselig gegenüber stand, hatte er sich durch die heimlichen Ränke und durch kecke Sticheleien, denen er ausgesetzt war, einschüchtern lassen. Jetzt trat er freimüthig, würdevoll, heiter und leutselig der Hofwelt gegenüber und gewann durch seine gründliche Bildung, sowie durch sein huldvolles, freundliches Benehmen allgemeine Achtung und Bewunderung. Indem er im Verein mit seiner jungen, gewandten Gemahlin seine Aufmerksamkeit gegen Frau v. Maintenon verdoppelte, errang er sich bald ihre

Gunst und durch sie die des Königs. Schon in den ersten 14 Tagen war die ausserordentliche Veränderung in dem Benehmen des Königs, der sonst gegen seine Kinder so zurückhaltend war, Jedermann am Hofe auffallend. Bei dem sonstigen Charakter des Königs, bei seinen unbeugsamen politischen Grundsätzen, bei der Eifersucht, mit welcher er seit einem halben Jahrhundert die unbeschränkte Gewalt festhielt, kann man sich das allgemeine Erstaunen des Hofs vorstellen, als der König den nunmehrigen Thronfolger einen Vormittag allein in seinem Kabinet behielt und an demselben Tage seinen Ministern Befehl ertheilte, mit dem Prinzen zu arbeiten, so oft er sie zu sich fordern würde, und auch unaufgefordert ihm über alle Gegenstände Bericht zu erstatten, bei welchen er es ein für allemal verlangt hätte."

„Dieser den Neigungen, dem Geist, den Grundsätzen, den standhaft festgehaltnen Gewohnheiten des Königs so ganz entgegen gesetzte Befehl, — dieses Vertrauen zu dem Prinzen, dem dadurch ein großer Theil der Regierungs-Geschäfte in die Hände gelegt wurde, — es fiel auf die Minister wie ein Donnerschlag, so daß sie ihr Erstaunen, ihre Bestürzung nicht verbergen konnten. Jetzt hatten sie es mit einem Prinzen zu thun, der dem Thron am nächsten stund, welcher sich fähig, thätig, einsichtsvoll, scharfblickend erwies und dabei ein gutes Herz hatte, gerecht und ordnungsliebend war, welcher gründlich verfuhr und sich nicht mit Reden abspeisen ließ, sondern auf die Sache eingieng; der entschieden das Gute um sein selbst willen wollte und alles auf der Wage des Gewissens abwog; welcher mit freundlicher Umgänglichkeit und edler Wißbegierde über Alles sich Kenntniß zu verschaffen suchte, der mit treffender Unterscheidungskraft am rechten Ort Mißtrauen und Vertrauen zu zeigen wußte."

Diese Schilderung des Prinzen von einem Augenzeugen, einem aufmerksamen, gründlichen Beobachter ist um so beachtungswerther, als sie nach dem Tod des Prinzen geschrieben ist, wo Eigensucht oder Schmeichelei keinen Einfluß darauf üben konnte; sie gehört von Rechtswegen in eine Lebensbeschreibung Fenelon's, weil er sich's zum Lebens-Zweck gesetzt hatte, dem Vaterland einen solchen König zu bilden; und man sieht daraus, daß der Prinz

würdig war, die Regierungs-Grundsätze zu vernehmen, welche Fenelon, wie wir hören werden, ihm vorlegte, und fähig, sie ins Werk zu setzen.

### 14. Fenelon's Ermahnungen an den neuen Dauphin.

Sobald Fenelon den Tod des bisherigen Thronfolgers erfuhr, wodurch der Prinz so unerwartet in die unmittelbarste Nähe des Throns gestellt wurde, hielt er es für seine Pflicht, sich über seine neuen Berufs-Verhältnisse gegen ihn auszusprechen. Während höfische Schmeichler und bebende Minister den Prinzen nur von seiner Macht und dem Glanz seines hohen Rangs zu unterhalten wußten, hält der Priester des Herrn dem Erben eines großen Reichs im Namen Gottes und in der Kraft seines heiligen Worts die ernsten Pflichten und die furchtbaren Gefahren vor, welche mit einer solchen Würde verbunden sind. Feierlich ernst ist der Brief, welchen Fenelon (im Apr. 1711) an den Herzog v. Beauvilliers schrieb, um ihn dem Prinzen mitzutheilen.

„Ein schwerer Fall hat uns betroffen, aber die Hand des Herrn ist auch bei den heftigsten Schlägen voll Erbarmen. Wir haben gebetet vom ersten Tage an und werden auch ferner beten. Der Tod ist eine Gnadenführung, weil er allen Versuchungen ein Ende macht; er verschont mit der allerfurchtbarsten Versuchung auf Erden, wenn er einen Fürsten wegrafft, ehe er zur Regierung kommt. Dieser niederschlagende Anblick wird der Welt vorgehalten, um den verblendeten Menschen zu zeigen, wie klein in der That die Fürsten bei aller anscheinenden Größe sind. Wohl denen, welche wie der heilige Ludwig ihre Gewalt niemals dazu angewendet haben, ihrer Eigenliebe zu schmeicheln, sondern sie angesehen als ein Pfand, das ihnen blos für das Wohl ihrer Unterthanen anvertraut ist. Jetzt ist es Zeit, sich Liebe, Ehrfurcht, Achtung zu erwerben. Jetzt gilt es, immer mehr dem König sich gefällig zu machen, seine Gunst zu erwerben, ihm eine unbegränzte Anhänglichkeit zu zeigen, ihn zu schonen und durch angemessene Thätigkeit und zuvorkommendes Benehmen zu erleichtern. Es gilt, der Berather Seiner Majestät zu werden, der Vater der Unterthanen,

der Trost der Betrübten, die Hilfe der Armen, die Stütze der Nation, der Hort der Kirche, der Feind aller Neuerungen; die Schmeichler zu entfernen und ihnen zu mißtrauen; das Verdienst zu erkennen, hervorzusuchen, ihm entgegen zu kommen, es in Thätigkeit zu setzen; Alles zu hören, nichts ohne Beweis zu glauben, sich Allen überlegen zu zeigen, weil man über Alle gestellt ist. Der David vom Hirtenstab zum Scepter rief, wird einen Mund und eine Weisheit geben, welcher Niemand widerstehen kann, wenn man nur in der Einfalt, gesammelt bleibt, sich selbst mißtraut, auf Gott allein sein Vertrauen setzt. Es ist Pflicht, der Vater, nicht der Herr sein zu wollen; es sollen nicht Alle Einem gehören, sondern Einer Allen gehören um sie glücklich zu machen."

Die nächsten Briefe aus dieser Zeit sind an den Herzog v. Chevreuse gerichtet, welcher durch sein lebendigeres, zutraulicheres Wesen dem Prinzen fast noch näher stund, und ihm Manches leichter sagen konnte, als der Herzog von Beauvilliers.*)

Fenelon schreibt (vom 12. Mai 1711): Der Prinz muß mehr als je sich zusammen nehmen, um sich offen, zuvorkommend, umgänglich, leutselig zu zeigen. Er muß dem Publikum die Meinung benehmen, daß er so einseitig sei, und seine religiöse Strenge nur im Kämmerlein üben. Er soll der Hofwelt nicht Angst vor strengen Reformen einflößen, für welche die Welt nicht empfänglich ist, und welche man jedenfalls, wenn sie möglich wären, nur ganz unvermerkt einführen müßte. Wir wollen für ihn beten. Er kann sich nicht genug darauf legen, dem König zu gefallen und alles Mißtrauen bei ihm zu vermeiden, ihm ein recht herzliches, hingebendes Ver-

*) Ueber das Verhältniß beider zu einander und zu dem Prinzen, so wie zu Fenelon äußert sich v. St. Simon: „Man kann von den 2 Schwägern sagen, daß sie Ein Herz und Eine Seele waren, und Fenelon ihr Leben und ihre Triebkraft. Ihre Anhänglichkeit an ihn war unbegränzt; sie standen in fortwährendem geheimem Verkehr mit ihm; er wurde unaufhörlich über Großes und Kleines in öffentlichen, politischen, häuslichen Angelegenheiten zu Rath gezogen; durch sie erholte sich auch der Prinz Raths bei Fenelon, durch ihre Vermittlung erhielt die Freundschaft, die Achtung, das unbedingte Vertrauen des Prinzen zu Fenelon seine Nahrung. Es war ihm, als ob er alle 3 Freunde hörte, wenn er Einen hörte."

trauen zu zeigen, ihn in den Geschäften zu erleichtern, und sich gegen ihn mit allmählich wachsendem Nachdruck in aller Ehrerbietigkeit und Sanftmuth auszusprechen. Er darf nur so viel sagen als man tragen kann, und muß das Herz vorher vorbereiten, ehe er peinliche, ungewohnte Wahrheiten ausspricht. Sonst nur kein kindisches Benehmen, keine kleinliche Andächtelei! Man lernt besser regieren, wenn man in den Herzen der Menschen, als wenn man in den Büchern liest."

Mit inniger Freude hörte Fenelon von allen Seiten, wie der Prinz in der allgemeinen Achtung stieg, und welche Hoffnungen man auf ihn setzte; doch gab er sich derselben nicht unbedingt hin, sondern hielt immer für nöthig, seine Mahnungen und Weisungen ihm wiederholt vorzuhalten. Er schreibt (24. Aug. 1711) an Chevreuse: „Ich höre, daß es bei unsrem Prinzen besser geht, daß sein Ruf sich hebt, daß er sich ein Ansehen zu geben weiß. Sie müssen ihm beistehen, ihm dazu helfen, daß er den rechten Griff für die Geschäfte bekommt, ihn gewöhnen, selbstständig zu sehen und zu entscheiden. Er muß mit den Menschen umgehen um ihre geheimen Absichten zu entdecken, ihre Gaben kennen zu lernen und sich ihrer zu bedienen ungeachtet ihrer Fehler. Sie müssen ihn ermuntern, dem König zu berichten, ihm etwas abzunehmen, ihm unvermerkt seine Ansichten beizubringen und dadurch seine Entschließungen zu bestimmen; wenn er es mit Ehrerbietung und Hingebung thut, so wird er kein Mißtrauen erregen und bald Glauben finden. Er muß sich eben ganz dem Herrn ergeben um in Allem von Seinem Geist geleitet zu werden."

Alle Erwägungen und Weisungen, welche Fenelon an den nunmehrigen Thronfolger richtet, haben nur dessen Ruhm und das Wohl des Volks zum Gegenstand, welches derselbe zu regieren berufen war, nie kommt er auf sich selbst zu sprechen, so natürlich auch eine gänzliche Veränderung seiner persönlichen Stellung bei dem großen Umschwung der Verhältnisse zu erwarten war. Seine vertrautesten Freunde, welchen er sein ganzes Herz aufzuschließen gewohnt war, und welchen er wenigstens die tröstliche Hoffnung, noch einmal vor dem Tod mit ihnen vereinigt zu werden, hätte andeuten können, machen ihm öfters in ihren Briefen Vorwürfe

über diese Selbstverleugnung, welche ihrer Freundschaft Eintrag zu thun schien. So schrieb ihm v. Chevreuse (4. Sept. 1711): „An sich selbst denken Sie nie, und doch müssen wir daran denken, nicht blos um Ihretwillen, sondern auch um den verborgenen Führungen Gottes keine Hindernisse in den Weg zu legen.“ So sorgfältig aber Fenelon sich in seiner stillen Zurückgezogenheit verschloß, ohne etwas an seiner gewöhnlichen Lebensweise zu ändern, und so sehr er sich hütete, die Aufmerksamkeit und Eifersucht seiner Neider zu erregen: so eifrig drängten sich ehrgeizige Leute um ihn und suchten sich zum voraus die wohlwollende Stimmung des Prälaten zu sichern, dessen Rückkehr an den Hof und Erhebung in naher Zukunft bestimmt zu erwarten war.

„Das Frühjahr 1711“, sagt St. Simon, „wo die Heere wieder auszogen, machte die am Hofe vorgegangne Veränderung recht bemerklich. Alles, was sich nach den verschiedenen Gegenden Flanderns begab, schlug den Weg über Cambrai ein; Hofleute, die daselbst Dienst hatten, Generale, selbst untergeordnetere Offiziere sprachen dort ein und verweilten so lange als möglich. Man machte Fenelon so angelegentlich den Hof, daß ein ungünstiger Eindruck auf den König in hohem Grade zu befürchten war, und es erregte auch in der That allgemeines Aufsehen; aber Fenelon nahm diese Huldigungen mit so viel Leutseligkeit, Bescheidenheit, Vorsicht und Weisheit auf, daß weder der König noch Frau v. Maintenon daran Anstoß nahmen, und die Sache mit Stillschweigen übergiengen.

## 15. Fenelon's Einwirkung auf die Kriegführung.

Fenelon benutzte den Zusammenfluß so vieler hohen Offiziere, welche sich ihm durch Aeußerungen des Vertrauens und der Ergebenheit gefällig zu machen suchten, um sich eine genaue Anschauung von dem Zustand des Heers zu bilden, und von den Vortheilen und Gefahren, welche aus der Stimmung der Soldaten und aus der Zuversichtlichkeit der Generale sich ergeben konnten. Er wußte, daß das Versailler Kabinet mit dem zu London Unterhandlungen angeknüpft hatte, von welchen man einen baldigen Erfolg hoffen

durfte. Fenelon war der Ansicht, daß unter diesen Umständen das Zweckmäßigste sei, hinzuhalten und eine Schlacht zu vermeiden, welche den siegreichen Feind bis vor die Thore von Paris führen und die friedliebende Gesinnung des neuen englischen Ministeriums hätte stören können. Er fürchtete zudem, die Muthlosigkeit des Heeres in Folge so vieler auf einander gefolgten unglücklichen Ereignisse, und der Eigendünkel, dessen man den Oberbefehlshaber, Marschall v. Villars beschuldigte, möchte die letzte, schwache Schutzwehr des Inneren des Königreichs aufs Spiel setzen. Deßwegen tadelte er den unbesonnenen Ungestüm des Kriegsministers, welcher den Marschall unaufhörlich aufforderte, eine Schlacht zu wagen. Er schrieb an v. Chevreuse (19. Sept. 1711):

„Es ist mir bekannt, daß Voisin dem Marschall sehr heftig zusetzt, um ihn aufzustacheln und zu gewagten Unternehmungen zu reitzen. Das ist nach meiner unmaßgeblichen Ansicht sehr übel gethan; solche Briefe machen den Marschall irre, so daß er dem guten Rath der Männer vom Fach, die die Sachen in der Nähe sehen, das Ohr verschließt. . . . . Die meisten Festungen, die wir noch haben, sind von dem Nöthigen entblößt. Nach dem Verlust einer Schlacht, nach einer Niederlage würde Alles wie ein Kartenhaus zusammenfallen. Es handelt sich jetzt nicht wie früher um den Verlust unbedeutender Schlachten. Damals war es ein Heer von 20,000 Mann, welches 5 oder 6000 verlor; damals besaß das Königreich einen kriegslustigen, wohlgesinnten Adel, eine zahlreiche, wohlhabende, opferwillige Bevölkerung; jetzt hingegen hätte man im Fall einer Niederlage kein Heer mehr und keine Mittel um eines herzustellen. Der Feind würde mit einem Heer von 100,000 Mann in Frankreich einbrechen, erobern und plündern; es wäre ein Einfall von Barbaren. Paris ist nur 36 Stunden von dem feindlichen Heer entfernt; die Hauptstadt ist so zu sagen das Königreich, in ihr würden die Feinde alle Schätze der Provinzen in die Hand bekommen, sie würden alle Reichthümer der Geldmänner, welche der König aus gutem Willen nicht bekommt, mit Gewalt sich verschaffen. Das Innere des Landes ist durchaus erschöpft, in einem Verzweiflungszustand und voll von Hugenotten, welche das Haupt erheben würden. . . . . Ich glaube man kann,

indem man den Feinden ihre Stellungen streitig macht, die entscheidende Schlacht vermeiden, die noch übrigen Festungen halten, und den Feind ermüden; aber dieses System des „Zauderns“, welches unendlich mehr taugt, als eine für den Staat höchst gewagte Schlacht, erfordert gute Köpfe und schwierige Maßnahmen.“

### 16. Fenelon's Regierungsplan für den Thronfolger.

Weil Fenelon auf die oben berührte Aenderung der politischen Lage die Hoffnung baute, daß endlich der ersehnte Friede zu Stand komme, und daß dann sein ehemaliger Zögling berufen sein werde, dem Vaterland das innere Glück zu schenken, welches das Ziel einer guten Regierung ist, so entwarf er um diese Zeit einen genau durchdachten, alle Zweige der Verwaltung umfassenden, streng zusammenhängenden Regierungs-Plan für den Prinzen. Da jedoch die vollständige schriftliche Entwicklung desselben hätte zu ausführlich werden müssen, lud er den Herzog v. Chevreuse zu einer mündlichen Besprechung ein. Er schreibt ihm (9. Juni 1711):

„Die Verhandlungen, die ich gerne mit Ihnen pflegte, können wohl auf eine bequeme Gelegenheit verschoben werden. Sie können ohne Störung in Ihren Geschäften und ohne daß es höheren Orts auffällt, auf Ihr Landgut Chaulnes kommen; da werden wir in Einer Woche mehr Fragen ins Reine bringen, als es mir in weitläufigen Abhandlungen und Monate langer Arbeit möglich wäre. Ich werde dann mir das Ergebniß jeder Unterredung in eine ganz kurze tabellarische Uebersicht, wie ein Sachregister, bringen; diese Uebersicht kann Ihnen die Grundsätze, über die wir uns verständigt haben, wieder in Erinnerung bringen, und die mündlichen Verhandlungen sind für Sie der Schlüssel, der die Tabellen verständlich macht.“

Diese Tabellen, in welchen sich Fenelon über alle Zweige der Staatsverwaltung verbreitet, sind noch vorhanden, und jedenfalls ein Zeugniß von der gründlichen Einsicht und der Vaterlandsliebe des Mannes, welcher sie abgefaßt hat, zu einer Zeit, wo außer ihm und seinem ehemaligen Zögling vielleicht sonst kein Mensch in Frankreich auch nur sich Gedanken darüber machte, was für die

Erleichterung des Volks zu thun sei. Man wird zwar sagen können, daß, wenn Fenelon selbst in die Lage gesetzt worden wäre, seine Ideen zur Ausführung zu bringen, er wohl auf Manches verzichtet haben würde, weil die menschlichen Leidenschaften und Verkehrtheiten der Verwirklichung der patriotischen Ideale allenthalben Hindernisse in den Weg legen, an welche man in der einsamen Studirstube weniger denkt. Doch ist auch wohl zu beachten, daß Fenelon's Entwurf für einen Fürsten bestimmt war, welcher in der besten Kraft des männlichen Alters zur Regierung gelangen sollte; welcher durch Unglück und Widerwärtigkeiten geprüft war; welcher schon, ehe er den Thron bestieg, um seiner ausgezeichneten persönlichen Eigenschaften willen allgemeine Achtung besaß; welcher die öffentliche Meinung auf seiner Seite gehabt hätte; dessen wohlbekannte Festigkeit manche bedeutende Hindernisse, wie kleinliche Ränke hätte überwinden können, endlich der die erleuchtetsten und gediegensten Männer der ganzen Nation zu seinen Ministern gehabt haben würde. Unter so günstigen Umständen und mit der Hilfe solcher Männer hätte eine wohlwollende, Gerechtigkeit liebende Regierung gewiß Außerordentliches leisten können.

Aber während Fenelon diese Vorschriften entwarf, durch deren Ausführung für Frankreich nach dem Zeitalter des Ruhms ein Zeitalter des Glücks erblühen sollte, stund der Schlag schon nahe bevor, welcher alle seine schönen Hoffnungen vernichtete.

## 17. Tod des Thronfolgers.

Im Nov. 1711 hatte Fenelon obige Plane niedergeschrieben und im Februar 1712 raffte innerhalb weniger Tage eine furchtbare, unerklärliche, ganz unerwartet hereingebrochne Krankheit die Gemahlin des Prinzen (am 12. Febr.), den Prinzen (am 18. Febr.) und seinen Erstgebornen (8. März) weg. Ganz Frankreich beklagte schmerzlich den unersetzlichen Verlust; ein Schriftsteller, welcher aller Schmeichelei so fremd war, daß er die Strenge seines Urtheils oft bis zur Ungerechtigkeit trieb, St. Simon, faßt alle Lobeserhebungen, die er über den Prinzen ausspricht, in den Worten zusammen: „Gott hat dem französischen Volk einen Fürsten

vor Augen gestellt, dessen es nicht werth war; er war zu gut für diese Welt, er war reif für die Ewigkeit."

Derselbe Brief, welcher Fenelon das Hinscheiden der Gemahlin des Prinzen mittheilte, setzte ihn zugleich in Kenntniß, daß das Leben des Prinzen selbst in Gefahr stehe. Vom ersten Augenblick an befürchtete er das Aeußerste; er kannte sein innig liebendes Herz, sein weiches zur Schwermuth geneigtes Gemüth, seinen Widerwillen gegen alle Zerstreuungen der Welt, seine Neigung, sich ganz seinem Schmerz hinzugeben. Fenelon schreibt (15. Febr. 1712): „Die Krankheit des Thronfolgers macht mir sehr bange, schon einige Zeit fürchte ich, es möchte ihm ein trauriges Loos beschieden sein. Wenn Gottes Zorn über Frankreich vorüber ist, so wird er aufkommen; aber wenn Gottes Zorn nicht nachgelassen hat, so ist Alles für sein Leben zu fürchten. Ich kann mir nichts erbitten, ich zittre und habe keinen Muth zu beten. Theilen Sie mir den Verlauf der Krankheit mit; Sie wissen ja, wie nahen Antheil ich nehme. Ach! Ach! Herr, sieh uns in Gnaden an!"

In einem Brief vom 16. Febr. läßt er einen Strahl der Hoffnung durchblicken: „Ich fange an zu hoffen er sterbe nicht; aber im Grund des Herzens bleibt die geheime Furcht, Gott sei mit Frankreich noch nicht versöhnt. Seine Hand ist schon lange ausgereckt, sagt der Prophet, und sein Zorn läßt noch nicht ab."

Der Herzog v. Chevreuse, der auf das Wenige, was er von medicinischen Kenntnissen besaß, nur zu viel Vertrauen setzte, beruhigte seinen Freund vollends über das Befinden des Prinzen, und in dieser süßen Täuschung ließ Fenelon sichs angelegen sein, recht väterlich in das betrübte Herz des Prinzen den Balsam christlichen Trosts zu gießen. Er schrieb an Chevreuse (am 18. Febr. 1712): „Der Verlust, der unsern Prinzen betroffen hat, und sein tiefer Schmerz geht mir äußerst nahe, und ich bin in großer Sorge um seine Gesundheit, die ohnehin zart und schwach ist; und doch ist sie von unschätzbarem Werth für die Kirche, den Staat, für alle Wohlgesinnten. Ich bete und fordre zum Gebet auf für die Ruhe der Seele der Verstorbnen, für die Gesundheit und Beruhigung des Prinzen. Sie kennen sein heftiges und etwas schwermüthiges Wesen; ich fürchte, er möchte sich von seinem

tiefen Schmerz und seiner Traurigkeit so überwältigen lassen, daß seine Frömmigkeit in Lebensüberdruß, düstre Gedanken und Zweifel umschlägt. Man muß das Leid, das ihn betroffen hat, dazu anwenden, um ihn zu einer einfältigen, muthvollen, seiner Stellung entsprechenden Frömmigkeit zu bringen. Gott hat seine weisen Absichten, auf die müssen wir eingehen, wir müssen das niedergedrückte Gemüth aufrichten, trösten, stärken, ihm Muth einflößen. Ich hoffe, nach einigen Tagen wird seine Gesundheit hergestellt werden, und Gott wird ihm, ungeachtet seiner gerechten Betrübniß die Kraft geben, sich den sehr dringenden Bedürfnissen des Staats wieder zu widmen." Zugleich legte Fenelon ein Schreiben bei, welches v. Chevreuse den Prinzen lesen lassen sollte, sobald ihm sein Zustand erlaubte, die sanfte und doch so mächtige Stimme der Religion zu vernehmen: „Ich habe für die Entschlafne gebetet und werde es ferner thun, und fordre auch Andre dazu auf; Gott weiß, daß der Prinz dabei nicht vergessen wird. Ich denke mir ihn in einer Stimmung, wie Augustinus die seinige bei dem Tod seines Freundes schildert: „Mein Herz ist von Schmerz umnachtet, was ich sehe, stellt mir das Bild des Todes vor Augen. Mein Vaterhaus erinnert mich nur an mein Leid. Alles, was mich erfreute, wenn ich es mit ihm theilte, ist mir eine Pein seit ich ihn verloren habe. Ueberall suchen ihn meine Augen und finden ihn nirgends. Was ich sehe, ist mir unausstehlich, weil ich ihn nicht sehe. So lange er lebte, hieß es allenthalben, wo ich ohne ihn war: Du wirst ihn sehen; jetzt ist Alles stumm. Nur meine Thränen thun mir wohl; sie haben in meinem Herzen die Stelle eingenommen, die er ausfüllte. Ich bin unglücklich, denn es ist ein Unglück, sein Herz an etwas Vergängliches zu hängen; wenn man es verliert, gibt es einen Riß, und dann fühlt man sein ganzes Elend; ehe ich es erfahren habe, konnte ich es mir nicht vorstellen. Ich kann die Last meines zerrissenen, blutenden Herzens nicht tragen, und weiß nicht, wo ich ihm Ruhe verschaffen soll." Es genügt nicht, daß der Gegenstand unsrer Liebe ein rechtmäßiger ist, — Gott ist ein eifriger Gott und will, daß wir einander nur um Seinetwillen und in Seiner Liebe lieb haben. Er verbietet uns, uns mit dem Gegenstand unsrer Liebe so zu verbinden, daß

wir ihn zu einem Theil unsres eignen Ichs machen,*) damit unser Herz nicht zu grausam zerschlagen und zerrissen wird, wenn eine Trennung eintritt. Auch die rechtmäßigste Liebe auf Erden bringt uns empfindliches Weh, weil ihr Gegenstand von vergänglicher Natur ist, und uns bald entrissen werden kann. Wir sollen auch das Liebste nicht mehr lieben als uns selbst, und uns selbst dürfen wir nur um Gottes willen lieben. Gott betrübt nur aus Liebe, er ist ein Gott alles Trostes, er trocknet die Thränen, die seine Schläge uns auspressen, in Ihm finden wir wieder, was wir verloren zu haben glauben; er rettet diejenigen aus der Welt heraus, welchen das Weltglück gefährlich geworden wäre und macht diejenigen von der Welt los, welche noch zu viel an sie gefesselt sind."

Gerade an dem Tage, an welchem Fenelon diese Worte des Glaubens und der Liebe für den Prinzen niederschrieb, gab der Prinz den Geist auf, am 18. Februar, Morgens 9 Uhr. Als Fenelon diese Schreckens-Kunde erhielt, konnte er nicht weiter sagen, als: „Jetzt sind alle meine Bande gelöst — nichts fesselt mich mehr an dieses Leben!" Er war mehrere Tage lang so niedergeschlagen und lebenssatt, daß seine treuesten Freunde sehr um ihn besorgt waren. Erst 8 Tage, nachdem er die Nachricht erhalten, war er im Stande, seinem Leid in folgendem herzzerreißenden Brief an v. Chevreuse Ausdruck zu geben (27. Febr. 1712): „Ach! lieber Herzog! alle unsre Hoffnungen für Kirche und Staat hat uns Gott genommen. Er hat den jungen Fürsten gebildet und ausgerüstet, zum wohlthätigsten Wirken vorbereitet; er hat ihn der Welt gezeigt, und plötzlich vernichtet. Ich bin tief erschüttert und bei gesundem Leibe vor Erschütterung krank; ich weine über den Tod des Prinzen mit zerrissenem Herzen und bin in peinlicher Unruhe um die Lebenden. Mein Freundes-Herz zittert für Sie und für unsern theuren Herzog (v. Beauvilliers); auch fürchte ich für den König, an dessen Erhaltung unendlich viel liegt. Niemals hatte man so sehr Ursache, den Frieden zu wünschen und mit Opfern zu erkaufen. Was würde aus uns, wenn die

---

*) Hier urtheilt freilich der Priester, der das Wesen der Ehe nicht aus persönlicher Erfahrung kennt, sondern aus katholischer Anschauung.

Stürme einer Minderjährigkeits-Regierung über uns hereinbrächen ohne eine Regentin-Mutter, mit einem erdrückenden Krieg von aussen her, wo Alles erschöpft und aufs Aeußerste getrieben ist. Zudem ist der König leider zu alt, um darauf rechnen zu können, daß er das regierungsfähige Alter seines Thronfolgers erlebt. Selbst wenn man so glücklich wäre, über eine gesetzliche Minderjährigkeit, vor dem 14. Jahr, hinüberzukommen, so bleibt eine thatsächliche Minderjährigkeit unvermeidlich, wo ein Kind nur der Gewalt des Mächtigsten den Namen leiht. Gegen die Gefahren dieser Zustände gibt es kein völlig sicheres Mittel. Wenn aber menschliche Vorsicht irgend eine dienliche Maßregel treffen kann, so ist es die, von Stund an aufs schleunigste alle Einflüsse geltend zu machen, um für eine Leitung und Erziehung des jungen Prinzen zu sorgen, welche schon in festem Gang sich befindet, wenn unglücklicher Weise der König uns entrissen werden sollte. Seine Ehre, sein Ruhm, seine Liebe zu dem königlichen Hause und zu seinen Unterthanen, ja sein Gewissen macht ihm zur unerläßlichen Pflicht, alle sichere Vorsorge zu treffen, welche die menschliche Weisheit erdenken kann. Es hieße den Staat und selbst die Kirche der entsetzlichsten Gefahr preisgeben, wenn man sich nicht mit dieser Haupt-Angelegenheit vor allem Andern beschäftigte. Davon muß man durch die geeignetsten Mittelspersonen Frau v. Maintenon und alle Minister zu überzeugen suchen, damit sie vereint die größten Anstrengungen machen, den König dafür zu gewinnen. Es wäre unendlich viel darüber zu sagen, aber Sie können es sich besser sagen als ich; ich habe weder die Zeit noch die Kraft dazu. Ich bitte Gott, daß er Sie erleuchte, niemals waren wir dessen bedürftiger.

N. S. Man sagt, Ihre Gemahlin sei krank gewesen, ich bin sehr bekümmert darüber. Ach mein Gott! was für Schmerzen wahre Freundschaft verursacht!"

Nur gegen einen Freund wie der Herzog v. Chevreuse wagte Fenelon seinen tiefen Schmerz und seine Bekümmerniß um das Loos Frankreichs rückhaltslos auszusprechen. Sonst verschloß er die Gefühle seines schmerzlich zerrissenen Gemüths in seinem Innern, wie ein kurzer, sehr gemessener Brief an die Marquisin

v. Lambert zeigt: „Gottes Gedanken sind nicht unsre Gedanken. Er vernichtet, was er ganz absichtlich zur Ehre seines Namens bereitet zu haben schien. Er züchtigt uns, wie wir es verdienen. Ich bin für immer ehrfurchtsvollst u. s. w."

Kurze Zeit nach dem Tode des Prinzen, noch im Jahre 1712 veröffentlichte der Beichtvater des Prinzen, der Jesuit Martineau, welcher demselben in seinen letzten Augenblicken die schmerzlichen Dienste seines Amts geleistet hatte, eine Lebensgeschichte des Prinzen. Er schrieb deßhalb an Fenelon, um von ihm nähere Mittheilungen zu erhalten, wodurch seine Darstellung ohne Zweifel eine werthvolle Bereicherung hätte bekommen können. Aber Fenelon war zu sehr niedergedrückt, um sich mit einer Arbeit zu beschäftigen, welche das Gefühl eines unersetzlichen Verlustes so schmerzlich erneuert hätte. Er bekannte offen seine Schwachheit: „Ich fühle mich gegenwärtig nicht fähig, die Thatsachen zusammen zu suchen, welche Sie sammeln möchten. Ihre edle Absicht ist sehr lobenswerth, und ich wünsche aufs lebhafteste, daß Ihr Werk zu Stand komme, aber ich habe den Muth nicht, daran zu arbeiten. Das Unglück, das uns getroffen hat, hat mich so angegriffen, daß meine Gesundheit sehr leidet. Alles was mir mein Leid aufweckt, setzt mich in eine fieberhafte Aufregung. Ich muß mich über diese Schwachheit demüthigen. — Uebrigens war ich so lange von dem Prinzen entfernt, daß ich von allen seinen Schicksalen im reiferen Alter, wo er der Welt ein erbauliches Vorbild darbot, nicht als Augenzeuge berichten kann."

Uebrigens mögen noch andre Erwägungen Fenelon zur Zurückhaltung über diesen Gegenstand veranlaßt haben; schon der Gedanke an den auffallenden Gegensatz zwischen der Frömmigkeit des Prinzen und dem Zeitgeist, welcher, wie Fenelon hinzusetzt, „schon so ausgeartet und dem Glauben entfremdet war, daß die Anschauung eines solchen geistigen Lebens ihn nur befremden, abstoßen und ärgern konnte." Noch schwieriger würde es aber für Fenelon gewesen sein, die politischen Grundsätze, die er dem Prinzen beigebracht hatte, öffentlich darzulegen, was gerade für die Stellung des Verstorbnen zu der traurenden Nation, die so große Hoffnungen auf ihn gesetzt hatte, das Bezeichnendste gewesen

wäre. Aber wie konnte Fenelon bei Lebzeiten Ludwigs XIV. die Grundsätze wieder in Erinnerung bringen, welche den König gegen den Verfasser des Telemach so heftig gereitzt hatten? Er sagt daher weiter: „Der Herzog v. Beauvilliers kann Ihnen viel besser helfen als ich. Er kann Ihnen sowohl hinsichtlich der Auffindung der Thatsachen, als hinsichtlich der Auswahl und Darstellung guten Rath geben. Sie begreifen wohl, daß dabei manche Rücksichten zu erwägen sind; es ist ein Werk, das bedenkliche Haken hat, Sie kennen die Welt und ihre bösen Zungen."

Die eigentlichste Charakterschilderung des Prinzen hätte sich ergeben aus den Weisungen und oft recht ernsten Mahnungen, welche Fenelon oft an ihn richtete, sowie aus den Briefen, in welchen der Prinz eine so herzliche Dankbarkeit, eine so vertrauensvolle Achtung für die väterliche Stimme aussprach, die ihn auf seine Fehler aufmerksam machte. Hierin wäre das Mittel gelegen, dem ausgezeichneten Charakter des Prinzen die verdiente Anerkennung und Bewunderung zu sichern. Aber hätte Fenelon wagen dürfen, das Geheimniß eines so viele Jahre hindurch hinter dem Rücken des Königs fortgesetzten vertrauten Briefwechsels der Oeffentlichkeit preiszugeben? Hätte der getäuschte und mit Vorurtheilen erfüllte Monarch der guten Absicht Fenelon's und der Weisheit seiner Rathschläge wohl Gerechtigkeit widerfahren lassen? Zum Glück für die Nachwelt sind diese kostbaren Schriftstücke doch erhalten geblieben, und wenn sie nicht, wie man hoffen durfte, den Nachfolgern des Prinzen zur heilsamen Belehrung gedient haben, so werden sie doch allezeit ein Ehrendenkmal für den Erzieher und für den Zögling bleiben.

## 18. Fenelon's Fürsorge für das Staatswohl.

Hätte Fenelon je die ehrgeizigen Absichten gehegt, welche seine Feinde und Neider ihm unterschoben um ihn vom Hof zu entfernen, so würde er jedenfalls, nachdem alle seine Entwürfe und Hoffnungen mit dem Prinzen ins Grab gesunken waren, keinen andern Gedanken mehr gehabt haben, als in der Stille seine ehrenvolle Laufbahn in der Mitte der Freunde, von denen er um-

geben war und seiner ihn hochachtenden Diöcesanen zu beschließen. Aber ein Gemüth wie Fenelon's konnte niemals auch nur einen Augenblick das Wohl seines Vaterlands und das Glück seiner Mitbürger aus den Augen lassen. Auch jetzt, wo von einem Verdacht persönlicher Absichten gar keine Rede mehr sein konnte, finden wir ihn ebenso eifrig und herzlich mit der Sorge für das Wohl des Staats beschäftigt; und es gehörte gewiß eine wahrhaft heldenmüthige Begeisterung für Religion und Vaterland dazu, seinen tiefgefühlten Schmerz niederzukämpfen und eine so nachdrückliche Thätigkeit zu entwickeln.

Drei Wochen nach dem Tode des Prinzen (am 8. März 1712) schrieb er an v. Chevreuse: „Ich gäbe mein Leben hin nicht nur für das Vaterland, sondern auch für die Kinder*) unsres theuren Prinzen, welcher in meinem Herzen noch eine größere Stelle einnimmt, als während seines Lebens. Ich glaube, unser lieber Herzog (v. Bauvilliers) würde wohl thun, der Frau v. Maintenon eine Aufwartung zu machen, und ohne Rücksicht auf das neuerdings eingetretene kältere Verhältniß ganz offenherzig mit ihr zu reden. Er könnte ihr klar machen, daß es sich weder mittelbar noch unmittelbar um irgend eine persönliche Absicht handelt, sondern um die Sicherheit des Staats, um die Ruhe und die Erhaltung des Lebens des Königs, um seinen Ruhm und sein Gewissen, weil es seine Pflicht ist, so gut er kann, für die Zukunft Fürsorge zu treffen. Dann könnte er ihr seine Ansichten in der Hauptsache auseinandersetzen und mit ihr sich verständigen, was sie dem König sagen möge. Ich stelle diesen Antrag nicht in der Hoffnung, daß sie das Werkzeug in der Hand Gottes sei, um große Wohlthaten zu erweisen; ich fürchte nur zu sehr, sie wird von Eifersüchteleien, zarten Rücksichten, Argwohn, Abneigungen, Aerger und Weiber-Ränken ganz in Beschlag genommen sein; sie wird nur auf Nebensachen, Oberflächlichkeiten, Schmeichelreden eingehen, um den König einzuschläfern und die Leute zu blenden, ganz den Be-

---

*) Der Prinz hinterließ 2 Söhne, den Herzog v. Bretagne und den Herzog v. Anjou; jener starb eben an dem Tage, an welchem der obige Brief geschrieben ist.

dürfnissen des Staats entgegengesetzt. Doch Gott beliebt es, allerlei in seinem Dienst zu verwenden. Wenigstens muß man Frau v. Maintenon zu beschwichtigen suchen, daß sie nicht die nothwendigsten Entschließungen hindert. Der liebe Herzog ist ihr solche Rücksichten unter diesen ganz einzigartigen Verhältnissen auch schon um deß willen schuldig, was sie früher für seine Beförderung gethan hat."

In Beziehung auf den Herzog v. Chevreuse selbst, dessen übertriebene Bescheidenheit Fenelon fürchtete, fährt er fort: „Falls ein Regentschafts-Rath eingesetzt wird, so wären Sie vor Gott und Menschen in Schuld, wenn Sie sich weigerten, in denselben einzutreten. Sie sind dem Alter und dem Rang nach der erste Herzog, der eine Stütze des Staats sein kann; Sie haben alle die Kenntnisse, die den Andern fehlen; Sie haben dem König und dem königlichen Hause sehr viel zu danken, und dem Verstorbnen und seinen zwei Kindern sind Sie jetzt noch mehr schuldig, als da er sich noch im Leben und Wohlergehen befand. Ihre anderweitigen Bemühungen und Vermittlungen wären wie Nichts in Vergleichung mit dem Gewicht Ihrer Stimme in einem Rath ohne Kraft und ohne Kenntnisse. Da gilt es sich unbedingt aufopfern! Wenn Sie aus Bedenken der Bescheidenheit, aus unzeitiger Demuth einen entgegengesetzten Entschluß fassen, so verletzen Sie Ihre Pflicht vor Gott."

In demselben Brief erkundigt sich Fenelon auch nach dem Schicksal seiner Briefe an den Prinzen: „Sollte sich unter den Papieren unseres theuren Prinzen nichts Schriftliches von mir finden? keiner der Briefe, die ich während der Belagerung von Lille schrieb? hat der König alle seine schriftlichen Sachen?" Ein Aufsatz konnte namentlich Fenelon beunruhigen hinsichtlich des Eindrucks, den er auf den König hätte machen müssen, nemlich: „Beichtväterlicher Rath für einen König." Hatte der König sich schon durch die allgemeinen Ideen des Telemach so tief gekränkt gefühlt, wie viel ärger würde es ihn beleidigt haben, wenn er da in jeder Zeile einen Tadel über seine Prachtliebe, seine Leidenschaft für den Ruhm, seine Eroberungssucht, seine ungerechten Besitzergreifungen, seine Vergnügungssucht, sein Wohlgefallen an der

Schmeichelei, und über sein Schwelgen in der Lust der unbeschränkten Gewalt zu lesen geglaubt hätte, — Neigungen, welchen der König im Anfang seiner Regierung sich nur zu sehr hingegeben hatte, wenn er auch später sie zu bekämpfen sich alle Mühe gab. Glücklicher Weise hatte der Prinz die Vorsicht beobachtet, alle Schriften Fenelon's, welche dem König hätten mißfallen können, wenn ein unglücklicher Zufall sie ihm in die Hände geführt hätte, entweder zu verbrennen, oder dem Herzog v. Beauvilliers zur Aufbewahrung zu geben, und so ist dieser Aufsatz erhalten geblieben und nach dem Tode des Herzogs dem Marquis v. Fenelon übergeben worden. Die Vorsicht des Prinzen erwies sich durch den Erfolg als wohl gegründet. Kaum hatte der Prinz die Augen geschlossen, als der König Befehl gab, alle Papiere, die sich in seiner Schatulle vorfinden, ihm zu eignen Händen zu übergeben, und sie mit ängstlicher Neugier durchsah. Als v. Beauvilliers diese Anordnung des Königs erfuhr, wendete er sich an Frau v. Maintenon, und bat sich seine eigenen Schriften und die des Erzbischofs v. Cambrai aus. Sie erwiederte (15. März 1712): „Zu Ihrer Beruhigung schicke ich Ihnen alle Ihre Schriften ohne Ausnahme; ich hätte sie wohl gut verwahrt, aber es können Umstände eintreten, wo Alles aufgedeckt wird, wie wir gerade jetzt eine traurige Erfahrung gemacht haben. Ich hätte Ihnen gerne Alles zugesendet, was sich von Ihnen und von Herrn v. Cambrai vorfand, aber der König hat verlangt, es selber zu verbrennen. Ich gestehe Ihnen, es ist mir recht leid darum, denn kein Mensch kann etwas Schöneres und Besseres schreiben, und wenn der Prinz, um den wir trauern, seine Fehler gehabt hat, so kommen sie nicht von zu großer Aengstlichkeit seines Rathgebers her, noch davon, daß man ihm zu viel geschmeichelt hätte. Man kann wohl sagen, daß die Aufrichtigen nicht zu Schanden werden." So läßt eine Frau, wenn auch spät, Fenelon Gerechtigkeit widerfahren, welche früher seine Freundin, später seine Feindin war; und bekanntlich pflegt man, wenn ein solcher Wechsel der Gesinnung vorgeht, sich immer noch mehr gegen die Person des Angefeindeten zu erbittern, um sich damit wegen seiner Veränderlichkeit vor sich selbst zu rechtfertigen.

## 19. Denkschriften über die Regentschaft.

Nach Fenelon's Wunsch in seinem oben mitgetheilten Brief an v. Chevreuse hatte v. Beauvilliers eine Unterredung mit Frau v. Maintenon, welche er ziemlich günstig gestimmt fand. v. Chevreuse berichtete an Fenelon über diesen guten Anfang und bat ihn im Namen v. Beauvilliers', ihm seine Ansichten auseinander zu setzen, damit ein bestimmter Plan befolgt werden könne. Aus dieser Veranlassung verfaßte Fenelon mehrere noch vorhandene Denkschriften, aber freilich unter ganz anderen Aussichten, als diejenigen, welche er noch vor Kurzem für den jetzt verstorbnen Thronfolger bestimmt hatte. Nach dem regelmäßigen Gang der Dinge wäre bei dem Tode des Königs die Regentschaft dem Herzog v. Berry, Oheim des 2jährigen Thronfolgers zugefallen, welcher damals noch lebte und im Jahre 1714 starb. So unzweifelhaft sein Anspruch auf diese Würde war, so unfähig war er, eine solche Stellung auszufüllen. Zu irgend einer ernsten Beschäftigung hatte man ihn nie anhalten können, und so unwissend und unbegabt er war, ebenso schwach war er von Charakter; er war durchaus der Sclave der Launen, der ungestümen Begierden, der schamlosen Leidenschaften seiner Gemahlin, einer Tochter des Herzogs v. Orleans, welche von der öffentlichen Meinung eines blutschänderischen Umgangs mit ihrem Vater bezüchtigt wurde. Die Regentschaft mit unbeschränkter, unabhängiger Gewalt in die Hände des Herzogs v. Berry legen, das wäre so viel gewesen, als sie geradezu seiner Gemahlin, oder vielmehr seinem Schwiegervater geben.

Und dieser Fürst war ebendamals noch mit einem andern schauderhaften Verdacht belastet. Niedergeschmettert durch den plötzlichen Tod des allgemein beliebten Prinzen, seiner Gemahlin und ihres Sohnes, vermuthete ganz Frankreich, der Herzog habe diese so befremdlichen Todesfälle, welche zwischen dem Thron und ihm nur noch ein schwaches, dem Tode nahes Kind übrig ließen, selber herbeigeführt; überall erblickte man nichts als die grauenvollen Gestalten von Mord, Verbrechen, Vergiftung. In dieser verhängnißvollen Lage erblickt Fenelon als einziges Auskunftsmittel

die unverweilte Einsetzung eines Regentschaftsraths, welchen Ludwig XIV. noch selbst während seiner Lebzeiten in Thätigkeit bringe. „Er würde deßwegen doch noch Alles in seiner Hand behalten, aber die ganze Nation an den Gehorsam gegen diesen Rath gewöhnen; er würde alle Mitglieder genau prüfen, sie einigen, zurechtweisen, seinem Werk festen Bestand geben. Denn wenn erst am Tag nach dem Tod des Königs eine Einrichtung in Gang gesetzt werden soll, welche so ganz ungewöhnlich geworden ist, so wird sie alsobald wieder umgestoßen werden. Die Nation ist schon so lange gewöhnt, dem unbeschränkten Willen Eines Herrn zu gehorchen; so wird eben Alles dem neuen Regenten zulaufen. Deßwegen darf man keinen Augenblick verlieren, um diesen Rath einzusetzen. Jetzt kann der Anblick der ausserordentlichen Sachlage, die laute Stimme der öffentlichen Meinung, die Furcht vor einem äußersten Unglücksfall einen Eindruck machen; aber wenn man unter dem Vorwand, dem König nicht wehthun zu wollen, wartet bis er wieder im gewöhnlichen Zug ist, so bringt man ihn zu nichts — und doch ist man keinen Tag sicher vor einem plötzlichen natürlichen Tod oder vor einem verhängnißvollen Zufall."

Aber indem Fenelon seine Ansichten über die Zusammensetzung dieses Raths vorlegt, stößt er auf eine furchtbare Schwierigkeit, die er nicht verhehlen will und doch auch nicht zu beseitigen weiß: „Nimmt man N. N. (den Herzog v. Orleans) in den Regentschaftsrath auf, so gibt man den Staat und den jungen Prinzen dem Manne preis, welcher im Verdacht des schwärzesten Verbrechens steht; schließt man ihn um dieses Verdachts willen aus, so muß man auf die Umstoßung des Raths gefaßt sein, welcher den Schein hat, auf eine schauderhafte Verleumdung gegen ein Glied des französischen Königshauses gegründet zu sein." Um diese Ausschließung weniger auffallend zu machen schlägt Fenelon vor, zugleich alle andern Prinzen von königlichem Geblüt — welche ohnehin damals meistens minderjährig waren —, und alle fremden Prinzen auszuschließen, welche den König nicht als ihren rechtmäßigen Oberherrn anerkennen; ferner will er dem Herzog v. Berry als Regenten blos den einfachen Vorsitz gegeben wissen, mit gleicher Stimme, wie die der andern Mitglieder, so daß die Entscheidung

nach Stimmenmehrheit geschehe. In einer besondern Denkschrift erklärt er für angemessen, „in den Regentschaftsrath einige durch ihre hohe Geburt oder durch edeln Charakter oder anerkannte geistige Fähigkeit und Aufrichtigkeit hervorragende Kirchenfürsten aufzunehmen. Die kirchlichen Würdenträger sind die vornehmste Körperschaft im Staat und die angesehensten Häupter des Volks. Es ist von Wichtigkeit, einem Rath, der so sehr des moralischen Einflusses bedarf, und dessen Machtberechtigung so sehr bestritten werden kann, eine solche feierliche Weihe zu geben. Ueberdieß werden oft religiöse Fragen vorkommen, für welche die Prälaten einzutreten haben. Auch wäre es schon eine Herabsetzung für sie, wenn sie von dieser Versammlung ausgeschlossen würden."

Fenelon verhehlt sich zwar keineswegs, daß „die Einsetzung eines solchen Regentschaftsraths furchtbare Uebelstände besorgen läßt, allein unter den gegenwärtigen Umständen kann man eben nur sehr unvollkommene Maßregeln treffen, und noch schlimmer wäre es, nichts zu thun. Mit gewöhnlichen, unbedeutenden Vorsichtsmaßregeln ist jedenfalls nichts geholfen."

In einer dritten Denkschrift spricht er seine Ansichten aus über die Erziehung des Kindes, welches jeden Augenblick von der Wiege auf den Thron erhoben werden konnte, und nennt verschiedene Personen, welche ihm für diese schwierige, viele Weisheit erfordernde Aufgabe die würdigsten scheinen. Er dringt darauf, daß man unverweilt den Oberhofmeister, den Hofmeister und die weiteren bei der Erziehung betheiligten Personen ernenne. „Man darf nicht das gewöhnliche Alter erwarten, der Fall ist zu eigenthümlich; der König kann uns jeden Augenblick entrissen werden, deßwegen muß die Maschine während seines Lebens in Gang gesetzt und gesichert werden. Vorerst kann man das Kind noch in weiblichen Händen lassen, aber ihm Männer beigeben, welche alle Tage zu ihm kommen, daß es sich an sie gewöhnt, und welche ganz allmählig seine Erziehung anfangen."

Die vierte Denkschrift, welche sich auf den allgemein verbreiteten Verdacht gegen den Herzog v. Orleans bezieht, trägt das Gepräge der peinlichen Stimmung, in welcher der Verfasser weder die Unschuld noch das Verbrechen zu glauben wagt, und

vor der Nothwendigkeit, diesen entsetzlichen Geheimnissen nachzuspüren, zurückschaudert. „Es wäre ein großes Unrecht und ein furchtbares Unglück, ohne einen zuverläßigen Grund, blos auf Volks-Einbildungen hin, einen Verdacht zu fassen. Ist er nicht schuldig, so veranlaßt man, indem man ihn als verdächtig ausschließt, ganz umsonst einen Bürgerkrieg. Ist er schuldig, so ist es über Alles wichtig, das Leben des Königs und des jungen Prinzen, welches stündlich in Gefahr schwebt, in Sicherheit zu bringen. Ist er nicht schuldig und meint er es gut, so wäre es angemessen, ihm mit Vertrauen entgegenzukommen und ihn durch die Ehre zu gewinnen."

„Auffallend ist nur, daß seine Tochter, die ganz im frechsten Unglauben steht, es, wie man sagt, ohne ihn nicht aushalten kann, und daß er trotz dem ihm bekannten Gerücht über ihren greuelhaften Umgang doch fortwährend allein mit ihr zusammenlebt. Ein solcher Unglaube, eine solche Verachtung des guten Rufs, ein solches Hängen an einer so auffallenden Persönlichkeit scheinen auch das Unglaublichste glaublich zu machen. Ehrsüchtig ist er und beschäftigt sich mit der Zukunft."

„Es gibt Verbrechen, wo man des gerichtlichen Beweises nie versichert sein kann bis das ganze Gerichtsverfahren eingeleitet ist. Diesen Proceß hier aufs Ungewisse einzuleiten ist etwas Entsetzliches. Der Beweis ist vollends gegen eine Person von diesem Rang über die Maßen schwer zu führen. Wer müßte bei einer so furchtbaren Anklage nicht zu unterliegen fürchten? Jedermann wird denken, der König könnte schnell wegsterben oder eine Begnadigung aussprechen, um die Ehre des königlichen Hauses zu retten; jedermann eine unversöhnliche Rache der Familie fürchten. Solchen Befürchtungen kann die Hoffnung auf Belohnung oder Gunst nicht gewachsen sein; deßwegen wird, sobald man einzelne Zeugen aufsucht, Alles zurückweichen.

Falls unglücklicher Weise das Verbrechen fest stünde, würde man den Enkel eines Königs von Frankreich, welcher bald zur Thronfolge berufen werden kann, einem schimpflichen Tode anheimfallen lassen? Könnte man ihn lebenslänglich in sicherer Haft

halten? würde er nicht herauskommen, wenn sein Tochtermann und seine Tochter die Macht in der Hand hätten?"

„Gesetzt man hätte die Macht, ihn von der Thronfolge auszuschließen, was für Kriege hätte man zu befahren, wenn nun der Fall einträte! Jedenfalls könnte man seinen Sohn, der unschuldig ist, nicht ausschließen — aber was müßte man nicht von dem Vater erwarten, wenn er mit Schimpf und Schande vom Thron ausgeschlossen und dann der Sohn König geworden wäre!"

„Jede Untersuchung, ob sie schlaff und oberflächlich geführt würde, oder streng, aber ohne einen völlig vernichtenden Erfolg, würde ganz umsonst endlose Nöthe herbeiführen. Einerseits wäre er über den beschimpfenden Proceß unversöhnlich beleidigt, andrerseits würde er den Triumph haben, daß man ihn nicht habe überweisen können. Er wäre von der Regentschaft ausgeschlossen und hätte doch thatsächlich ihre ganze Gewalt unter dem Namen seines Schwiegersohnes, den er durch seine Tochter beherrschen würde."

„Darauf, daß die öffentliche Meinung so sehr empört ist, darf man nicht rechnen. Das Schreckliche, das noch frisch vor Augen liegt, regt die Gemüther auf, aber die Aufregung wird von Tag zu Tag nachlassen. Daß gegen den Enkel eines französischen Königs eine so entsetzliche Verleumdung ohne einleuchtende Beweise vorgebracht werde, das könnte bald ebenso böses Blut machen. Ohnehin tritt bei dem herrschenden Zeitgeist an Jeden die stärkste Versuchung heran, durch jede mögliche Gemeinheit, Feigheit, Niederträchtigkeit und Verrath bei dem Mächtigsten sich einzuschmeicheln. Wenn der Herzog zum Aeußersten getrieben würde, so hätte er Vieles für sich, die allgemeine Erschöpfung, eine auf die Neige gehende Regierung, seinen gewaltthätigen, obgleich leichtsinnigen Charakter, seine großartigen Einkünfte, die Unterstützung seines Tochtermanns, desselben und seiner eignen Tochter Gottvergessenheit, und an verruchten Rathgebern würde es ihm auch nicht fehlen."

„Wird er von der Regentschaft ausgeschlossen, so muß man voraussetzen, daß der König ihn für verdächtig hält, und dadurch bekommt die Ausschließung eine sehr ehrenrührige Bedeutung. In

diesem Fall müßte ihm daran liegen, daß eine Untersuchung angestellt würde und scheiterte; dann wird er nach dem Tod des Königs gegen die beschimpfende, auf Verleumdung beruhende Ausschließung sich auflehnen, und es wird ihm nicht schwer werden, eine Einrichtung umzustoßen, welche ungewöhnlich und persönlich gehässig erscheint."

„Bei einer Untersuchung könnte man nicht leicht das Verbrechen des N. N. ans Licht bringen, ohne daß seine Tochter als Mitschuldige erfunden würde; was dann thun? Sie kann Königin werden; wenn man sie verurtheilte, so könnte dadurch der Herzog v. Berry, als König, der Hoffnung auf Leibes-Erben beraubt werden."

„Wenn zu allem andern Unheil der unmündige Thronfolger uns entrissen würde, so würde der König von Spanien als älterer Bruder auf den französischen Thron Anspruch machen und die Spanier dagegen sich für den Herzog v. Berry sammt seiner Gemahlin und seinem ihnen verhaßten Schwiegervater sehr bedanken; sie würden lieber beide Reiche vereinigen; es könnte zu einem Krieg zwischen beiden Brüdern kommen."

„Ungeachtet aller dieser Gründe gegen eine mit aller Oeffentlichkeit geführte Untersuchung möchte ich doch eine ganz geheime wünschen, um das Leben des Königs und des königlichen Kindes vor Gefahr zu sichern, vorausgesetzt, daß man Spuren findet, welche weiter verfolgt zu werden verdienen; aber freilich ist das Geheimhalten ebenso schwierig als dringend nothwendig."

„Könnte man nicht ganz insgeheim den Apotheker des Herzogs in Untersuchung ziehen und herausbringen, was für Mittel er zu den Arzneien genommen hat? Man könnte an Verbrechern, die zum Tode verurtheilt sind, eine Probe damit machen."

„Wenn trauriger Weise der Herzog schuldig ist, und sieht, daß man der Sache nicht auf den Grund gehen will, was wird er nicht zu unternehmen wagen?"

## 20. Ausgang der Sache.

Ungeachtet des einstimmigen Urtheils, mit welchem der Hof, ganz Paris, ganz Frankreich auf den Urheber des Unglücks mit Fingern deutete, und ungeachtet selbst die vertrautesten Aerzte des Königs dieselbe Ueberzeugung aussprachen, konnte der König nicht glauben, daß ein Prinz seines Geblüts einer solchen Schandthat fähig sei. Er hatte schon früher den Charakter des Herzogs kurz und treffend bezeichnet: „er suche einen Ruhm in der Lasterhaftigkeit.“ So glaubte er auch jetzt noch, der Herzog sei wohl im Stande, seine Phantasie mit Verbrechen zu kitzeln, aber nicht, sie wirklich zu begehen. Da er ihn nicht für schuldig gelten ließ, so wollte er auch keinem Verdacht Raum geben; er begegnete ihm nach wie vor öffentlich vor dem Hof, und in engerem Umgang freundlich und wohlwollend; sein Beispiel gebot natürlich dem Hof Stillschweigen und stimmte auch die öffentliche Meinung um.

Es ist schwer zu sagen, ob ein Regentschafts-Rath im Sinn Fenelon's, wenn er noch bei Ludwigs XIV. Lebzeiten in Thätigkeit gesetzt worden wäre, eine hinreichend starke Schranke gegen die Willkühr und die Laune eines Herzogs v. Orleans gebildet hätte. Jedenfalls traten Ereignisse dazwischen, durch welche die Ausführung dieses Plans, zu welchem übrigens der König sich schwerlich hergegeben hätte, unmöglich gemacht wurde. Der Herzog von Chevreuse starb noch im Jahre 1712. Der Herzog v. Beauvilliers blieb fortwährend untröstlich über den Tod des Prinzen so wie über den Verlust seiner eignen Söhne, er zog sich ganz vom öffentlichen Leben und vom Hof zurück, und schleppte sein Dasein noch so fort bis zum 31. Aug. 1714. Fenelon überlebte ihn nur um vier Monate. Auch er zog sich seit v. Chevreuse's Tod ganz in sich selbst zurück. Alle seine hinterlassenen Papiere aus dieser Zeit betreffen fast einzig Angelegenheiten der Religion und der Kirche, welche ihn bis zum letzten Hauch täglich und stündlich beschäftigten.

# Fünftes Buch.

## Fenelon's Thätigkeit in den letzten Lebens-Jahren und sein Ende.

### 1. Fenelon's Vorschläge für die Arbeiten der französischen Akademie.

In derselben Zeit, in welcher Fenelon es sich so eifrig angelegen sein ließ, durch seinen weisen Rath drohende Gefahren von Staat und Kirche abzuwenden, trat eine Aufgabe ganz andrer Art an ihn heran. Die französische Akademie, welche mit einer neuen Ausgabe ihres Wörterbuchs beschäftigt war, beauftragte ihren Schriftführer Dacier, Fenelon um Mittheilung seiner Ansichten und Gedanken über den dabei zu befolgenden Plan zu ersuchen. Er glaubte dem Wunsch der berühmten Körperschaft, deren Mitglied er war, nicht aus dem Weg gehen zu dürfen, und hielt die Gelegenheit für geeignet, der Wirksamkeit derselben eine weitere Ausdehnung zu geben, indem er ihr einen Plan vorschlug, wodurch tüchtige Studien gefördert und der schriftstellerische Ruhm der Nation erhöht werden sollte. Zugleich konnte es den Mitgliedern bei ihrer trockenen, mühsamen und oft undankbaren Arbeit an dem Wörterbuch zur Ermuthigung gereichen, wenn ihnen ein weiteres Feld nützlicher Thätigkeit eröffnet wurde. Sein hierauf sich beziehender „Brief an die französische Akademie," welcher nach seinem Tode gedruckt worden ist, gilt als eines der besten classischen Werke des französischen Schriftthums, und als besonders geeignet,

durch die Richtigkeit der Grundsätze, die Wahl der Beispiele und die glückliche Anwendung aller darin gegebenen Regeln auf Bildung des Geschmacks zu wirken. Uebrigens hatte Fenelon seinen Brief nicht zur Veröffentlichung bestimmt, er glaubt nur unter dem Siegel der Verschwiegenheit mit Freunden und Collegen zu reden, und legt ihnen seinen Plan vor „mit dem größten Mißtrauen gegen seine Ideen und nur um ihrer ehrenden Anfrage zu entsprechen.“

Er erkennt an, daß das Wörterbuch allerdings vollendet zu werden verdiene, aber man müsse sich darauf gefaßt machen, daß bei einer lebenden Sprache das, was das Wörterbuch festgestellt habe, immer wieder dem Wechsel unterworfen sei. Wenn auch die gebildetsten französischen Schriftsteller bisweilen bei zweifelhaften Ausdrücken das Wörterbuch zu Rath zu ziehen veranlaßt sein mögen, so werde es doch seinen größten Nutzen für Ausländer haben, welche die französische Sprache gründlich kennen lernen wollen, und für die Erklärung der französischen Schriftsteller in einer späteren Zeit, wenn die Sprache zu einer todten geworden sei; daher er sein Bedauern ausspricht, daß wir keine von den Alten selbst verfaßte griechische und lateinische Wörterbücher besitzen. Nach seiner Ansicht sollte mit dem Wörterbuch eine Grammatik verbunden werden, um die Regeln und Ausnahmen, die Ableitung der Wörter, den bildlichen Gebrauch, den ganzen Bau der Sprache und ihre Veränderungen zu beschreiben; ferner eine Rhetorik, eine Sammlung der gediegensten Aussprüche eines Aristoteles, Cicero, Quintilian, Lucian, Longin über die Beredsamkeit, welche selbst zugleich als die besten Muster derselben gelten könnten; dann eine Poetik — dieser Theil des Briefs ist mit äußerst glücklich gewählten Beispielen aus Virgil und Horaz ausgeschmückt; man sieht recht deutlich, wie Fenelon bis in sein Alter mitten unter den ernstesten Beschäftigungen die Vorliebe für die Alten bewahrt hat, welche allen seinen Schriften einen eigenthümlichen Reiz gibt; — endlich ein Geschichtswerk, welches sich besonders durch Unparteilichkeit und lichtvolle Anordnung auszeichnen sollte.

Die Akademie gieng auf Fenelon’s Vorschlag nicht näher ein; es war eben um diese Zeit unter den französischen Schriftstellern

ein heftiger Streit ausgebrochen zwischen den Alterthümlern und den Neuerern, und auch die Akademie war durch diese Streitfrage in zwei Parteien getheilt, welche sich gegenseitig bekämpften und beiderseits Fenelon für sich zu gewinnen suchten. Fenelon entschied sich weder für die eine noch für die andere Partei, sondern indem er auf beiden Seiten die Vorzüge und Mängel abwog, suchte er beide Theile auf einen richtigeren Standpunkt zurückzuführen und die Parteien zu versöhnen.

### 2. Philosophischer Briefwechsel mit dem Herzog v. Orleans.

Um dieselbe Zeit wandte sich der Herzog v. Orleans an Fenelon mit der Bitte um Aufklärung über die wichtigsten Fragen der Philosophie. Fenelon hatte sich von früher Jugend an mit Religions-Philosophie beschäftigt. Er sagt: „der Forschungstrieb liegt in dem Wesen der menschlichen Vernunft, und wenn die Vernunft selbst ihre Grenzen hat, so ist dieser Trieb unbegrenzt. Er ist an sich nichts tadelnswerthes, sondern gehört zu den höchsten Anlagen unsrer Natur; denn wenn das vollkommene Wissen nur dem Schöpfer aller Dinge zukommt, so kommt ihm der Mensch möglichst nahe durch sein Verlangen nach vollkommnem Wissen. Daher haben die Weisen aller Zeiten in diesem edlen Streben das Gefühl ihrer Menschen-Würde und das Vorgefühl ihrer Unsterblichkeit gefunden. Allerdings kann dieses Verlangen erst in einer andern Welt seine Befriedigung finden, in dieser Welt wird es immer Täuschungen unterliegen; dennoch verdanken wir diesem Trieb Alles, was wir von speculativen Erkenntnissen besitzen, und die Irrthümer, welche sich dabei einschleichen, sind nur ein Beweis, daß die menschliche Vernunft einen höheren Führer bedarf, der sie auf die richtige Bahn weist, um die Wahrheit zu finden."

Die meisten philosophischen Schriften Fenelon's sind erst nach seinem Tode erschienen, nur der erste Theil seiner Abhandlung über das Dasein Gottes ist zu seinen Lebzeiten gedruckt worden. Diese Abhandlung war nur der Entwurf eines größeren Werks, an dessen Ausführung er unter seinen späteren Berufs-Arbeiten und theologischen Streitschriften nicht kam. Sie ist auch wahr-

scheinlich ohne seine Erlaubniß gedruckt worden und daraus mag sich erklären, daß sich in derselben nicht überall die völlige Bestimmtheit und Genauigkeit des Ausdrucks findet, welche er einem für den Druck bestimmten Werk gegeben haben würde. Die Wichtigkeit des Gegenstandes und die Faßlichkeit der Darstellung konnte diejenigen, welchen die Schrift in die Hand kam, schon bestimmen, sie auch ohne die Zustimmung des Verfassers zum Gemeingut zu machen. Leibnitz spricht sich darüber in einem Brief vom Jahr 1712 folgendermaßen aus: „Die schöne Abhandlung des Erzbischofs von Cambrai über das Dasein Gottes habe ich mit Vergnügen gelesen. Sie ist sehr überzeugend und ich wünschte, daß er etwas Aehnliches über die Unsterblichkeit der Seele schriebe. Wenn er meine Theodicee zu Gesicht bekommen hätte, so hätte er vielleicht noch Einiges darin zur Vervollständigung seines schönen Werks gefunden.“ Der Hauptvorzug des Werks ist die Lebhaftigkeit des Gefühls, welche sich neben der strengsten Beweisführung für die höchsten Gegenstände des Wissens kund gibt und demselben eine überzeugende Kraft der Beredsamkeit verleiht. Im ersten Theil geht Fenelon von der Vollkommenheit und Harmonie des Weltgebäudes aus und entwickelt ins Einzelne das Psalmwort: „die Himmel erzählen die Ehre Gottes;“ er schließt sich in seiner Ausführung vielfach an Cicero an, geht aber namentlich auch sehr genau auf den wundervollen Bau des menschlichen Körpers und auf das Verhältniß der Seele zum Leib ein. Im zweiten Theil beweist er mit Descartes das Dasein einer Seele aus der Thätigkeit des Denkens und folgert daraus die Nothwendigkeit eines absoluten Geistes, eines wahrhaft Seienden.

Die Art, in welcher Fenelon die höchsten Fragen der Philosophie behandelt hatte, so wie die allgemeine Achtung, welche er genoß, erweckte in dem Herzog v. Orleans den Wunsch, mit ihm selbst über diese Gegenstände, welche jeden denkenden Geist beschäftigen müssen, einen Briefwechsel anzuknüpfen. Man wird nicht leicht ein seltsameres Gemisch der entgegengesetztesten guten und bösen Eigenschaften finden, als es bei dem Herzog Statt fand. Ein umfassender Geist, aber ein äusserst schwacher Charakter; ein für alles Edle empfängliches Gemüth, aber alle Leidenschaften

eines verdorbnen Herzens; ganz zum Herrscher gemacht, und doch immer ein Sclave seiner zügellosen Vergnügungssucht; er zeigte als Feldherr die glänzendste Tapferkeit und ließ sich von einem seines Vertrauens unwürdigen Minister unterdrücken; hatte die seltensten Kenntnisse, aber nicht eine Spur von sittlichen Begriffen, trachtete nach jeder Art von Ruhm, nur nicht nach dem der Tugend; wollte nichts von Religion hören und glaubte an Astrologie. Aber zu Fenelon fühlte er sich hingezogen, was er an ihm sah, nöthigte ihm Achtung und Liebe für die Tugend ab; auch ließ es sein lebhafter Geist nicht zu, gegen die ersten Ideen, die sich dem menschlichen Verständniß darbieten, in stumpfer Gleichgiltigkeit zu verharren; er war, wie Fenelon von ihm sagt, zu neugierig hinsichtlich der Zukunft, als daß er sich nicht mit seinem eignen Loos hätte beschäftigen sollen. Er vertraute also Fenelon seine Zweifel und Fragen über die Gottes-Verehrung, über die Unsterblichkeit der Seele und über die Freiheit des Willens an; wollte sie aber nur aus philosophischem Gesichtspunkt betrachtet wissen. Nicht den Bischof wollte er hören, nicht eine Glaubenslehre sich vorschreiben lassen, sondern von dem überlegenen Verstand Fenelon's begehrte sein schwacher unsicherer Verstand Entscheidung über die Zweifel, die ihn peinigten. Von allen Zeugnissen und Machtsprüchen einer geoffenbarten Religion sollte nicht die Rede sein, nur das Dasein Gottes wollte er zugeben; von dieser Grundwahrheit sollte die Beweisführung ausgehen, und an sie alle Schlußfolgerungen auf bündige, unwiderlegbare Weise sich anreihen.

Merkwürdig ist es immerhin, daß ein Mann, der in seinem Privatleben allen sittlichen Begriffen Hohn sprach, doch noch mit religiösen Fragen sich beschäftigte und dem Geist und Charakter eines Mannes wie Fenelon eine solche Huldigung darbrachte. Die ausführliche, gründliche Abhandlung, durch welche Fenelon dem Verlangen des Herzogs entsprochen hat, ist noch vorhanden. Aber nur mit bangen Besorgnissen konnte Fenelon der Zukunft seines Vaterlandes entgegensehen, wenn der Prinz, der dem Thron am nächsten stand und nur noch durch das schwache Leben eines Kindes von demselben getrennt war, an den allgemeinsten Grundsätzen des Glaubens zweifelte und sich hinsichtlich des Glaubens an Unsterb-

lichkeit der Seele und Freiheit des Willens an die Ueberzeugung eines Andern wenden mußte.

### 3. Fenelon's Priester-Seminar.

Fenelon hatte vor seinem Tode noch die Beruhigung, die Leitung seines Priester-Seminars, wie er von Anfang seiner Amtsführung an gewünscht hatte, der Ordens-Gesellschaft von St. Sülpice zu übertragen. Er hatte zwar, während seiner scharfen Streitigkeiten mit Bossuet und dem Cardinal v. Noailles, welcher letztere der erste Vorstand von St. Sülpice war, alle Verbindung mit dem Orden abbrechen müssen, um ihm keine Unannehmlichkeiten zuzuziehen, um so mehr, als es ganz gegen den Geist der Anstalt gewesen wäre, sich mit solchen Streitigkeiten zu befassen und sich dadurch seiner stillen, nützlichen Thätigkeit zu entfremden. Ueberdieß war, wie früher berührt worden ist, der Orden zum Voraus schon von so vielen Bischöfen um seine Mitarbeit an ihren Seminaren angegangen worden, daß es ihm geradezu unmöglich war, allen diesen ehrenvollen Anträgen nachzukommen, und daß er zum Voraus keine Zeit bestimmen konnte, wo er den Absichten des Erzbischofs von Cambrai würde entsprechen können. So mußten denn Fenelon und Chanterac durch ihren persönlichen Eifer ersetzen, was ihnen an auswärtiger Unterstützung abgieng. Erst kurz vor seinem Tode wirkte Fenelon von dem König einen Kabinetsbefehl aus, welcher dem Orden mit Rücksicht auf das Bedürfniß einer so wichtigen Diöcese den Auftrag gab, das Seminar von Cambrai in seine Aufsicht zu nehmen. Die vollständige Ausbildung seiner Anstalt noch zu erleben war ihm nicht vergönnt, und noch sterbend richtete er an den König die Bitte, an das für die Diöcese so wichtige Werk die letzte Hand zu legen. Hingegen mußte Fenelon noch den Ausbruch eines Sturmes erleben, durch welchen die französische Kirche mit einer Spaltung bedroht wurde.

### 4. Der Streit über die Bulle Unigenitus.

Der Cardinal v. Noailles hatte seiner Zeit die Schrift Quesnel's: Moralische Bemerkungen zum Neuen Testament für rechtgläubig erklärt und sich beharrlich geweigert, diese Erklärung, wie der König wünschte, um des Friedens willen zurückzunehmen, obgleich ein solcher Schritt für ihn viel leichter gewesen wäre, als für Fenelon die Verurtheilung seines eignen Werks, und obgleich er vor Augen sah, daß Fenelon dadurch in der allgemeinen Achtung nur gewonnen hatte, und daß der heftige Streit durch Fenelon's selbstverleugnende Demuth alsbald völlig beigelegt, ja in gänzliche Vergessenheit gerathen war.

Zwar hatte der Cardinal früher schon vorgeschlagen, die Entscheidung des päpstlichen Stuhls einzuholen und dem König das bestimmte Versprechen gegeben, dieser Entscheidung sich zu unterwerfen. Dieses Versprechen erneuerte er in einem Brief an den Bischof v. Agen, welchen er veröffentlichte, und erklärte, er werde den Beschluß des Papstes mit aller Ehrerbietung aufnehmen und das Beispiel einer vollständigen, herzlich demüthigen Unterwerfung geben.

Die Prüfung der Sache in Rom brauchte lange Zeit, und je ungeduldiger der König auf ein Urtheil drang, je aufgeregter die Stimmung in Frankreich war, desto vorsichtiger gieng der Papst Clemens XI. zu Werk. Da man die Jesuiten beschuldigte, am meisten Antheil an der Streitigkeit zu haben, so wählte er die Untersuchungsrichter gerade in den entgegengesetzten Orden; es waren zwei Dominikaner, zwei Franziskaner, ein Benedictiner, ein Augustiner und nur ein Jesuit, welcher schon lange als päpstlicher Theolog im Amt stund; und der Papst selbst machte sich mit den betreffenden theologischen Fragen gründlich bekannt. Die Untersuchung dauerte, nach Briefen, welche Fenelon von einem wohlunterrichteten Correspondenten aus Rom erhielt (vom 22. April und vom 16. Sept. 1713), drei Jahre; die Theologen hatten siebzehn vier- bis fünfstündige Besprechungen und dann wurde Alles in einer größeren Versammlung von Cardinälen und Prälaten

in dreiundzwanzig Sitzungen noch einmal ins Einzelnste durchgegangen; der Papst selbst verwendete auf jeden bestrittenen Satz drei bis vier Stunden Privatstudium, und schrieb sich eigenhändig Bemerkungen darüber auf, welche einen großen Band gebildet hätten.

Endlich am 8. September 1713 erschien die Bulle Unigenitus, welche 101 Sätze aus dem Buch Quesnel's verdammte. Sogleich nach ihrer Ankunft, ehe sie noch von der Versammlung der Bischöfe angenommen und von dem König genehmigt war, widerrief der Cardinal in einem Hirtenbrief vom 28. September 1713 seine frühere Erklärung der Rechtgläubigkeit des Buchs, verdammte dessen Lehren und verbot allen Gläubigen seiner Diöcese, es zu lesen. Aber auch dieser längst gewünschte und gerade jetzt unerwartete Schritt des Cardinals schnitt weitere Streitigkeiten nicht ab. Dem Herkommen gemäß berief der König eine Versammlung von zwei Cardinälen, neun Erzbischöfen und achtunddreißig Bischöfen, um die Bulle zu prüfen und zu genehmigen. Aus besondrer Rücksicht auf den Cardinal v. Noailles, um ihm den Vorsitz zu sichern, veranlaßte der König den damaligen Dekan der Bischöfe, von den Sitzungen wegzubleiben, und erlaubte gegen den gewöhnlichen Gebrauch, daß die Sitzungen in dem erzbischöflichen Pallast gehalten wurden; er überließ ihm auch die Wahl des Ausschusses, welcher den Bericht vor der Versammlung zu erstatten hatte. Während zur Prüfung des päpstlichen Breve's, welches Fenelon's Buch verurtheilte, nur zwei bis drei Sitzungen Statt fanden, wurden zur Prüfung der Bulle Unigenitus drei Monate lang fast täglich Sitzungen gehalten, welchen der Cardinal v. Noailles häufig beiwohnte. Am 15. Januar 1714 begann die Berichterstattung, welche sechs Sitzungen hindurch dauerte, und sich für ehrerbietige, demüthige Annahme der Bulle erklärte. Ungeachtet dieses ebenso gründlichen als rücksichtsvollen Verfahrens gab sich der Cardinal nicht zufrieden; er verlangte mit acht andern Bischöfen, daß man über die Genehmigung der Bulle vorerst nicht berathe, bis der Entwurf des Ausschusses zu einer Ansprache an die Gläubigen gelesen und gebilligt sei. Obgleich damit noch kein förmlicher Widerspruch gegen die Ansicht der andren vierzig Mitglieder der Versammlung zu Tag gelegt war, so war doch die Absicht unver-

kennbar, nur den Streit wieder von vorn anzufangen. In der That, als am 1. Februar 1714 der Entwurf vorgelesen war, welcher in den gemessensten Ausdrücken und in der einfachsten und klarsten Weise die Sache darlegte, erklärte der Cardinal in seinem und der acht Bischöfe Namen, daß sie weder die Bulle noch die Ansprache annehmen können; sie glauben sich genöthigt, sich auf den Papst zu berufen, ihm ihre Bedenken und ihren Kummer vorzutragen; sie halten dieß für das regelmäßigste, gegenüber dem Papst ehrerbietigste und für den Frieden der Kirche dienlichste Verfahren. Die Mehrzahl der Bischöfe ließ sich durch die so wenig begründeten Einwendungen nicht abhalten, die Ansprache wie die Bulle zu genehmigen, der König befahl die Vollziehung der Bulle durch einen offenen Brief vom 14. Februar, welcher am 15. in die Parlaments-Acten aufgenommen wurde.

Der Cardinal aber begnügte sich nicht mit seiner einfachen Weigerung, die Bulle anzunehmen, sondern er veröffentlichte am 25. Februar einen Hirtenbrief, in welchem er seine Erklärung vom 28. September 1713 gegen das Buch Quesnel's wiederholte, aber zugleich bei Strafe der zeitlichen Amtsentsetzung (Suspension) seiner Diöcese verbot, die Bulle Unigenitus ohne seine Genehmigung anzunehmen. Zwei Jahre vorher hatte er sich beharrlich geweigert, das Buch Quesnel's zu verwerfen und die Sache dem Urtheil des Papst unterstellt, und jetzt verdammte er selbst das Buch und verwarf zugleich das Urtheil, das der Papst gefällt hatte. Zu solchen Schwankungen ließ er sich von der Partei hinreißen, deren Haupt er zu sein schien, während er eigentlich ihr Werkzeug war.

Unter allen Hirtenbriefen, welche von 110 französischen Bischöfen erlassen wurden, um die Bulle bekannt zu machen, fand keiner allgemeineren und lebhafteren Beifall als der Fenelon's. In demjenigen namentlich, welchen er (9. Juni 1714) an den durch den Utrechter Frieden von Frankreich abgetretenen Theil seiner Diöcese richtete, spricht er seine Verehrung gegen den römischen Stuhl in folgenden beredten Worten aus: „O römische Kirche! o heilige Stadt! o theure Gesammtheimath aller wahren Christen! In Jesu Christo ist nicht Grieche, noch Scythe, nicht Jude noch Heide;

alles ist Ein Volk in deinem Schoß, alle sind Mitbürger Roms, was katholisch ist, ist auch römisch. Das ist der mächtige Stamm, welchen die Hand Jesu Christi gepflanzt hat. Welcher Zweig sich davon ablöst, der verwelkt, verdorrt und fällt ab. O Mutter! jedes Kind Gottes ist auch das deinige; nach so vielen Jahrhunderten bleibst du immer noch fruchtbar; an allen Enden der Erde zeugst du dem Lamm immer noch Kinder! Aber warum verkennen heutzutage so viele entartete Kinder ihre Mutter, lehnen sich wieder sie auf und betrachten sie als eine Stiefmutter? Warum flößt ihnen ihre mütterliche Gewalt so grundlosen Argwohn ein? Wie? das heilige Band der Einheit, welches alle Völker zu Einer Heerde und alle Diener des Worts zu Einem Hirten machen soll, muß der Vorwand einer leidigen Trennung werden? Stehen wir in der letzten Zeit, wo des Menschen Sohn kaum mehr Glauben finden wird auf Erden? Zittern müssen wir, theure Brüder, zittern, das Reich Gottes, das wir mißbrauchen, werde von uns genommen und andern Nationen gegeben werden, welche seine Früchte bringen. Zittern müssen wir und uns demüthigen, daß doch Christus den Leuchter der Wahrheit nicht anderswohin stelle und uns in der Finsterniß lasse, welche unsrem Hochmuth gebührt. O Kirche, durch welche Petrus immer wieder seine Brüder stärken wird, wenn ich dich je vergesse, so werde meiner Rechten vergessen! Meine Zunge müsse verdorren und lahm werden, wenn du nicht bis zu meinem letzten Hauch der vornehmste Gegenstand meiner Freude und meines Liedes bist!" *)

Der König versuchte alle möglichen gütlichen Mittel, um den Cardinal umzustimmen. Er trug dem Cardinal v. Rohan und dem Bischof v. Meaux auf, mit ihm zu verhandeln, und sie gaben sich alle Mühe, aber vergeblich; der Cardinal legte es, wie seine Vertrauten später sich nicht scheuten verlauten zu lassen, nur

---

*) In diesem Schwanengesang Fenelon's — es ist sein letzter Hirtenbrief — spricht sich die Lösung des Räthsels, wie ein so evangelisch gesinnter Mann doch so fest am Papstthum hängen konnte, noch besonders deutlich aus. Seine naive idealisirende Poesie verwechselt durchaus die sichtbare römische und die wahre unsichtbare Kirche.

darauf an, die Unterhändler hinzuhalten und die Sache in die Länge zu ziehen, weil das Alter und die Hinfälligkeit des Königs ihm die Aussicht auf einen baldigen Umschlag der Verhältnisse gewährte. Endlich als man sich überzeugt hatte, daß auf diesem Wege nichts auszurichten sei, entschloß sich der König, das kirchliche, zugleich die Ruhe des Staats bedrohende Aergerniß durch Anwendung der gesetzlichen Gewalt zu unterdrücken. Noch war man aber im Zweifel über die Wahl der Mittel. Es liegt eine Denkschrift Fenelon's vor, in welcher er die Vorzüge und Schattenseiten der bisher in der Kirche angewendeten Formen einer gerichtlichen Verhandlung gegen Bischöfe mit großer Gründlichkeit und Einsicht bespricht. Vom Papst aufgestellte Untersuchungs-Richter will er nicht; die französische Kirche konnte sie nie leiden, und auch die Gerichte des Königreichs würden gegen eine solche Maßregel lebhaften Widerspruch eingelegt haben. Eine Provinzial-Kirchen-Versammlung hätte dem Geist der gallikanischen Freiheit mehr entsprochen, aber es standen ihr in den sonstigen Umständen fast unüberwindliche Schwierigkeiten im Wege. Er entschied sich daher für eine National-Kirchen-Versammlung, welche die alte Kirchen-Zucht herstellen, alle Rechte und Ansprüche berücksichtigen, alle Widersprüche beseitigen könne. Wir wissen nicht, ob die Aufforderung zu der Abfassung dieser Denkschrift von der Regierung ausgieng und ob sie auf die Entscheidung Einfluß hatte; Thatsache ist, daß der König den darin angezeigten Weg vorzog. Er schickte einen Abgesandten, Amelot, nach Rom, um mit dem Papst die Zusammenberufung eines National-Concils zu besprechen, aber die Verhandlung zog sich in die Länge bis der König darüber starb.

Während der Dauer der Vorbereitungen fühlte sich Fenelon, da er nicht zweifeln konnte, in die Versammlung berufen zu werden und eine bedeutende Stellung in derselben einzunehmen, in einer peinlichen Lage wegen des Widerstreits zwischen seiner Amtspflicht und seinem persönlichen Verhältniß zu dem Manne, um den es sich hauptsächlich dabei handelte. Er spricht sich in einem Brief an den Abbé v. Beaumont aus, welcher 6 Wochen vor seinem Tode (26. Nov. 1714) geschrieben ist: „Aus dem Nationalconcil

wird vielleicht nichts werden; wenn es aber zu Stande käme und ich nach der Ordnung wie alle Andern berufen würde, was hätte ich zu thun? Es würde mir sehr schmerzlich sein, einen Mann stürzen zu helfen, der mich gestürzt hat so viel an ihm war. Es würde wie eine Rache herauskommen, und er hätte einen Vorwand, mir ein recht gehässiges Verfahren vorzuwerfen. Und doch darf ich mich in einer so dringenden Angelegenheit der Sache der Kirche nicht entziehen. Wenn ich glaubte, daß Alles gut gehe, so wäre mir nichts lieber, als daß Alles ohne mich gethan würde; aber wenn große Gefahr durch entgegengesetzte Meinungen und Verwirrung in dem Concil vorhanden wäre, und mein Auftreten nicht ganz unnützlich sein könnte, so würde ich mich dazu hergeben, vorausgesetzt daß man meiner ernstlich begehrte; und sofort würde ich auf dem kürzesten Wege wieder heimgehen. Besprechen Sie die Sache mit den wenigen Personen, welche völliges Vertrauen verdienen. Ich meines Theils werde recht darüber beten."

An einen andern Freund schrieb er: „Die Meisten mögen wohl meinen, ich habe eine geheime Schadenfreude über das, was jetzt vorgeht, aber ich würde mich für einen Teufel halten, wenn ich mich an einer so giftigen Wollust weidete, und nicht herzlich betrübt wäre über eine Sache, die der Kirche so großen Schaden bringt. Ich kann Ihnen in aufrichtigem Vertrauen sagen, was mir Andre als Sie nicht leicht glauben würden, daß es mir für die Person des Cardinals herzlich leid ist. Ich kann mir seinen Kummer vorstellen und fühle ihn für ihn; an die Vergangenheit denke ich nur, um mich an alle die Güte zu erinnern, mit der er mich viele Jahre hindurch beehrt hat. Alles Andere ist, Gottlob! in meinem Herzen ausgelöscht; es ist keine Verstimmung darin; ich sehe blos die Hand Gottes, welche mich aus lauter Barmherzigkeit hat demüthigen wollen. Gott selbst ist Zeuge von den Gefühlen der Ehrfurcht und des Wohlwollens, welche der Cardinal mir einflößt. Die Frömmigkeit, welche ich an ihm gekannt habe, gewährt mir die Hoffnung, daß er sich selbst überwinden wird um der Kirche den Frieden wieder zu geben und alle Feinde der Religion zum Schweigen zu bringen. Sein Beispiel würde die widerspenstigsten, heftigsten Geister sogleich zur Ordnung bringen

und das wäre für ihn ein unvergleichlicher Ruhm auf viele Jahrhunderte hinaus. Ich bete für ihn täglich am Altar mit derselben Inbrunst wie vor 20 Jahren."

Es scheint, daß gewisse gewichtige Personen, welchen die drohende Spaltung in der französischen Kirche sehr zu Herzen gieng, die Ueberzeugung hatten, Niemand wäre geeigneter als Fenelon, durch sein mildes Wesen, durch das Ansehen, in dem er wegen seines edlen Charakters stund, und durch die Ueberlegenheit seines Geistes alle Herzen und Geister zur Einigkeit zu bringen; sie mochten es auch für möglich halten, die Hindernisse, die ihn vom Hof fern hielten, zu beseitigen, und ihn an die Spitze einer Verhandlung zu stellen, deren glücklicher Ausgang der Kirche und dem Staat Frieden und ihm selbst großen Ruhm gebracht hätte; sie suchten daher, ehe sie entscheidende Schritte wagten, seine Stimmung darüber auszuforschen. Seine einfache, bescheidene Antwort auf so schmeichelhafte Anträge war: „Ich glaube schon, daß ein thatendurstiger Mann die Vorschläge, welche Sie mir machen, leichter als ich annehmen würde. Ich habe keine so große Meinung von mir, daß ich den Frieden in der Kirche herstellen zu können hoffte, wie Sie es mir zumuthen wollen. Ich will die große Rolle nicht spielen, die Sie mir zugedacht haben; an dem Cardinal v. Noailles ist es, den Frieden herzustellen. Ich weiß zwar kein besondres Geheimniß, aber ich wage zu versichern, daß er den Frieden herstellen wird, wenn er will daß es ihm gelinge; es liegt noch in seiner Hand. Ich wünsche ihm diesen Ruhm und dieses Verdienst vor Gott und Menschen. Ich würde zufrieden sterben, wenn ich von Weitem gesehen hätte, daß er dieses große Werk zu vollenden sich anschickt."

Es ist allerdings kaum glaublich, daß es Fenelon gelungen wäre, von dem Cardinal das auszuwirken, was derselbe dem König selbst, der Frau v. Maintenon und seiner eignen Familie, die er innig liebte, abgeschlagen hatte; war er doch schon längst gegen Fenelon sehr eingenommen, und neuerdings noch mehr gegen ihn gereizt. Jene Anfrage war also mehr ein frommer Wunsch von wohlmeinenden Leuten, als ein wirklicher Anfang zu Verhandlungen, und der Hof hatte schwerlich Kenntniß davon. Was den

König betrifft, so kam es zwar in den letzten Zeiten vor, daß bisweilen Jemand sich erkühnte, Fenelon's Namen vor seinen Ohren zu nennen, ohne daß in seinen Gesichtszügen ein so ausgesprochner Widerwille, wie früher, zu bemerken gewesen wäre; aber niemals vernahm man auch nur Ein Wort von ihm, welches auf ein wiederkehrendes Wohlwollen oder auf das geringste Verlangen einer Annäherung gedeutet hätte. Man hat zwar in einigen geschichtlichen Nachrichten, auch in Lebensbeschreibungen Fenelon's lesen können, der König habe bei der Nachricht von Fenelon's Tode mit wehmüthigem Gefühl ausgerufen: „Jetzt könnten wir ihn gerade wohl brauchen!“ Aber in den vorhandenen Papieren findet sich nichts, worauf diese Erzählung sich begründen ließe, und jedenfalls läge in diesem allgemeinen, unbestimmten Ausdruck noch keineswegs die Absicht angedeutet, ihm einen bedeutenden Einfluß auf die kirchlichen Angelegenheiten zukommen zu lassen. Im Gegentheil liegt unter seinen Handschriften ein Beweis aus dieser späteren Zeit vor, wie entschieden der König dagegen war, ihm auch nur einen Besuch in Paris zu gestatten.

### 5. Brief Fenelon's wegen eines Besuchs in Paris.

Eine Nichte Fenelon's, Frau v. Cherry, die er sehr lieb hatte, wurde im Jahr 1713 gefährlich krank. Ohne sein Wissen wurden bei dem Minister Schritte gethan, um von der Güte des Königs die Erlaubniß auszuwirken, daß der Oheim unter solchen besonderen Umständen seiner theuren Nichte seine persönliche Aufmerksamkeit bezeugen könnte. Man konnte um so mehr auf einen günstigen Erfolg hoffen, als es sich nur um einen ganz kurzen Besuch handelte, und als Fenelon's Feinde von seiner Einwirkung auf den Prinzen v. Burgund nichts mehr zu fürchten hatten, weil dieser längst todt war. Es ist nicht bekannt, wie weit man mit diesen Bemühungen kam; aber daß sie scharf und hoffnungslos zurückgewiesen wurden, erhellt aus einem Schreiben Fenelon's an den Kriegsminister Voisin, aus welchem auch hervorgeht, daß das Gesuch nicht von seinen Freunden ausgieng, welche Fenelon's eigene Gesinnung, sowie die vorhandnen Hindernisse zu gut kannten, um

so etwas zu unternehmen. Fenelon schreibt (4. Aug. 1713): „Ich höre so eben, daß eine unbekannte Person Ihnen vor einigen Monaten geschrieben und Sie gebeten habe, mit dem König zu reden, und mir zu einem Besuch bei meiner Nichte in Paris, welche damals krank lag, die Erlaubniß auszuwirken. Man wird mir vielleicht nicht auf mein Wort glauben, daß ich von dieser Bitte keine Kenntniß hatte, und daß ich, wenn ich davon gehört hätte, sie zu verhindern gesucht haben würde; man mag vielleicht denken, ich wolle jetzt nichts davon wissen, weil es nicht gelungen sei. Allein ich lasse mir gefallen, was man auch von mir denken mag. Gott weiß, wie sehr solche Ausflüchte mir fremd sind, und ich glaube mich auch darauf berufen zu dürfen, daß zudringliches Wesen mir nicht gleich sieht. Ich kann, Gottlob! ganz still und friedlich leben, ohne mich auf solche unüberlegte Versuche einzulassen. Niemand, wer es auch sei, hat mich je in herzlicher Dankbarkeit für die Wohlthaten des Königs, in tiefer, schuldiger Ehrfurcht gegen ihn, in unerschütterlicher Anhänglichkeit an seine Person und unauslöschlichem Eifer in seinem Dienst übertroffen. Niemand kann aber auch mehr als ich von allen Umtrieben und weltlichen Ansprüchen entfernt sein. Ich flehe täglich zu Gott um das kostbare Leben Seiner Majestät; ich würde mit Freuden das meinige aufopfern um seine Tage zu verlängern, und was wollte ich nicht ihm zu Gefallen thun! Aber dem Weltleben näher zu kommen habe ich weder Aussicht noch Lust; ich denke nur darauf, mich zum Tode zu bereiten, indem ich den Rest meines Lebens an dem Platz, wo ich bin, dem Dienst der Kirche zu widmen suche. Uebrigens nehme ich mir die Freiheit, Ihnen dieß auseinanderzusetzen, nicht in der Hoffnung, daß Sie die Güte haben werden, es höheren Orts anzubringen, Sie können es für sich behalten wenn es Ihnen gutdünkt. Mein lebhaftes Begehren in dieser Welt ist, alle meine Pflichten gegen Seine Majestät mit unerschütterlichem Eifer zu erfüllen, das ist immer meine Gesinnung gewesen ohne daß irgend ein irdischer Beweggrund derselben zu Grund liegt. Die Wohlthaten, mit denen ich früher überhäuft worden bin, genügen mir, ohne daß ich in der Zukunft ein schmeichelhaftes Glück suche.

### 6. Gesuch eines Amts-Gehilfen.

Fenelon fühlte bereits, daß seine Gesundheit wankte und seine Kraft den unerläßlichen Aufgaben seines Amts nicht mehr gewachsen war. Er schrieb an den Abbé v. Beaumont (26. Nov. 1714): „Die zahllosen Confirmationen und die fortwährenden Kirchen-Visitationen bringen mich um.“ So kam er zu dem Entschluß, einen Amtsgehilfen anzunehmen zur Unterstützung in den anstrengendsten Geschäften. Aber, sagt er: „ich will lieber mein Amt niederlegen, als mir einen Gehilfen geben lassen, den ich nicht gründlich kenne und durch gemeinsames Arbeiten längere Zeit hindurch erprobt habe. Es ist dieß eine schwierige Prüfung und der Entschluß kann dadurch ziemlich in die Länge gezogen werden. Geradezu abzudanken, geht in den stürmischen Zeiten, in denen wir uns befinden, nicht an, und in denen, die uns bevorstehen, wird es wohl nicht leichter gehen. Daher wünschte ich die Namen und den Charakter derjenigen Personen kennen zu lernen, welche sich zu Amtsgehilfen etwa eignen könnten.“ Nach den sorgfältigsten Erkundigungen hatte er sich so ziemlich für den jungen Abbé v. Tavanes entschieden, welcher nach seinen ausgezeichneten Geistes-Fähigkeiten und der Tüchtigkeit, die er fortwährend in bedeutenden Stellungen bewährte — er wurde später Bischof, Erzbischof und Cardinal — allerdings einer so bedeutenden Diöcese wohl angestanden wäre und ein würdiger Nachfolger Fenelon's hätte werden können. Fenelon hielt übrigens die Sache so geheim, daß der Abbé erst nach dem Tode Fenelon's aus seiner Lebensbeschreibung erfuhr, welche Ehre ihm zugedacht gewesen war. Allein die Vorsehung hatte es anders beschlossen. Fenelon sollte weder das Ende der damaligen kirchlichen Bewegung noch den Anfang einer Regierung erleben, deren Richtung und Treiben gegen seine Grundsätze und sein ganzes Wesen einen auffallenden Gegensatz bildete. Auch mag es eigentlich naturgemäß erscheinen, daß ein Mann, der so zu sagen in seinen Freunden lebte, das Scheiden aller der Männer, welche die Freude und der Trost seines Lebens gewesen waren,

und welche ihm im Lauf weniger Jahre nach einander durch den Tod entrissen wurden, nicht lange überleben konnte.

### 7. Tod der Freunde Fenelon's.

Der erste Schlag traf sein Gemüth durch den Tod des Abbé v. Langeron (den 10. Nov. 1710). Sie hatten die schönen, stillen Tage der frühsten Jugend miteinander verlebt, in reiferem Alter hatten sie sich durch gemeinsame wissenschaftliche Studien und frommen Sinn noch inniger aneinander angeschlossen; dann arbeiteten sie miteinander an der Erziehung des Prinzen v. Burgund; es gelang ihnen, dem Prinzen die edlen Gesinnungen einzuflößen, welche ihm von Natur zu fehlen schienen und in seinem lebhaften Geist den Sinn für alle die Kenntnisse zu wecken, durch welche er als König seine Aufgabe hätte trefflich erfüllen können. Die herzliche Anhänglichkeit des Prinzen war der schönste Lohn für ihre Bemühungen, und namentlich Langeron hatte der Prinz unter allen seinen Lehrern ausser v. Beauvilliers und Fenelon am liebsten. In die Ungnade, welche Fenelon traf, mithineingezogen folgte er ihm in seine Verbannung und theilte durchaus sein Geschick, ohne je nach dem Hof sich zurückzusehnen, oder über dessen Undankbarkeit zu klagen. Wie in Versailles, so in Cambrai lebte er ganz mit und für Fenelon und das war sein Leben. Glücklicher als Fenelon war er darin, daß er seinen Freund nicht überleben sondern in seinen Armen sterben durfte. Fenelon spricht seinen Schmerz darüber aus in einem Brief an eine Freundin des Verstorbnen: „Ich habe nicht so viel Geistes-Stärke, als Sie bei mir voraussetzen; der tiefe Schmerz, den mir mein unersetzlicher Verlust verursacht hat, verräth ein recht schwaches Herz. Jetzt hat sich meine Aufregung ein wenig gelegt; es ist nur noch ein stiller Gram und eine innere Sehnsucht; aber die ruhigere Stimmung gereicht mir ebensosehr zur Demüthigung als der Schmerz; in beiden Zuständen lag allen meinen Empfindungen nur Leidenschaft und Selbstliebe zu Grund. Um mich selbst weinte ich, indem ich meinen Freund beweinte, der meines Lebens Freude war, und den ich in jedem Augenblick schmerzlich vermisse. Und ebenso wie der

Schmerz, so ist der Trost, — nichts als ein Ermüden des Schmerzes und ein eignes Bedürfniß der Erleichterung; die Aufregung, welche ein so überraschender Schlag verursacht hat, legt sich und die Phantasie gewöhnt sich daran. So ist, leider! Alles in uns eitel, ausser wenn wir durch die Wirkung der Gnade uns selbst absterben. Uebrigens hat unser lieber Freund seinem Tode recht rührend einfältig und ruhig entgegengesehen. Selbst wenn sein Bewußtsein etwas getrübt war, giengen alle seine Gedanken aus dem Glauben, dem Gehorsam, der Geduld, der Ergebung hervor; ich habe nie etwas Erbaulicheres, Lieblicheres gesehen. Ich erzähle Ihnen das, um Ihnen nicht blos meine Traurigkeit zu zeigen, sondern doch auch zugleich von der Glaubensfreudigkeit zu sagen, von welcher Augustinus spricht und von welcher mir Gott bei dieser Veranlassung ein Gefühl gegeben hat. Es ist nun so Gottes Wille gewesen; er hat die Seligkeit meines Freundes meiner Erquickung vorgehen lassen. Ich würde gegen Gott und gegen meinen Freund mich versündigen, wenn ich das nicht wollte, was Gott gewollt hat; selbst im heftigsten Schmerzen habe ich ihm den Freund, dessen Verlust ich fürchtete, zum Opfer dargebracht."

Bei dieser Gott ergebnen Gesinnung Fenelon's frischte die Natur doch immer wieder die Erinnerung an einen so theuren Freund im Herzen auf, und Fenelon's Freunde bemerkten oft Thränen, welche seinen Augen unwillkührlich entquollen, wenn Jemand in seiner Gegenwart den Namen Langeron nannte, oder wenn, wie gar häufig der Fall war, besondre Umstände ihn an den treuen, liebreichen Freund erinnerten. Seine Thränen um den Abbé waren noch nicht getrocknet, als die Trauer um den Prinzen eintrat, fünfviertel Jahre später. In ihm verlor er nicht einen täglichen Umgang, aber einen mit der zärtlichsten Sorgfalt erzogenen Sohn, das schönste Meisterwerk einer menschlichen Erziehungsthätigkeit, den Gegenstand aller seiner Wünsche und Hoffnungen, den Gründer des Glücks für viele Geschlechter; mit ihm war die Zukunft Frankreichs und vielleicht die einer erlauchten Familie für immer ins Grab gesenkt. Bei diesem furchtbaren Schlag fühlte Fenelon, daß alle seine Bande brechen und er als Fremdling auf Erden zurückbleibe.

Er hatte noch zwei sehr theure Freunde; obgleich seit vielen Jahren getrennt, waren sie seinem Geiste nahe und seinem Herzen unentbehrlich vermöge der innigsten, durch gegenseitige Zuneigung und Achtung geknüpften und durch die Gemeinschaft des Glaubens noch unendlich befestigten Bande der Liebe. Der Herzog von Chevreuse war durch seine Geistesbildung, seine umfassenden Kenntnisse, seine strenge Gewissenhaftigkeit und bewährte Treue, seine unermüdliche Thätigkeit und unerschöpfliche Geduld, sein unbeschränktes Vertrauen ein wahrhaft unschätzbarer Freund. Fenelon war ihm ein Freund, ein Vater, sein Rathgeber, sein Orakel; er hatte keinen Gedanken, kein Gefühl, keinen Wunsch, in welchen er ihn nicht einweihte; er fragte ihn um Rath in häuslichen, wie in Staats-Angelegenheiten, über gesellschaftliche Verhältnisse, wie über Religions-Streitigkeiten; Fenelon stand mit ihm in fortwährendem Briefwechsel und er brauchte ihn nothwendig zur Vermittlung seines Verkehrs mit dem Prinzen und dem Herzog v. Beauvilliers. Wie weit ihre Vertraulichkeit gieng und welche wichtigen Gegenstände sie umfaßte, haben wir aus den mitgetheilten politischen und kirchlichen Denkschriften gesehen. v. Chevreuse starb dreiviertel Jahre nach dem Prinzen, am 5. Nov. 1712. Einige Wochen später (am 26. Dec. 1712) schrieb Fenelon an den Herzog v. Beauvilliers; „Noch blutet mein Herz seit dem unersetzlichen Verlust des Prinzen, und der des theuren v. Chevreuse hat alle meine Wunden wieder aufgerissen. Doch sei Gott gepriesen und seine unergründlichen Rathschlüsse angebetet! Bis in den Tod, wie im Leben, bleibe ich Ihnen mit unbegränzter Dankbarkeit und Hingebung zugethan!" In andern Stunden, wenn das natürliche Gefühl seine Rechte geltend machte, schrieb er: „Wahre Freundschaft verursacht uns die größten Schmerzen, den bittersten Gram. Man möchte nur wünschen, daß alle ächten Freunde auf einander warten könnten, um an Einem Tage zu sterben. Menschen, die Niemand lieben, könnten wohl die ganze Menschheit mit trockenen Augen und vergnügtem Herzen ins Grab legen; sie sind nicht werth zu leben. Es kostet Einen viel, wenn man Sinn für Freundschaft hat; aber die, welche ihn haben, würden sich schämen ihn nicht zu haben; sie wollen lieber darunter leiden, als gefühllos sein."

An die Herzogin v. Chevreuse, welche während ihrer vieljährigen trefflichen Ehe keinen Tag von ihrem Gatten getrennt gewesen und jetzt über seinen Tod untröstlich war, schrieb er: „Ein Band des Herzens verbinde uns mit ihm, um den wir trauern; er ist uns nicht fern wenn wir ihn auch nicht sehen; er sieht, er liebt uns, er nimmt Theil an unsren Nöthen. Glücklich im Hafen angelangt betet er für uns, die wir noch dem Schiffbruch ausgesetzt sind. Er ruft uns leise zu: kommt bald nach! Die reinen Geister sehen, hören, lieben fortwährend ihre wahren Freunde in ihrem gemeinsamen Mittelpunkt. Ihre Freundschaft ist unsterblich, wie die Quelle, aus der sie entspringt. Die Ungläubigen lieben nur sich selbst, sie sollten verzweifeln, weil sie ihre Freunde für immer verlieren; hingegen die göttliche Freundschaft verwandelt die sichtbare Gemeinschaft in eine lautere Glaubens-Gemeinschaft; sie weint, aber in Thränen getröstet sie sich der Hoffnung des Wiedersehens im Land der Wahrheit, im Schoß der ewigen Liebe."

Noch Einen Freund hatte jetzt Fenelon, v. Beauvilliers, dessen Namen, Rang, Würden, Charakter und Ansehen so viel zum Lebens-Glück Fenelons beigetragen, der ihm die Laufbahn der Ehre, des Ruhms, des Glücks eröffnet, dessen feste, muthvolle Freundschaft allen Stürmen des Hoflebens getrotzt, und selbst der Freundschaft Ludwigs des XIV. widerstanden hatte, um Fenelon in seinem Unglück und der Verbannung treu zu bleiben. Im Leben und bis in den Tod waren sie miteinander verbunden durch religiöse Einsicht und innige Frömmigkeit, durch Sinn für alles Edle, durch liebliche Aehnlichkeit des Charakters, der Sitten und der Grundsätze. Unwandelbar war ihre gegenseitige Achtung und ihr Vertrauen. Von seiner Abgeschiedenheit aus war der Erzbischof stets der Führer und Rathgeber des Herzogs. An dem Tage, da Fenelon den Befehl erhielt, den Hof zu verlassen, sah er seinen edlen Freund zum letztenmal; acht Jahre hatten sie zusammen gelebt, siebzehn Jahre lebten sie getrennt. In seinen letzten Lebensjahren kam ein Unglück um das andre über den Herzog; im Jahre 1705 verlor er innerhalb acht Tagen seine zwei einzigen Söhne; im Jahre 1712 sah er seinen Zögling, den

Prinzen, scheiden, der ihm mit der Achtung und Anhänglichkeit eines Sohnes und mit dem Vertrauen eines dankbar liebenden Freundes entgegen gekommen war; am Ende desselben Jahres raffte der Tod den Herzog v. Chevreuse, seinen Schwager weg, mit welchem er täglich zusammen war und in einem so innigen Verhältniß stand, wie man es am Hofe nicht leicht findet. Jetzt blieb ihm nur noch Fenelon, aber es war ihm nicht einmal vergönnt, den theuren Freund zu umarmen und den Schmerz seiner Seele in die seinige auszuschütten. Solche unersetzliche, schnell aufeinander folgende Verluste mußten wohl seine zarte, schwächliche Gesundheit vollends zerstören. Fenelon kannte die Gefahr, welche das Leben des Freundes bedrohte der ihm jetzt vollends Alles war. Er schrieb ihm (25. Dec. 1712): ich beschwöre Sie, lieber Herzog, Ihre schwache Gesundheit zu pflegen. Sie bedürfen geistige Ruhe und Heiterkeit, frische Luft und körperliche Bewegung. Es würde mich sehr freuen, zu hören, daß Sie in der schönen Jahreszeit manchmal spazieren reiten, ich hoffe, die liebe Frau Herzogin wird Ihnen zureden; nichts ist besser für Sie. Was wollte ich nicht geben für Ihre Erhaltung!" Aber die traurigen Ahnungen, welche sich Fenelon aufdrängten, gaben sich in seinen Briefen kund, auch wenn er den Namen des Herzogs nicht nennt. In einem Brief an den Abbé v. Beaumont (22. Mai 1714) heißt es: „Ich lebe nur noch von der Freundschaft, und die Freundschaft wird mir den Tod bringen. Ich fühle, wie sehr ich Sie liebe, und dieß macht mir am meisten bange, denn Gott nimmt mir die Personen weg, die ich am meisten liebe. Meine Liebe muß nicht rechter Art sein, da Gott in seiner Barmherzigkeit oder in seinem Eifer sie mir wegnimmt." Seine Befürchtungen waren nur zu sehr begründet. Die Unglücksfälle in seiner Familie, der plötzliche Tod des Prinzen, der Gedanke an die Verwirrung, welche der Tod des Königs zur Folge haben würde, legten den Herzog auf das Siechbett, und er erlag am 31. Aug. 1714, 66 Jahre alt. Fenelon überlebte ihn nur um 4 Monate. So schied innerhalb weniger als 3 Jahre diese unvergleichliche Gesellschaft von trefflichen Männern, deren Bund durch ihre ernste Frömmigkeit einen besonders ehrwürdigen Charakter an sich trug.

Der Tod des Herzogs war der letzte Schlag, der die gefühlvolle Seele Fenelon's vollends niederschmetterte; seine schwache Natur konnte dem Eindruck eines so schmerzlichen Verlustes nicht widerstehen. Er sah in diesen traurigen Ereignissen und wollte nichts anderes darin sehen, als den Rath der Vorsehung, welche alle seine Bande abbrach, um ihm keinen Anziehungspunkt auf Erden übrig zu lassen und alle seine Gedanken auf die Ewigkeit zu richten. Er raffte seine wenigen Kräfte zusammen, um die traurige Pflicht der Freundschaft gegen die Herzogin zu erfüllen, aber durch die Tröstungen, durch welche er ihren Schmerz zu lindern sucht, klingt vernehmlich die Ahnung durch, daß er bald seinem Freunde ins Grab nachfolgen werde. Er ermahnt die Herzogin (16. Nov. 1714): „ihre Blicke zu erheben zu Dem, der allein das trostlose natürliche Herz stillen kann, in welchem wir Alles Verlorne wieder finden, der es uns durch den Glauben und die Liebe wieder nahe bringt, der uns zeigt, daß wir den Vorangegangenen bald folgen werden, der mit eigner Hand alle unsre Thränen abwischt." In einem Brief an dieselbe (vom 5. Dec. 1714) heißt es: „Möge Gott in die Tiefe Ihres verwundeten Herzens Seinen Trost ergießen! Die Wunde ist schrecklich, aber die Hand des Herrn hat eine allvermögende Kraft. Nein, nur den Sinnen ist ihr Gegenstand entzogen; der, den wir nicht mehr sehen, ist mehr als je uns gegenwärtig, wir finden ihn beständig in unsrem gemeinsamen Mittelpunkt, er sieht uns in demselben, er verschafft uns den nöthigen Beistand; denn er kennt besser, als wir selbst, unsre Nöthen, er, der keine eignen mehr kennt, und bittet um die nöthigen Mittel um uns aufzuhelfen. Ich habe ihn ja schon so viele Jahre nicht mehr sehen dürfen, aber ich spreche mit ihm, ich schütte ihm mein Herz aus, ich glaube ihn vor dem Angesicht Gottes zu finden, und obgleich ich ihn schmerzlich beweint habe, glaube ich doch ihn nicht verloren zu haben. O welche tiefe Wahrheit liegt in dieser innigen Gemeinschaft!"

Besonders rührend für die Herzogin mußten folgende ahnungsvolle Zeilen in einem Brief Fenelon's (vom 28. Dec. 1714) sein, wahrscheinlich dem letzten, den er geschrieben hat: „Bald werden wir wieder finden, was wir niemals werden verloren haben; täglich nähern

wir uns diesem Ziel mit schnellen Schritten; noch um ein Kleines, und es wird nichts mehr zu beweinen geben. Drei Tage nachher, am 1. Januar 1715, legte sich Fenelon auf das Krankenlager, von welchem er nicht mehr aufstund.

### 8. Fenelon's letzte Tage.

Durch die tiefe Trauer, in welche Fenelon versetzt war, ließ er sich von seinen Amts-Verrichtungen nicht abhalten. Noch in den letzten Wochen des Jahrs machte er eine kleine Visitations-Reise, auf welcher er an einer gefährlichen Stelle umgeworfen wurde. Obgleich Niemand Schaden litt, so verursachte doch der Anblick der Gefahr seiner geschwächten Natur eine heftige Erschütterung; er kam unwohl nach Cambrai zurück; es trat Fieber dazu und er sah, daß seine Stunde gekommen war. „Die Welt, sagt St. Simon, deren Treulosigkeit er so vielfach erfahren hatte, und ihr vergängliches Wesen war ihm längst gleichgiltig; seine gottselige Gesinnung, in welcher er sich von jeher übte, war durch die wiederholten Trauerfälle noch besonders angeregt worden; so schien er gar nicht auf das zu sehen, was er zurücklassen, sondern nur mit dem sich zu beschäftigen, was er finden sollte, in völliger Gemüthsruhe und Seelenfrieden. Sein Geist war los vom Irdischen, und er gieng mit nichts mehr um, als mit bußfertigen Gedanken und mit der Sorge für das geistliche Wohl seiner Diöcese; sein demüthiges aber festes Vertrauen hatte alle Furcht überwunden.“ Ueber den Verlauf seiner Krankheit berichtet sein Almosenier, wie folgt: „Sie begann am Abend des 1. Januars und dauerte 6½ Tage unter sehr heftigen Schmerzen. Es war ein fortwährendes Fieber, dessen Ursache man nicht kannte. Er wollte keine andre Unterhaltung, als Vorlesung aus der heiligen Schrift. In den ersten Tagen gab man seinem Verlangen nur in einzelnen Zwischenräumen nach, weil man fürchtete, die Aufmerksamkeit auf das Lesen möchte der Wirkung der Arznei hinderlich sein und die Krankheit steigern. Man las ihm immer nur wenig auf einmal vor, gelegentlich schloß man daran Sprüche über die Vergänglichkeit der irdischen und über die Hoffnung der

ewigen Güter. Oefter sagten wir ihm die letzten Verse von 2. Kor. 4 und die neun ersten von 2. Kor. 5, welche ihn besonders erquickten; er sagte ein paarmal: Wiederholen Sie diese Stelle! Dazwischen hinein sprach man mit ihm von dringenden Angelegenheiten der Diöcese, deren Ausfertigung er unterzeichnete. Man fragte ihn, ob er nichts an seinem Testament (welches er im Jahre 1705 abgefaßt hatte), zu ändern hätte; er machte einen Anhang dazu, um an die Stelle des Abbé Langeron den Abbé Fenelon zum Vollstrecker des Testaments einzusetzen. Namentlich erbat ich mir seine Weisungen hinsichtlich zweier Werke, die er drucken ließ. In den zwei letzten Tagen und Nächten verlangte er inständig, daß wir ihm die seiner Lage entsprechendsten Sprüche vorsagen möchten. „Noch einmal, sagte er immer wieder, noch einmal" „sagen Sie mir diese göttlichen Worte!" und dann sprach er sie mit uns nach, so weit seine Kräfte es zuließen. Man sah in seinen Augen und in seinen Gesichtszügen, mit welcher Inbrunst er sich die darin ausgesprochnen lebendigen Gefühle des Glaubens, der Hoffnung, der Liebe, der Ergebung, der Gemeinschaft mit Gott, der Nachfolge Christi aneignete. Mehrmals ließ er uns die Worte wiederholen, welche die Kirche dem berühmten gallicanischen Bischof Martin in den Mund legt: „Herr, wenn dein Volk meiner noch bedarf, so will ich mich der Arbeit nicht entziehen, dein Wille geschehe!" Preiswürdiger Mann! Die Arbeit ist ihm nicht zu schwer geworden und der Tod hat ihn nicht überwunden; er fürchtete nicht, länger zu leben und weigerte sich nicht zu sterben. Diese Ergebung in den Willen Gottes zeigte eben auch Fenelon. Ich erlaubte mir auch, wie die Schüler des Bischofs Martin, ihn zu fragen: „Ach warum verlassen Sie uns? Was wird aus uns werden? Vielleicht werden reißende Wölfe in Ihre Herde kommen und sie verheeren." Er antwortete nur mit Seufzen.

Obgleich er erst am Weihnachts-Abend vor dem Mitternachts-Gottesdienst gebeichtet hatte, beichtete er doch schon am zweiten Tag seiner Krankheit noch einmal. Am dritten Tag, des Morgens, trug er mir auf ihm das heilige Abendmahl reichen zu lassen, und eine Stunde darauf fragte er, ob ich Alles zu dieser Feier vorbereitet habe. Da ich ihm vorstellte, die Gefahr scheine nicht

so dringend, so erwiederte er: „in dem Zustand, in welchem ich mich fühle, habe ich nichts dringenderes zu thun, als das.“ Sofort ließ er sich von seinem gewöhnlichen Schlafzimmer in das große Zimmer bringen; er wünschte, daß alle seine Domcapitularen bei der feierlichen Handlung zugegen sein könnten. Vor dem Abendmahl richtete er an alle Anwesenden einige Worte der Erbauung, welche ich aber, weil ich zu weit von seinem Bett weg stand, nur undeutlich vernehmen konnte.

Am Nachmittag des vierten Tags der Krankheit kamen seine Neffen, Abbé Beaumont und Marquis Fenelon mit Extrapost von Paris an. Es that ihm sichtbar wohl, sie zu sehen; er fragte sie, wer ihnen die beunruhigende Nachricht gegeben habe, aber sie brachten vor Traurigkeit kein Wort heraus, sondern deuteten nur auf den Abbé v. Fenelon, welcher bei dem Ausbruch der Krankheit in Cambrai anwesend war.

So tief ergriffen ich ihn bei dem Tod seines Herzensfreundes Langeron und bei dem des Prinzen gesehen hatte, so konnte er jetzt in seiner letzten Krankheit die tiefe Trauer und die Thränen derer, die ihm am liebsten waren, mit ansehen ohne zu weinen.

Seine Neffen hatten den berühmten Leibarzt Chirac von Paris mitgebracht; derselbe trat sogleich mit den Aerzten, die die Krankheit behandelten, in Berathung, und sie wurden eins, noch eine Aderlässe und ein Brechmittel anzuordnen. Die Wirkung erfolgte sogleich und schien dem Kranken Erleichterung zu verschaffen, so daß man einige Hoffnung faßte. Aber bald erkannte man, daß die Krankheit stärker war als die Mittel, und daß Gottes Wille war, ihn von der Welt abzurufen, so gut auch die Kirche in dieser Zeit der Spaltung und der Aufregung seine Dienste hätte brauchen können.

Am Morgen des Erscheinungsfestes drückte er sein Bedauern aus, nicht selber die Messe lesen zu können und wies mich an, seine Stelle zu vertreten. Während dieser kurzen Zwischenzeit wurde er bedeutend schwächer und man gab ihm die letzte Oelung. Gleich nachher ließ er mich rufen, und alle Anwesenden sich ent-

fernen; dann dictirte er mir seinen letzten Brief,*) unterzeichnete ihn und befahl mir, ihn vier Personen hier lesen zu lassen, und sobald er die Augen geschlossen, abzusenden. Er raffte dabei alle seine Kräfte zusammen, um im Gefühl seines nahen Erscheinens vor dem Angesicht Gottes seine innerste Gesinnung kund zu geben. Den Tag und die folgende Nacht hindurch war er sehr leidend, aber er freute sich, dem leidenden Jesu ähnlich zu sein; „jetzt bin ich mit Christo an seinem Kreuz," sagte er. Wir sagten ihm die Sprüche der Schrift von der Nothwendigkeit der Leiden, von ihrer kurzen Dauer und von ihrer geringen Bedeutung im Verhältniß zu der über alle Maß wichtigen ewigen Herrlichkeit, mit welcher sie gekrönt werden. Da seine Schmerzen immer heftiger wurden, sagten wir ihm, wie nach dem Bericht des Lucas der Heiland in solcher Lage heftiger betete. „Ja," sagte er, „Christus hat dreimal dieselbigen Worte gebetet." Aber da er vor Schmerzen es nicht vollends aussprechen konnte, fuhren wir mit ihm fort: „Vater! ists möglich, daß dieser Kelch vorübergehe, so nimm ihn von mir, doch nicht mein, sondern dein Wille geschehe!" „Ja, Herr!" sprach er, indem er seine schwache Stimme so viel als möglich erhob, „nicht mein, sondern dein Wille!" Das Fieber wurde von Zeit zu Zeit heftiger und es kamen Anfälle von Hitze, die er selbst fühlte und die ihn bekümmerten, obgleich keine anstößige, unpassende Aeußerung aus seinem Munde kam. Wenn die Fieberhitze nachließ, sah man ihn sogleich die Hände falten, die Augen gen Himmel richten und sich ganz im Frieden in die Gemeinschaft Gottes hingeben. Diese vertrauensvolle Ergebung in den Willen Gottes war von Jugend auf seine vorherrschende Herzensstellung gewesen, und er kam in seinen vertraulichen Unterredungen immer wieder darauf zu sprechen; es war, so zu sagen, seine geistige Nahrung, welche er seinen vertrauten Freunden gerne mitzugenießen gab.

Mit tiefer Rührung erinnere ich mich an die ergreifende Scene dieser letzten Nacht. Alle Glieder der frommen Familie, welche in Cambrai zusammen gekommen waren, kamen in den Augenblicken, wo der Kranke bei völlig freier Besinnung war,

---

*) an Letellier, siehe unten.

erbaten und empfingen seinen Segen, gaben ihm das Crucifix zu küssen und richteten einige Worte der Erbauung an ihn. Dann kamen Beichtkinder aus der Stadt um seinen letzten Segen hinzunehmen, dann seine Dienerschaft insgesammt unter Strömen von Thränen, und er ertheilte ihnen freundlich seinen Segen. Der Vorsteher des Seminars von Cambrai, Abbé Vayer, empfieng seinen Segen für das Seminar und die Diöcese. Dann sprach derselbe ein Gebet über den Sterbenden, womit er einige kurze, ergreifende Schriftworte verband, wie sie für den Leidenden paßten. Der Kranke lag ungefähr eine halbe Stunde da ohne ein Zeichen des Bewußtseins zu geben; hierauf schlief er sanft ein um halb sechs Morgens am 7. Januar 1715.

Wir glauben, daß unser theurer Erzbischof fromm und selig, wie er gelebt hat, gestorben ist. Alle die ihn näher kannten suchen irgend etwas von seinen Sachen als Andenken zu bekommen. Baares Geld hat man bei ihm nicht gefunden; die Verluste und die großen Ausgaben, die ihm die Besetzung der Gegend durch große Heere während der letzten drei Feldzüge verursachte, ohne daß er im Geringsten die Spenden beschränkte, welche er den Klöstern der Stadt, den armen Seminaristen bei ihrer Priesterweihe, den barmherzigen Schwestern, armen Kranken, den visitirten Gemeinden, den Studirenden aus der Diöcese auf Universitäten und einer Menge andrer Personen zu reichen pflegte, das Alles hatte seine Einkünfte völlig aufgezehrt. Seiner Familie hat er nichts hinterlassen weder von dem Erlös seiner Einrichtung noch von rückständigen Pachtgeldern; in seinem Testament setzt er seinen Neffen, den Abbé v. Beaumont als Universal-Erben ein, um seine frommen Zwecke zu vollziehen, die er ihm allein anvertraut hat, und der Abbé fährt bis zur Ankunft des Nachfolgers mit der Austheilung der Spenden ganz in der bisherigen Weise des Erzbischofs fort.

Die Theilnahme, die Sie mir bei diesem Trauerfall bezeugen, thut mir recht wohl; ob ich gleich in ihm einen Wohlthäter, einen Vorgesetzten, ja einen Vater verliere, so geht mir doch der Verlust noch viel näher, welchen die Kirche in diesem frömmsten, eifrigsten, gelehrtesten Kämpfer für den Glauben, und welchen die Diöcese,

insbesondere unser Seminar erleidet, dessen Gebäulichkeiten er eben aufrichten lassen wollte, um es hernach mit dem Orden von St. Sülpice in Verbindung zu setzen. Ob der Nachfolger ein so nützliches Unternehmen fortsetzen kann und ob er es will? Beten Sie für die Diöcese und für uns."

## 9. Fenelon's letzter Brief.

Der obenerwähnte Brief, welchen Fenelon nach dem Empfang der letzten Oelung diktirte, machte durch seine edle Selbstverleugnung großes Aufsehen am Hof und in der Stadt. Er ist an den Beichtvater des Königs, Letellier, gerichtet und lautet: „Ehrwürdiger Vater! Ich habe so eben die letzte Oelung empfangen und schicke mich an, vor Gottes Angesicht zu erscheinen; in diesem Augenblick bitte ich Sie inständig, dem König meine wahren Gesinnungen kund zu geben.

Der Kirche bin ich allezeit treu ergeben gewesen und die Neuerungen, die man mir Schuld gab, habe ich verabscheut; die Verurtheilung meines Buchs habe ich in unbedingter Einfältigkeit angenommen.

Für die Person des Königs bin ich in meinem ganzen Leben mit der lebhaftesten Dankbarkeit, dem aufrichtigsten Diensteifer, der tiefsten Ehrfurcht, und der unverbrüchlichsten Anhänglichkeit erfüllt gewesen.

Ich nehme mir die Freiheit, von Seiner Majestät mir eine zweifache Gnade zu erbitten, welche weder meine Person noch irgend Jemand von meiner Familie betrifft. Erstlich, er möge die Güte haben, mir einen frommen, kirchlich gesinnten, gütigen und gegen den Jansenismus, der in diesen Gränzgegenden einen ungeheuren Anhang hat, entschieden stehenden Nachfolger zu geben. Zweitens, er möge die Güte haben, mit meinem Nachfolger das Verhältniß zwischen ihm und dem Orden von St. Sülpice vollends festzustellen. Ich verdanke Sr. Majestät den Beistand, den ich von diesen ächt apostolischen, ehrwürdigen Männern erhalten habe. Wenn Se. Majestät meinem Nachfolger nahe legen will, daß er

die schon so weit vorgerückten Verhandlungen mit ihnen vollends abschließe, so wird die Sache bald im Reinen sein.

Ich wünsche Sr. Majestät ein langes Leben, dessen Staat und Kirche gleich sehr bedarf. Wenn ich vor das Angesicht Gottes treten darf, so werde ich ihn recht oft um diese Gnade anflehen. Sie wissen, ehrwürdiger Vater, mit welcher Ehrerbietung ich bin

Franz, Erzbischof von Cambrai."

6. Januar 1715.

Welchen Eindruck dieser Brief auf den König gemacht hat, ist nicht bekannt. So viel ist gewiß, daß er den Neffen Fenelon's, welche vermöge seiner strengen Grundsätze von seiner geringen Hinterlassenschaft nichts erbten und sich im Verhältniß zu ihrem hohen Stand in einer ziemlich beengten Lage befanden, nach dem Tode des Erzbischofs nicht die mindeste Aufmerksamkeit erwiesen hat. Frau v. Maintenon schrieb drei Tage nach Fenelon's Tod (10. Jan. 1715) an Languet, Pfarrer von St. Sülpice: „Es ist mir leid um den Tod des Erzbischofs v. Cambrai. Er war mein Freund, den ich durch den Quietismus verloren habe. Man sagt, er hätte bei der Kirchen-Versammlung, wenn es soweit kommt, Gutes wirken können." Eine ziemlich kühle Aeußerung über das Scheiden eines alten Freundes, welche übrigens einigermaßen jenes Wort, das dem König in den Mund gelegt wird, erklärlich macht: „Jetzt könnten wir ihn gerade wohl brauchen!" Es wäre damit nicht weiter gesagt, als daß der König noch in der damaligen kirchlichen Lage gute Dienste von Seiten Fenelon's erwartet, nicht, daß er ihm sich sonst wieder nähern zu wollen beabsichtigt hätte.

## 10. Hauptinhalt des Testaments Fenelon's.

„Obgleich mein Gesundheits-Zustand ordentlich ist, muß ich mich doch auf meinen Tod gefaßt machen. Im Blick darauf verfasse und schreibe ich eigenhändig dieses Testament, wodurch jedes vorangegangne zurückgenommen und für ungiltig erklärt wird.

## Erster Artikel.

Ich erkläre, daß ich in dem Schoß der katholischen, apostolisch-römischen Mutterkirche sterben will. Gott, der in den Herzen liest und mich richten wird, weiß, daß kein Augenblick in meinem Leben war, wo ich nicht mit kindlichem Gehorsam und Unterwürfigkeit zu ihr gestanden wäre, und daß ich niemals irgend einen der Irrthümer gehegt habe, welche man mir Schuld geben wollte. Als ich das Buch schrieb: „Erklärung der Grundsätze der Gläubigen", hatte ich keinen andern Gedanken, als die von der ganzen Kirche gebilligten Erfahrungen der Gläubigen von dem Wahn falscher Mystiker zu scheiden, die einen zu rechtfertigen und den andern zu verwerfen. Ich habe dieses Werk nur nach dem Rath von Männern abgefaßt, welche allem Wahn entschieden entgegengesetzt waren, und es nur nach vorangegangener Prüfung durch dieselben drucken lassen. Da das Werk in meiner Abwesenheit gedruckt wurde, kam der Ausdruck: „unfreiwillige Gemüthsbewegung" von Jesu in den Text, welcher in meiner Handschrift, wie sehr achtungswerthe Augenzeugen beurkundet haben, nur auf dem Rand stand, als ein erläuternder Zusatz, zu welchem man mir gerathen hatte. Ueberdieß schienen mir auch nach der Ansicht der Beurtheiler des Buchs die überall eingefügten berichtigenden Bemerkungen jeden falschen, gefährlichen Sinn augenscheinlich zu beseitigen. Auf Grund dieser Bemerkungen habe ich, so lange es mir gestattet war, das Buch zu halten und zu rechtfertigen gesucht; aber niemals habe ich irgend einen der in Frage kommenden Irrthümer begünstigen, noch irgend einer davon eingenommenen Person zu Gefallen reden wollen. Sobald Pabst Innocenz XII. das Werk verurtheilt hatte, habe ich diesem Urtheil von Herzensgrund unbedingt beigepflichtet, wie ich es zum Voraus versprochen hatte. Von dem Augenblick der Verurtheilung an habe ich nie ein einziges Wort zu seiner Rechtfertigung gesagt. Derer, die es angegriffen haben, habe ich nur gedacht um inbrünstige Fürbitte für sie zu thun und um in brüderlicher Liebe mit ihnen verbunden zu bleiben.

## Zweiter Artikel.

Ich unterwerfe dem Urtheil der allgemeinen Kirche und des apostolischen Stuhls alle Schriften, die ich verfaßt habe, und verdamme alles, was sich darin Ungeeignetes eingeschlichen haben sollte. Aber man darf mir keine Werke zurechnen, welche etwa unter meinem Namen gedruckt werden sollten; ich erkenne nur diejenigen an, welche von mir während meines Lebens anerkannt und unter meiner Leitung gedruckt worden sind. Andre

könnten mir nur ohne Grund zugeschrieben oder mit andern fremden Schriften vermischt oder entstellt sein.

Gott behüte, daß ich diese Verwahrung aus eitler Eigenliebe einlege; ich glaube nur dem bischöflichen Amt, mit welchem mich Gott beehrt hat, schuldig zu sein, daß mir kein Irrthum in Glaubens-Sachen und kein verdächtiges Werk zugeschrieben werde.

Der dritte Artikel enthält Legate und Belohnungen für die Dienerschaft.

## Vierter Artikel.

Ich wünsche, daß mein Leichenbegängniß in der Domkirche zu Cambrai auf die einfachste Weise und mit möglichst wenigen Kosten Statt finde. Es ist dieß nicht nur eine bescheidene Redensart, sondern ich glaube, daß die Mittel, welche für ein ansehnlicheres Leichenbegängniß verwendet werden könnten, für nützlichere Zwecke gebraucht werden sollen, und daß die Einfachheit des Leichenbegängnisses eines Bischofs die Laien darauf hinweisen soll, bei den ihrigen den eitlen Aufwand zu mäßigen.

## Fünfter Artikel.

Ich ernenne und bestimme zu meinem Universalerben Leon v. Beaumont, meinen Neffen, Sohn einer meiner Schwestern, bei dem ich von seiner Kindheit an eine der herzlichsten Freundschaft würdige Gesinnung gekannt habe, und der so viele Jahre hindurch mir das gewesen ist, was der beste Sohn einem Vater sein kann. Ich schreibe ihm nichts vor und überlasse alles seiner Gewissenhaftigkeit, weil ich völlig überzeugt bin, daß er in Uebereinstimmung mit meinen zwei Testaments-Vollstreckern den möglichst besten Gebrauch von dem machen wird, was er in meiner Hinterlassenschaft flüssig findet.

## Sechster Artikel.

Zu Testaments-Vollstreckern ernenne ich meinen Vetter, Abbé v. Chanterac, der mein Rath in der Diöcese war, der mir eine durchaus erprobte Freundschaft bewiesen hat, und den ich hoch verehre. Ferner den Abbé v. Langeron, einen theuren Freund, den mir Gott von unsrer frühsten Jugend an geschenkt hat, der ein Haupttrost meines Lebens war. Ich hoffe, diese zwei ächt christlichen Freunde werden meinem Erben ihren Rath und Beistand nicht versagen.

## Siebenter Artikel.

Obgleich ich meine Familie zärtlich liebe und ihre schlechten Vermögens-Verhältnisse nicht vergesse, glaube ich doch ihr meine

Verlassenschaft nicht zuschreiben zu dürfen. Die kirchlichen Güter sind nicht für Familienbedürfnisse bestimmt und sollen nicht aus der Hand kirchlicher Personen kommen. Ich hoffe, daß Gott die zwei Neffen segnen wird, die ich bei mir auferzogen habe, und die ich wegen ihrer sittlich frommen Gesinnungen, in denen sie sich zu befestigen scheinen, herzlich liebe.

Unterz. Franz, Erzbischof v. Cambrai.

Cambrai, 5. Mai 1705.

Das Testament wurde noch an seinem Todestage eröffnet und dem Domkapitel von Cambrai vorgelesen. Das Kapitel ließ sofort an den Minister, an die bürgerlichen und militairischen Behörden von Flandern, und an die untergeordneten Bischöfe Schreiben mit der Todes-Anzeige ergehen, in welchen sich die tiefste Trauer und die herzlichste Liebe zu dem Dahingeschiedenen ausspricht. Es findet sich auch in den Protokollen des Kapitels während der zwanzigjährigen Amtsführung Fenelon's nur ein einziges Beispiel, daß ein Mißverständniß zu einer kleinen Mißhelligkeit Veranlassung gab; aber eine einzige Besprechung der Sache hatte bald Alles wieder ins Reine gebracht.

Hinsichtlich der sonst durchaus üblichen Leichenrede beschloß das Kapitel: „die Testaments-Vollstrecker mögen berathen, ob es angehe, dem Prälaten die ordentliche Ehre zu erweisen, oder ob unter den vorliegenden Umständen eine Ausnahme von der Regel zu machen sei; es solle ihnen ganz frei stehen, zu beschließen, was sie für das Beste halten." Die Rede unterblieb. Es mußten gewiß dringende Beweggründe sein, durch welche die treusten Freunde des Verstorbnen bestimmt wurden, der allgemeinen Theilnahme diese wehmüthige Feier zu versagen. Aber sie mußten allerdings denken, daß Fenelon's Nachruhm auch ohne eine öffentliche Lobrede feststehe, und daß, wenn man seine Gedanken und Gefühle nicht frei aussprechen dürfe, es besser sei zu schweigen, als eine durch Rücksichten beengte, kalte Rede zu halten. Gewiß lag es auch im Sinn Fenelon's selbst, daß man sich auf diese Weise hütete, alte Erinnerungen wieder aufzufrischen und seine Familie gefährlichen Empfindlichkeiten preiszugeben.

So war denn Fenelon der einzige Erzbischof von Cambrai, dem keine Leichenrede gehalten wurde; und ebenso wagte es bei der Gedächtnißfeier Fenelon's in der französischen Akademie weder sein Nachfolger, noch der Director, des Telemach, des Buchs, welches zu den berühmtesten Werken der französischen Literatur gehört, Erwähnung zu thun. Desto lauter sprach sich die Stimme der öffentlichen Meinung bei seinem Tode allenthalben aus.

## 11. Allgemeine Trauer über sein Scheiden.

In den Niederlanden war die Trauer allgemein, selbst seine kirchlichen Gegner konnten ihm ihre Achtung nicht versagen und wußten, was sie an ihm verloren hatten. Die Jansenisten namentlich hatte er durch zahlreiche Schriften bekämpft, aber zugleich gewaltsames Einschreiten gegen sie abgewehrt und sie gegen persönliche Gefahren geschützt, so daß sie über sein Scheiden um so mehr trauerten, als sie nicht wußten, was für eine Behandlung sie von einem Nachfolger zu erwarten haben würden. Im Ausland war die Trauer über den Tod eines so hervorragenden Mannes noch größer als in Frankreich, wo Alles durch Parteileidenschaften und durch Nachwehen unglücklicher Kriege zerrüttet war, und aller Augen auf einen nahe bevorstehenden Umschwung in den öffentlichen Angelegenheiten gerichtet waren. Der Papst Clemens XI. sprach sich gegen den Cardinal Quirini, noch ehe er seinen Tod erfuhr, über Fenelon's Gelehrsamkeit und Frömmigkeit auf eine Weise aus, daß Quirini daraus schloß, er hätte ihn gerne zum Cardinal ernannt, wenn er nicht das Mißfallen des Königs dadurch zu erregen gefürchtet hätte. J. B. Rousseau, der sich damals im Ausland aufhielt, äußerte in einem Brief an den protestantischen Schriftsteller Crousat: „Der Ruhm Fenelon's wird ungeschmälert bleiben, so lange es auf Erden Leute gibt, welche für treffliche geistige und sittliche Eigenschaften Sinn haben; und zur Schande unserer Nation muß man es sagen, daß sein Tod überall noch mehr als in seinem Vaterland betrauert wird.

Die Wahl eines würdigen Nachfolgers erschien so schwer, daß Ludwig XIV. bis zu seinem Tode, der acht Monate später erfolgte, zu keinem Entschluß darüber kam.

## 12. Seine Persönlichkeit.

Von seiner Person gibt St. Simon folgende Schilderung: „Er war groß, mager, wohlgestaltet, hatte eine große Nase; seine Augen sprühten Geist und Feuer; seine Gesichtsbildung war durchaus eigenthümlich, so daß sie, wenn man ihn nur Einmal gesehen hatte, Einem nicht mehr aus der Erinnerung kommen konnte. Sie schloß Alles in sich, ohne daß die Gegensätze miteinander im Widerstreit standen; sie besaß Würde und Anmuth, Ernst und Heiterkeit; es prägte sich darin gleichmäßig der Charakter des Gelehrten, des Kirchenfürsten und des adeligen Herrn aus. In ihr wie in seiner ganzen Erscheinung trat am meisten die Feinheit, der Geist, die

Bildung, der Anstand, der Adel hervor. Man mußte sich Gewalt anthun, um die Blicke von ihm wieder abzuwenden. Alle Gemälde von ihm sind sprechend, obgleich sie die völlige Harmonie, welche an dem Original selbst auffiel und die Zartheit der darin vereinigten Züge nicht wiederzugeben im Stande waren. In gleichem Verhältniß war sein ganzes Benehmen so ungezwungen, daß man sich im Umgang mit ihm nicht beengt fühlte; über seiner ganzen Unterhaltung war der gute Ton und der feine Geschmack verbreitet, welchen man sich nur durch häufigen Umgang in der gebildeten Gesellschaft und in der großen Welt aneignen kann."

Fenelon ist nur 5 Monate über 64 Jahre alt geworden, aber die angestrengten Arbeiten der verschiedensten Art, mit welchen jeder Tag und ein großer Theil seiner Nächte ausgefüllt waren, seine vielleicht zu weit getriebene Mäßigkeit, die heftigen Stürme des Schicksals, und namentlich der Schmerz über den schnell auf einander folgenden Verlust seiner liebsten Freunde hatte seine Gesundheit gänzlich gebrochen.

Es ist nicht unwahrscheinlich, was St. Simon, der vertraute Günstling des Herzogs v. Orleans behauptet, daß der Regent Fenelon an den Hof würde zurückberufen und ihm eine hohe Stellung angewiesen haben. Aber man darf es für Fenelon nicht bedauern, daß ihm durch die Fügung der Vorsehung diese zweideutige Ehre erspart blieb. An jenem Hof, der sich über alle Forderungen der Sittlichkeit und des Anstandes wegsetzte, in einer Zeit, wo der Kirche eine Spaltung und dem Staat ein gänzlicher Umsturz drohte, wo täglich Gesetze erschienen, welche Trauer, Leid und Unglück über zahllose Familien brachten, hätte es Fenelon niemals wohl sein können; er ist im rechten Augenblick gestorben, um eine so traurige Zeit nicht mehr zu erleben.